This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600020988X

# Geheime Geſchichten

und

# Räthſelhafte Menſchen.

# Geheime Geschichten

und

# Räthselhafte Menschen.

---

Sammlung

verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

---

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

---

Zwölfter Band.

---

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

223. L. 56.

BIBLIOTHECA REGIA

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| I. Anhaltiniſche Geſchichten | 1 |
| II. Hans von Schinitz | 31 |
| III. Mainhard Schwalinger | 37 |
| IV. Hugo de Groot als ſchwediſcher Geſandter am franzöſiſchen Hofe. Von Karl Ludwig Kloſe | 61 |
| V. Die Grafen von Königsmark | 155 |
| VI. Madame de Geoffrin und ihre Tochter | 314 |
| VII. Noch einmal über General Thielmann | 331 |
| VIII. Ein armes Fräulein | 353 |
| IX. Reiſebriefe eines Hofmeiſters. (1671—73.) | 376 |
| X. Die von Allnpeck | 404 |
| Miscellen. | |
| 1) Halleſche Pönfälle | 423 |
| 2) Mirabeau's Großmutter | 433 |
| 3) Die Theilung der ſächſiſchen Truppen | 434 |
| Regiſter | 436 |

# I. Anhaltiniſche Geſchichten.

Das alte Haus Anhalt, Askanien, auf Grafen im Schwabengau, dem ſo edle Geſchlechter entſproſſen ſind, zurückführend, das den brandenburgiſchen Marken und dem Herzogthum Sachſen jahrhundertelang Regenten gegeben hat, von all ſeinen auswärtigen Erwerbungen aber, bei dem Erlöſchen der dort gebietenden Zweige, ausgeſchloſſen und auf ſeine alten Stammbeſitzungen zurückgeführt worden iſt, war der mittelalterlichen Gewohnheit der Landestheilungen nicht weniger zugethan, wie andere deutſche Dynaſtien und huldigte ihr auch in dem geringen Umfange des ihm verbliebenen Gebiets in oft wiederholter und vervielfachter Weiſe. Hier haben wir zunächſt der Theilung zu gedenken, die um das Jahr 1252 zwiſchen den Söhnen Fürſt Heinrich's I. und der Irmgard von Thüringen eintrat, und wobei Fürſt Bernhard, in den Gebieten von Bernburg und Ballenſtädt die alte bernburgiſche, Fürſt Siegfried in Köthen und Deſſau die alte zerbſtiſche, Fürſt Heinrich II. in Aſchersleben, Wegeleben und Gernrode die aſchersleben'ſche Linie ſtiftete. Die letztere iſt zuerſt, ſchon 1315, wieder erloſchen, worauf der damalige Fürſt zu Bernburg, Bernhard II., das Erbe an ſich zog, dieſen Beſitz jedoch bald von dem Bisthum Halberſtadt aus angefochten ſah, dem ſeine Nach-

kommen, nach langem Streite, Aschersleben auch überlassen mußten. Auch die bernburgische Linie erlosch schon 1468.

Das heutige Haus ist aus der alten zerbster Linie erwachsen, und die Geschichte, die wir zunächst berichten wollen, nimmt von dem Urenkel ihres Stifters, dem Fürsten Johann I. († 1382) ihren Ausgang, der von Elisabeth von Henneberg drei Söhne hinterließ, Sigmund I., Albrecht IV. und Waldemar, welche im Anfang eine gemeinschaftliche Regierung führten. Nach Waldemar's Tode (1392) aber theilten sich die beiden ältern Brüder ab, und zwar so, daß Fürst Sigmund den Antheil auf dem rechten, Albrecht den auf dem linken Elbufer, und der Erstere namentlich Zerbst erhielt, weil diese Stadt — die bedeutendste des Landes und damals sehr selbständiger Natur — erklärte: „sie hätte eine alte herkommende Gewohnheit, daß allemal der älteste Herr von Anhalt über Zerbst regieren und herrschen solle".

Fürst Sigmund schlug demnach seine Residenz zu Zerbst auf, während sein Bruder Albrecht zu Dessau und Köthen Hof hielt und daneben noch die ältere Linie zu Bernburg bestand. Er scheint ein in seinem Lande geachteter, energischer Fürst gewesen zu sein, der ein gutes Andenken hinterließ, wenn er auch manches vornahm, was heutzutage ein solches nicht begründen würde. Wir heben nur einige Züge seiner Regierungshandlungen hervor. Einmal ein von ihm noch bei Lebzeiten des Vaters und mit diesem vereint erlassenes Edict vom 5. Febr. 1378, das als ein frühes Beispiel einer Art Baupolizei bemerkenswerth ist. Es wird nämlich darin den Zerbstern zwar verstattet, die Ausläße ihrer Gebäude, in welcher Form und an welchem Orte sie auch sein möchten, zu behalten, zugleich aber verordnet, daß sie neue der-

gleichen nicht ohne Genehmigung des Fürsten bauen sollten. Später gerieth er auch wegen eines Baues mit den Zerbstern in Streit. Rath und Bürgerschaft hatten nämlich einen Thurm nahe bei dem fürstlichen Schlosse bauen lassen, den Fürst Sigmund nicht leiden wollte und der auch in der That ihm zum Hohne gebaut sein mochte, da er vom Volke Kiek in den Pott (Guck in den Topf) genannt wurde. Nachdem sie darüber einige Jahre miteinander in Mishelligkeit gelebt, wurde die Sache (1. April 1397) dahin verglichen, daß der Thurm zwar stehen bleiben, jedoch nicht höher, auch nur mit einem flachen Dache und ohne Erker gebaut werden; Rath und Bürgerschaft dagegen dem Fürsten 900 Mark Silbers erlegen, auch versprechen sollten, sich hinfüro nimmer an den fürstlichen Freiheiten und Gerechtigkeiten vergreifen zu wollen, wogegen der Fürst ihnen ihre alten Gerechtsame und Privilegien confirmirte.

Fürst Sigmund sei, erzählen die Chronikanten, ein magnifiquer Herr gewesen und habe nach Gelegenheit des Landes eine prächtige Hofhaltung geführt, dabei jedoch auch sein Land in gutem Wohlstand erhalten. Er habe eine ansehnliche Mannschaft auf den Beinen, auch jederzeit 6—7 Ritter um sich gehabt, welche vor der Burg, auch zum Theil in der Stadt gewohnt und sich jederzei wohl gehalten hätten. [1]) Mit ihnen und andern rittermäßigen Personen habe er einen eigenen Ritterorden aufgerichtet, dessen Zeichen eine Sichel gewesen, welche alle Mitglieder tragen müssen, und zwar die Ritter vergoldete, die Knappen silberne. Wenn dann der Fürst zum

1) Genannt werden als solche: Dietrich und Wiprecht von Zerbst, Henning und Cuno Rycke, Gero Dyrcken, Gerhard Gröben, Hans von Moritz.

Gottesdienst, oder sonst wohin in der Stadt gegangen, sei er von 6—7 dieser Ritter begleitet worden, die dabei allezeit ihre Ordenszeichen am Halse getragen, „welches", setzt der ehrliche Beckmann hinzu, „wie es an ihm selbst vergnüglich zu sehen gewesen, also diesen Herren ein sonderliches Ansehen zu Wege gebracht".

Weniger rühmlich, oder doch tadellos, scheinen zwei andere Maßregeln, wie sie von ihm berichtet werden. Einem von Liderit, der blind gewesen, soll er das Schloß Pomsen „entnommen", auch dessen Sohn nach Zerbst gebracht haben, wo er der Fürstin Kammerdiener werden müssen. Doch habe er ihn später, gegen Erlegung einer Summe Geldes, wieder auf freien Fuß gesetzt und ihm auch das Schloß wieder überlassen. Möglich freilich, daß hier nur die Entstellung einer gewöhnlichen Vorsorge des Lehnsherrn für einen lehnsunfähig gewordenen Vasallen und für die Erziehung seines Sohnes vorliegt, wobei nur das erlegte Geld einigen Zweifel erregen würde. — Dann legte er 1415 den Grund zu einer noch nach seinem Tode sich fortziehenden Fehde mit Magdeburg, indem er aus der Pflege Gommern und andern Dörfern bei 1200 Stück Schafe und 140 Stück Rindvieh forttreiben ließ. Indeß auch dies hing eigentlich mit einer Fehde zusammen, welche der neue Erzbischof von Magdeburg, Graf Günther von Schwarzburg, gegen Bernhard V. und dessen Bruder, den Bischof Rudolf von Halberstadt († 1406), erhoben hatte. Diese Fehde hatte ihren Grund theils in einem alten Grolle zwischen den Häusern Schwarzburg und Bernburg, theils in den Räubereien, die aus den den Bernburg gehörigen Burgen Stecklenberg und Falkenberg im Erzbisthum getrieben wurden. Beide Theile verstärkten sich durch Bündnisse und die zerbster Askanier nahmen für ihren Vetter Partei. Fürst

Sigmund scheint aber allerdings die Thätlichkeiten eröffnet zu haben, starb aber noch in demselben Jahre zu Koswig, in dessen Frauenkloster er begraben liegt. Seine letzte Kriegs- oder vielmehr Raubthat zog den anhaltischen und magdeburgischen Landen wiederholte gegenseitige Verheerungszüge zu, bei denen aber die Magdeburger, als die Stärkern, meist im Vortheil waren, die zerbster Vorstadt Ankun, die Muldenbrücken und Elbfähren verbrannt, Bernhard V. von Bernburg gefangen ward, bis endlich ein zu Kalbe geschlossener Friede (1408) der Fehde ein Ende machte. Wir wollen von den Incidenzfällen derselben nur folgenden erwähnen. Zerbst liegt an einem kleinen Flüßchen, das mehr nur ein Bach ist, die Nute geheißen. Dieser war einstmals so angeschwollen, daß die Zerbster sich auf dieser Seite für vollständig durch den Fluß gesichert hielten und in großes Erstaunen geriethen, als die Magdeburger gleichwol über die Nute setzten und dicht vor ihren Mauern erschienen. Da sollen sie sich denn einander verwundert gefragt haben: wie kommen sie über die Nute? und daraus ist eine sprichwörtliche Redensart entstanden, indem man mit dieser Frage: wie kommen sie über die Nute? die guten Zerbster zu schrecken und zu verspotten pflegte.

Diese Fehde hatte Fürst Albrecht, der Bruder Sigmund's, auszufechten, der sich die Herrschaft des Landes angemaßt hatte, ungeachtet sein Bruder, neben drei Töchtern [1]), fünf Söhne [2]) hinterlassen, die ihm, mit einem

---

1) Sophie († 1419), vermählt mit Burkhard Graf zu Barby († 1420). Sie liegen beide zu Kloster Berge. Elisabeth, vermählt mit Albrecht Graf zu Mansfeld († 1416). Mechtild ward 1446 Aebtissin zu Gernrode und † 1463.

2) Waldemar starb erblos. Georg ward der Stammvater der heutigen Anhaltiner. Johann ward geistlich und Dompropst zu Merse-

sechsten, früh verstorbenen Sohne und zwei gleichfalls in der Kindheit verstorbenen Töchtern, seine Gemahlin Brigitta oder Jutta, eine Tochter Gebhard's XVIII. von Querfurt, die einst für das schönste Fräulein in Sachsen gegolten haben soll, geboren hatte. Von diesen fünf Prinzen war der älteste, Waldemar, der bei des Vaters Tode ungefähr sechzehnjährig gewesen sein soll, mit seinem Hofmeister Hans Lützeldorf am österreichischen Hofe, wohin ihn sein Vater noch bei Lebzeiten geschickt hatte; die andern, meist noch im Knabenalter stehend, hielten sich theils zu Zerbst, theils bei ihrer Mutter auf deren Witwensitze zu Koswig auf. Fürst Albrecht, ihr Oheim, hatte sich aber sogleich nach dem Tode seines Bruders nach Zerbst begeben, um die Regierung zunächst als Vormund zu übernehmen, zugleich aber dem Rathe erklärt, daß ihm, als dem nunmehr Aeltesten des Hauses, die Regierung von Zerbst allein gebühre und sie ihn also als Herrn anerkennen möchten, was denn die Zerbster auch, unter Berufung auf ihre angebliche alte Gewohnheit, die sich freilich eigentlich auf das Gesammthaus hätte erstrecken sollen, thaten. Auf diese Nachricht schrieben nun die jungen Herren zu Koswig, in großer Bestürzung, an ihre andern Verwandten und namentlich an ihren Bruder Waldemar, den sie eilends nach Hause entboten. Sowie er zurückgekommen war, ließ er den zerbster Rath und die Ritterschaft nach Koswig laden, wo auch beide Theile durch Deputirte erschienen. Hier trug er ihnen vor, daß doch sein Vater ihr unleugbarer

---

burg. Sigmund war mit Mathilde von Anhalt-Bernburg vermählt, starb aber 1450 kinderlos. Albrecht († 1469) hatte die Erbtochter Konrad's von Egeln, Margarethe, heimgeführt, mit der er zwei Töchter zeugte.

Herr gewesen und daß er und seine vier Brüder, die alle zugegen waren, wieder unbestritten Erben ihres Vaters wären, Rath und Ritterschaft sei folglich bei Land und Leuten erhalten, und möchten nicht zugeben, daß sie so jämmerlich darum gebracht würden. Auch andere Anverwandte der jungen Herren verwendeten sich, und insonderheit bat ihre Mutter mit weinenden Augen für ihre Kinder. Die Deputirten scheinen aber vorsichtige Leute gewesen zu sein. Die von der Ritterschaft erklärten: wo sich Rath und Bürgerschaft von Zerbst hinwenden würden, dahin wollten sie auch gehen [1]), indem die Ritterschaft diesseit der Elbe sich nie von der Stadt getrennt hätte, sondern beiderseits stets bei Einer Herrschaft geblieben wären. Die Deputirten des Raths aber nahmen die Sache lediglich ad referendum an, und nachdem sie Rath und Bürgerschaft dieselbe berichtet, begab sich der sitzende Rath nach Dessau zu Fürst Albrecht und trug ihm vor, was die Prinzen begehrt hätten. Er berief sich natürlich auf den frühern Vorgang und ihre zeitherige Erklärung, und als sie wieder in Zerbst der Bürgerschaft abermals Vortrag gethan, erklärte diese einmüthig, sie wolle, nach alter redlicher Gewohnheit, an dem Aeltesten des Hauses halten.

Allerdings war dies dem Grundsatz gemäß, durch welchen Fürst Sigmund seinerzeit selbst in den Besitz von Zerbst gekommen. Es scheint aber, nach den freilich dunkeln und lückenhaften Berichten über die Sache, daß die Prinzen nicht blos von Zerbst, sondern von allem Besitz ausgeschlossen werden sollten, während ihnen doch jedenfalls das Land auf dem rechten Elbufer, außer Zerbst, nicht abzustreiten war, und während bei der

1) Heutzutage würde eher das Gegentheil zu erwarten sein.

frühern Theilung keiner ganz leer ausgegangen war. Möglich freilich, daß hier die vormundſchaftliche Regierung Albrecht's und ſeine ſelbſtändige Regierung ineinander geworfen wurden. Jedenfalls fanden ſich die Prinzen durch die Sache ſehr beſchwert, und ließen ſich auch dadurch nicht beſchwichtigen, daß ihr Oheim den älteſten von ihnen, Waldemar, an ſeinen Hof nahm, während er wahrſcheinlich meinen mochte, daß die übrigen recht wohl noch bei der Mutter bleiben könnten. Waldemar ſelbſt war keineswegs mit dieſer Anordnung einverſtanden, ſah vielmehr mit Unmuth, daß er, als ein freier Fürſt und der zu ſeinen rechtbaren Jahren gekommen (?), unter des Vetters Botmäßigkeit ſtehen ſollte. Als daher Fürſt Albrecht einſtmals nach Zerbſt gegangen war, ritt Prinz Waldemar mit einigen Dienern von Köthen fort nach Deſſau, wo es ihm gelang, ſich durch nächtlichen Ueberfall in Beſitz des Schloſſes zu ſetzen und die Diener ſeines Oheims auszutreiben. Als der Letztere das Geſchehene erfuhr, nahm er Einige vom Rath zu Zerbſt mit ſich, um zunächſt gütlich Handlung mit ſeinem Neffen zu verſuchen. Waldemar aber wollte nichts von dergleichen hören, rief vielmehr den Rathsherren aus dem Schloſſe zu: Fürſt Albrecht habe ſein väterliches Land und Herrſchaft geraubt, ihn und ſeine Brüder erblos gemacht und von Land und Leuten verſtoßen, und Rath und Bürgerſchaft von Zerbſt, die daran ſchuld ſeien, möchten daher dazuthun, daß ſie wieder zu ihren väterlichen Erblanden gelangten und nicht länger in der Irre umhergehen dürften. Albrecht erklärte nun, er müſſe das Schloß haben, es koſte was es wolle. Indeß er ſelbſt ſcheint keine Mittel dazu bereit gehabt zu haben. Die Zerbſter, die er anging, waren wiederum vorſichtige Leute und meinten, ſowol in den Zünften wie

in der gemeinen Bürgerſchaft: es wäre eine Sache, worin ſie lieber neutral bleiben und keinem Theile beilegen wollten. So wendete er ſich denn an Hans von Quitzow, aus dem bekannten gewaltthätigen märkiſchen Geſchlechte, das den Askaniern und den Wittelsbachern ſo viel zu ſchaffen gemacht und erſt durch die Hohenzollern gebändigt wurde. Mit deſſen Leuten zog er vor Deſſau und beſtürmte das Schloß, das jedoch tapfer vertheidigt wurde, bis Quitzow einen mit Stroh und Pulver gefüllten Wagen ans Schloßthor ſchob und anzündete, worüber das Schloß in Brand gerieth. Die nun durch das Feuer bedrängten Belagerten fanden endlich in der Küche ein Waſſerloch, welches ſie durchbrachen und ihren Prinzen glücklich nach Koswig zu ſeiner Mutter brachten. Erſt als die Belagerer merkten, daß gänzliche Stille im Schloſſe war, ließ Fürſt Albrecht ein Fenſter aufbrechen, durch das ſie einſtiegen und nun ans Löſchen gingen, wodurch wenigſtens die Hälfte des Schloſſes, nach der Mulde zu, gerettet wurde.

Waldemar und ſein jüngſter Bruder Johann ſuchten nun auswärts Unterkommen. Die drei andern, Georg, Johann und Sigmund, aber wendeten ſich nach Zerbſt und ließen nicht ab zu verſuchen, ob ſie die Zerbſter nicht auf ihre Seite bringen könnten, wobei es denn immerhin ein die Zeit nicht unlöblich bezeichnender Zug bleibt, daß ihr Oheim ſie ruhig walten ließ. Einſt kamen ſie alle drei in die volle Rathsſitzung und erklärten: ſie wären gleichwol ihre natürlichen Erbherren, „und geſchähe ihnen ungütig, daß ſie ihres väterlichen Erbes unverdient entſetzet würden, litten dabei großen Mangel; wollte demnach Rath und Bürgerſchaft ſie nicht verſorgen, ſo wollten ſie in ein Bürgerhaus nach dem andern gehen, und ſich dergeſtalt erhalten, denn ihnen unmög-

lich wäre, in solchem Jammer und Armuth länger zu leben". Da ihnen nun der Rath hierauf „eine schlechte Antwort" gab, so machten sie eines Sonntags den Anfang mit Ausführung ihrer Drohung, und wendeten sich zunächst zu einem Bürgermeister Hans Bornum, indem sie ihm erklärten, daß sie sich bei ihm zuerst einlogiren und dann von Haus zu Haus gehen würden, bis die Bürgerschaft ihren Jammer sich zu Herzen nehmen und ihnen wieder zu ihrem Lande verhelfen würde. Der Bürgermeister gerieth denn doch in Verlegenheit und vielleicht in einige Rührung. Leider war er, wie er versicherte, nicht darauf eingerichtet, so vornehme Herrschaften zu bewirthen, was denn freilich von seiner Küche keinen großen Begriff erweckt, und sie mußten ungespeist abziehen. Indeß sprach er ihnen wenigstens Trost zu und trug noch an demselben Tage seinen Collegen den Fall vor, ließ auch den nächsten Tag den ruhenden Rath und „andere vernünftige Bürger" zusammenrufen, um über die Sache zu berathschlagen. Indeß kam man auch diesmal zu keinem weitern Beschlusse, als daß man den Rath anderer, befreundeter Städte einholen wolle, was man auch, nachdem noch die Bürgerschaft ihre Zustimmung dazu gegeben, bei Quedlinburg, Halberstadt, Aschersleben und Magdeburg versuchte. Aber auch von da aus erhielt man keinen weitern Rath, als daß der zerbster Rath gütliche Vorschläge zu einem Vergleiche thun möchte. Als nun dies der Bürgerschaft vorgetragen wurde, meinte diese: es sei besser sich nicht in die Sache zu mischen; die streitenden Theile hätten beiderseits viele Freunde unter fürstlichen Personen, denen man es überlassen müsse, einen Vergleich zu vermitteln.

Demgemäß geschah es auch. Da inzwischen auch

die jüngern Prinzen zu mannbaren Jahren angewachsen waren, so schlugen sich Fürst Bernhard zu Bernburg, die Grafen von Mansfeld, Beichlingen, Querfurt u. a. ins Mittel, und vermittelten auf einem Tage zu Zerbst, am 23. April 1413 (dem heiligen Ostertage), einen in der That billigen und naheliegenden Vergleich, wonach alles in den Stand gebracht wurde, in dem es zu Fürst Sigmund's Zeiten gewesen, nur mit dem Unterschied, daß jetzt Fürst Albrecht, als der ältere, den zerbster Antheil bekam, wogegen er seinen Neffen seinen zeitherigen, den dessau-köthenschen Antheil überließ. Jagd und Fischerei auf beiden Elbufern blieb gemeinschaftlich, und die Neffen sollten ihrem Oheim jährlich 18 Lachse für 10 Schock Groschen liefern. [1])

Die Sache war aber damit noch lange nicht aus, sollte vielmehr noch für alle dabei Betheiligten und namentlich für die Zerbster langjährige Weiterungen und sonstige Beschwerden veranlassen. Zunächst lag in der angeblichen alten redlichen Gewohnheit der Zerbster, nur dem Aeltesten des Hauses zu dienen, ein auf die Dauer unleidliches Princip, da es ein fortwährendes Hin- und Herwechseln des Regiments zwischen den verschiedenen Zweigen des Hauses hervorgerufen haben würde, zumal es sich nicht blos um die Stadt handelte, sondern auch die Landschaft sich nicht von dieser trennen wollte. In der That verlangte Fürst Albrecht, welchem seine Neffen Zerbst und Zubehör für ihn und seine Erben abgetreten hatten, daß die Stadt ihm nun eine Erbhuldigung leisten

1) Damit er bei diesen Lachsen ja nicht übervortheilt werde, wurde ausdrücklich festgesetzt: daß die Neffen den ersten gefangenen Lachs, er den zweiten bekommen solle, und so fort, wie sie gefangen würden, bis die 18 voll wären.

solle, dessen sich aber die Bürger mit der Erklärung weigerten: sie wollten von ihrem alten Herkommen nicht ablassen, sondern nach seinem Tode thun, wie sie nach Sigmund's Tode gethan. Auch die Verwendung befreundeter Fürsten war vergeblich; und diese Weigerung, wie wohl schon manches in dem frühern Verfahren, legte den Grund zu einem Grolle des Fürsten gegen Zerbst. Bevor dieser jedoch sich weiter äußerte, handelten sie noch einmal einträchtig, und zwar gegen alte Freunde und Bundesgenossen des Fürsten, gegen die Quitzows. Diese standen eben auf dem Punkte, die Kraft des ersten Hohenzollern und seiner faulen Grethe, jener großen Donnerbüchse, mit der er ihre Burgen brach, zu empfinden. Sie hatten sich, mit andern Adelichen, geweigert, den zur Zeit als Statthalter eingesetzten Burggrafen Friedrich anzuerkennen, und er begann jetzt, nachdem er erst gütliche Mittel versucht, sich aber in der Stille gerüstet und durch Bündnisse mit den Nachbarfürsten gestärkt hatte, den anarchischen Burgbewohnern zu zeigen, daß sie einen Herrn über sich hatten. Fürst Albrecht hatte anfangs, in Erinnerung des Dienstes, den die Quitzows ihm gegen seine Neffen geleistet, gezögert, sich dem Bunde gegen sie anzuschließen, entschloß sich aber endlich doch dazu, um nicht den übrigen Fürsten verdächtig zu werden, und ließ sich für seinen Beitritt Hundeluft zusichern, das die Wallwitz für die Quitzows innehatten. Von den verbündeten Fürsten wurden die Burgen der Quitzows gleichzeitig angefallen, und Fürst Albrecht zog mit den zerbster Bürgern vor Hundeluft, das er, nachdem er einen Tag und eine Nacht davorgelegen, mit Verlust eines einzigen Bürgers erstürmte, noch bevor die Sachsen, die inzwischen Gatzow genommen hatten, ihm zu Hülfe herbeikamen. Die Wallwitz

flüchteten aber nach Dessau, wo sie bei den noch immer dem Oheim zürnenden Fürsten des andern Zweigs willige Aufnahme fanden.

Bald darauf fand Fürst Albrecht Gelegenheit, dem zerbster Rathe seine Ungnade fühlbar zu machen. Es war Zwist zwischen Rath und Bürgerschaft. Bereits hatte sich in Zerbst die Selbsterneuerung des Raths, eine Einrichtung, in die sich allerdings leicht Misbräuche, gegen die sich doch Vorkehrungen treffen lassen, einschleichen, die aber sonst viel Gutes hat, eingebürgert. Die Opposition verlangte aber jetzt, daß der Rath aus den Innungen dergestalt gewählt werden solle, daß jede Innung zwei Mitglieder wähle, die dann einen Rathmann ernennen sollten; eine Manipulation, die immer noch einer Kopfzahlwahl vorzuziehen ist. Daneben wollten die Schröter den übrigen Innungen gleichgestellt sein, was zeither nicht der Fall gewesen. Der Streit wurde von beiden Theilen an den Fürsten gebracht, und wenn dieser auch von seinem Wunsche, sich bei dieser Gelegenheit mit Hülfe der unzufriedenen Bürger noch vollständiger an dem Rathe zu rächen, durch seine Vasallen abgebracht wurde, so verfügte er doch, daß der Rath für das nächste Jahr nach den Wünschen der Opposition gewählt werden solle. Als aber das Jahr um war und die Schröter wieder mitwählen wollten, meinte die Bürgerschaft: der Rath solle selbst den neuen Rath wählen, wie es sonst gewesen, und wegen der Schröter, bei denen es sich nun nur noch um ihre anderweite Gleichstellung mit den übrigen Innungen handeln konnte, möge der Fürst entscheiden, der die Schröter dann abwies. Schade, daß man nichts Näheres über die Motive dieses Beschlusses der Bürgerschaft weiß, der von dem heutigen Verfahren, wo man es für einen unleidlichen

Rückschritt zu erklären pflegt, wenn irgendeine wenn auch noch so unweise „Errungenschaft" der Demokratie wieder aufgegeben werden soll, so wesentlich abweicht.

Bald darauf reiste Fürst Albrecht nach Konstanz, sich vom Kaiser belehnen zu lassen, und erwirkte sich hier auch ein Privilegium, wonach er befugt sein sollte, von jedem Fuder Bier, das aus der Stadt Zerbst ging, zwei böhmische Groschen Geleite zu erheben. Gegen diese neue Last erhoben sich aber die Betheiligten zunächst thätlich. Denn als der Fürst seinen Kaplan — allerdings einen wunderlichen Steuereinnehmer — in ein Bürgerhaus, wo magdeburger Fuhrleute Bier geladen hatten, schickte, um das Geleite einzufordern, stand ein Fuhrmann auf und ging mit den Worten: „Ja, du Ketzerpfaffe, ich will dir ein Geleit geben, dabei du meiner lange gedenken sollst", dem Kaplan mit einem großen Hebebaum so zu Leibe, daß derselbe eilends davonlief, von dem ganzen Dienste beim Fürsten nichts mehr wissen wollte und seiner Wege ging. Die Zerbster aber schickten zwei Männer nach Konstanz zum Kaiser, der sie freundlich anhörte, sie bedauerte, daß sie ihm so weit nachreiten müssen, und ihnen schließlich ihre Freiheiten und Gerechtsame bestätigte. Sie hatten dies allerdings auch der zwischen Fürst Albrecht und seinen Neffen bestehenden Feindschaft zu danken, indem sie von den letztern an Graf Günther von Schwarzburg und von diesem an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg empfohlen wurden, der sich dann bei dem Kaiser für sie verwendete. Die Zerbster beharrten nun auf ihrer Freiheit, ungeachtet der Fürst sie mannichfach chicanirte, auch einmal eine Ansprache an die gesammte Bürgerschaft hielt. Nun versetzte der Fürst Koswig für 600 Fl. Rh. an den Herzog von Sachsen, zog nach Schlesien, wo der Kaiser selbst war,

und wirkte sich ein Schreiben aus, worin der Kaiser den Zerbstern erklärte: sie würden ihm einen Gefallen thun, wenn sie das Geleite an den Fürsten bezahlten. Abermals von den Zerbstern beschickt, erläuterte Sigmund sein Schreiben jedoch dahin, daß er die Sache ganz in das Belieben der Zerbster gestellt und blos gemeint habe, jene Concession solle ihnen an ihren sonstigen Privilegien nichts schaden. Den Zerbstern aber beliebte es natürlich nicht, das Geleite zu zahlen. Nun dachte der Fürst an Gewalt, wozu ihm seine Schwäger, die Grafen von Mansfeld, 1000 Bergknappen stellen wollten. Indeß ließ er sich auch diesmal durch seine Vasallen davon abbringen, und stellte sich endlich mit der Stadt, die ihm während dieser Streitigkeiten keine Heeresfolge geleistet hatte, wieder auf so leidlichen Fuß, daß die Zerbster ihm in einer Fehde mit Wulf von Grabow erfolgreich beistanden.

Fürst Albrecht starb 1424. Er war zweimal vermählt gewesen, und hatte mit seiner ersten Gemahlin, Elisabeth, einer Tochter des Grafen Günther von Mansfeld, außer zwei Töchtern [1]), vier Söhne, deren zwei jedoch jung starben, mit der zweiten, Elisabeth von Hohnstein, einer Witwe Bruno's von Querfurt, drei Töchter [2]) und einen Sohn erzeugt, sodaß er dann bei seinem Tode drei Brüder als Erben verließ, die die Regierung gemeinschaftlich antraten. Jetzt aber kam wieder die „alte redliche Gewohnheit" der Zerbster dazwischen. Fürst Georg, jetzt, da Waldemar inzwischen verstorben sein muß, der älteste

1) Dorothea, vermählt mit Joachim Grafen von Oettingen, und Lutrud, vermählt mit Herzog Johann III. von Mecklenburg-Stargard.

2) Sophie, vermählt mit Graf Günther IV. von Barby, Dietburg, vermählt mit Graf Günther von Schwarzburg, und Agnes, Aebtissin von Gernrode.

Prinz im Hauſe, kam, ungeachtet er und ſeine Brüder in dem Vertrage mit Fürſt Albrecht dem letztern den zerbſter Antheil, ohne alle Erwähnung der alten Gewohnheit, für ihn und ſeine Erben abgetreten hatte, mit ſeinen Brüdern und Vaſallen nach Zerbſt geritten, verlangte als Aelteſter des Hauſes die Herrſchaft über die Stadt, und die Bürgerſchaft beſchloß in der That, bei der alten Gewohnheit zu bleiben. Diesmal wurde jedoch inſoweit ein anderes Verfahren beliebt, als die Landſchaft bei den zerbſter Prinzen blieb, und blos die Stadt Zerbſt dem deſſau-köthenſchen Antheil beigeſchlagen ward. Auch ſcheint den Albrecht'ſchen Prinzen ein Antheil an dem Schloſſe zu Zerbſt eingeräumt worden zu ſein, ſowie ein Beſitz in der Stadt, der nicht unter ſtädtiſcher Jurisdiction ſtand. Zunächſt zogen die drei Brüder, Adolf, Waldemar und Albrecht, nach Koswig, und da Fürſt Georg mit ſeinen Brüdern zu Deſſau oder Köthen reſidirte, ſo ſtand das Schloß zu Zerbſt leer und ward zur Schule benutzt. Nach einigen Jahren aber brach ein Zwiſt zwiſchen Adolf und Waldemar aus, worauf man ſich dahin verglich, daß Adolf den Theil des zerbſter Schloſſes und der Stadt übernehmen ſolle, der den drei Brüdern gemeinſchaftlich zugewieſen war. Hier hatte er auf der damals nur mit Planken umgebenen Vorburg eine Scheuer, die, als ſie einſt voll Korn lag, von den noch immer den Albrecht'ſchen Prinzen aufſäſſigen Wallwitzen (1430) niedergebrannt wurde, was denn Veranlaſſung gab, daß die Zerbſter eine Mauer erbauten, welche Stadt, Schloß und Vorwerke umſchloß. Es iſt dabei bemerkenswerth, daß die Stadt für die Erlaubniß zu dieſem Baue, der doch auch der Herrſchaft von Nutzen war, infolge Vergleichs 2000 Fl. an die Fürſten Adolf und Waldemar zahlte, welche dann das Geld ihrer

Schwester Lutrud, auf deren Hochzeit der Vergleich zu Stande gebracht worden, schenkten. Waldemar starb übrigens schon 1436 und hinterließ von seiner Gemahlin Sophie, einer Tochter Konrad's von Egeln [1]), nur einen Sohn, Johann († 1463), und eine Tochter, Elisabeth, welche beide in den geistlichen Stand traten. Zwischen Adolf und Georg dauerten aber die Zwistigkeiten fort und führten einmal so weit, daß beide Fürsten einander Schmähworte sagten und die Schwerter gegeneinander zückten, wobei sie mit Mühe durch die zerbster Rathmänner auseinander gebracht wurden. Endlich vermittelten die Vettern und Gefreunde eine neue Abkunft, wonach an Adolf und seinen Bruder noch die Hälfte von Köthen und das halbe Zerbst überlassen ward. Indeß der vollen Wirkung eines solchen Vergleichs widerstrebte wieder der Starrsinn der Zerbster. Diesen zu brechen, wendete sich Fürst Georg an den Kurfürsten von Sachsen, jetzt Friedrich den Streitbaren aus dem Hause Wettin, und Fürst Adolf an den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, welche denn auch der Stadt erklärten: sie würden den Fürsten beistehen, wenn sie sich nicht billig und fügsam bezeige. [2]) Die Bürger waren überdem uneinig und so fügten sie sich denn darein, den Kurfürsten von Brandenburg zum Schiedsmann anzunehmen, der auch 1440, mit dem Bischof Stephan von Brandenburg, nach Zerbst kam und seinen Schiedsspruch that. Hiernach sollte die Stadt von nun an allen Fürsten zu

1) Sie heirathete als Witwe seinen Vetter Albrecht von dem Sigmund'schen Zweige.

2) Schon vorher hatte ein zerbster Bürger, Hans Krüger, die drohende Aeußerung fallen lassen: er wolle große und mächtige Herren auf den Markt zu Zerbst bringen. Das unbesonnene Wort kam ihm theuer zu stehen: die Stadt ließ ihn greifen und rädern.

gleichen Theilen gehören; der zerbster Rath sollte das ihm von dem Fürsten verpfändete Geleite vor der Stadt und das Schloß Lindau ohne Entschädigung zurückgeben; die Orbede von 330 Mark brandenburgischen Silbers, welche gegen 1000 Fl. geschätzt wurde, für die aber die Stadt seit langer Zeit nur 400 Fl. gegeben, ward auf 500 Fl. bestimmt, sollte aber nie gesteigert werden; die Juden in der Stadt sollten den Fürsten eigen sein, denen auch die Münze zugesprochen ward; dagegen wurde das neue Geleite, das sich Fürst Albrecht vom Kaiser verleihen lassen, aufgegeben; schließlich sollte die Stadt den Fürsten 4000 Fl. Schadenersatz zahlen. Die Zerbster mußten sich in diesen Spruch fügen, und der Rath so gute Miene zum bösen Spiele machen, daß er nicht blos die Zehrung des Kurfürsten deckte, wie das in der Sitte der Zeit lag, sondern ihm noch einen Hengst verehrte. Im allgemeinen mochte das Meiste an dem Spruche billig sein; nur daß dabei übersehen war, daß die Zerbster sich schwerlich auf ihre „alte redliche Gewohnheit", die den Fürsten allerdings vielen Schaden verursacht, berufen haben würden, wenn sie nicht von den Fürsten selbst dazu veranlaßt worden wären. Unzweckmäßig war der gemeinsame Besitz der Stadt durch alle Fürsten und gab zu fortgesetzten Streitigkeiten Anlaß, bis endlich 1460 der Bischof von Brandenburg einen neuen Vergleich vermittelte, wonach Zerbst den Brüdern Adolf und Albrecht allein gehören, nach Abgang ihrer Linie aber an Georg und dessen Nachkommen fallen sollte. Man verglich sich dabei dahin, daß nunmehr wieder, wie die ursprüngliche Theilung gewesen, die Elbe die beiden Zweige abscheiden, das Land am linken Elbufer Georg, das am rechten Adolf und Albrecht gehören sollte, wobei denn Georg der zu erwartende Anfall

von Bernburg, der auch 1468 mit dem Erlöschen der dortigen Linie eintrat, allein zugesprochen ward.

Seine Nachkommen sollten auch das Uebrige erben; denn der Albrecht'sche Stamm war nicht von Dauer. Zuerst ging die Nachkommenschaft des jüngsten Prinzen Albrecht's V. aus, welcher selbst am 3. Jan. 1475 starb und von seiner Gemahlin, Elisabeth von Mansfeld, außer mehreren Töchtern [1]), einen reichbegabten Sohn Namens Philipp (geb. 3. Juni 1468) hinterließ, der den Kurfürsten Friedrich den Weisen 1493 ins Gelobte Land begleitete und als er eben im Begriff war, eine zweite derartige Wallfahrt vorzubereiten, in Zerbst bei ritterlichen Uebungen verwundet wurde und am 14. Nov. 1500 starb. Adolf I., mit Anna von Querfurt und mit Cordula von Ruppin vermählt, starb am 26. Aug. 1473. Von seinen Kindern ward die einzige Tochter Anna († 1. Aug. 1484) Aebtissin zu Gandersheim. Bernhard und Melchior starben in der Kindheit. Die drei überlebenden Brüder Wilhelm, Magnus und Adolf traten in den geistlichen Stand, wie denn Wilhelm am 2. Sept. 1504 als Franciscaner [2]), Magnus am 31. Oct. 1524 als Dompropst zu Magdeburg [3]), Adolf [4]) (geb. 16. Oct.

---

1) Anna und Margarethe starben jung oder unverehelicht. Marie ging ins Kloster Gernrode. Magdalene († 1515) ward Aebtissin zu Quedlinburg. Dorothea, die jüngste († 1565), vermählte sich 1496 mit Graf Joachim von Oettingen († 30. Juli 1520).

2) Er war der „Bruder Ludwig", dessen Demuth und Kasteiungen Luther so auffielen, zuletzt Guardian zu Halle.

3) Er war ein guter Jurist und ward 1495 Beisitzer des Reichskammergerichts.

4) Ein ausgezeichneter, wahrhaft christlicher Bischof, der mit den Gründen der Kirchenbewegung und den Absichten ihrer gemäßigten und redlichen Förderer sehr wohl sympathisirte, aber katholisch blieb, weil die Bewegung ihm zu weit zu gehen schien und weil er die Ab-

1458) als Bischof von Merseburg, das er 1514 geworden, am 24. März 1526 gestorben ist. Den beiden Letztern, Magnus und Adolf, wurde es durch besondere kaiserliche Vergünstigung verstattet, die Regierung auch als Geistliche fortzuführen, was sie in löblicher Weise gethan haben, bis sie 1508 sich entschlossen, ihr Land gegen eine Geldabfindung der Sigmund'schen Linie abzutreten, die bereits auch im Besitze des bernburgischen Antheils war.

Als diese Vereinigung des gesammten Anhalt erfolgte, bildeten zwei Söhne und vier Enkel jenes uns schon bekannten Fürsten Georg I. den Mannsstamm des Hauses: der in der Geschichte der Kirchenbewegung so bekannte Wolfgang (geb. 1. Aug. 1492, † 23. März 1566, unvermählt), ein Sohn Waldemar's VI. († 1508) und der Margarethe von Schwarzburg, dann Fürst Ernst [1]) und dessen Söhne: Johann IV., Georg III. (geb. 13. Aug. 1501, † 17. Oct. 1553), „der Gottselige" geheißen [2]), der, in vielem seinem Vetter Adolf noch geistig verwandt, doch weiter als dieser ging, sich innig an Luther anschloß, geistlicher Coadjutor eines lutherischen weltlichen Administrators von Merseburg wurde und in Rede und Schrift viel für das Lutherthum wirkte, und Joachim (geb. 8. Aug. 1509, † 6. Dec. 1561, vermählt), endlich Georg II., der schon

---

sichten der vielen selbstsüchtigen oder von Parteileidenschaft entflammten Theilnehmer scheute.

1) Er starb 12. Juni 1516. Seine Gemahlin war die treffliche Margarethe von Münsterberg (geb. 30. Aug. 1473, verm. 20. Jan. 1494, † 28. Juni 1530), die sich durch treffliche Wirthschaft um das Land, das sie, neben Fürst Wolfgang, während der Minderjährigkeit ihrer Söhne verwaltete, sehr verdient machte. Sie war eine Enkelin Georg Podiebrad's.

2) Vgl. über ihn: „Georg der Gottselige, Fürst zu Anhalt", nach Camerarius von W. Schubert (Zerbst 1853).

im nächsten Jahre, 25. April 1509, erblos verstarb. Johann IV. (geb. 4. Sept. 1504, † 4. Febr. 1551) pflanzte mit Margarethe von Brandenburg das Haus fort, und sein Sohn Joachim Ernst (geb. 20. Oct. 1536, † 6. Dec. 1586) ward, mit Agnes von Barby († 27. Nov. 1569) und Eleonore von Würtemberg (vermählt 8. Jan. 1571), die nachmals den Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt heirathete und am 12. Jan. 1618 starb, der Stammvater aller spätern Linien. Zwar versuchte man es noch einige Generationen hindurch mit gemeinschaftlichen Regierungen, bei denen doch in der Regel den ältesten Prinzen das Hauptwerk zufiel, während die andern sich auswärts versuchten und nur bei wichtigern Acten um ihre Zustimmung angerufen wurden. In dieser Weise führte auch Johann Georg I. [1]), anfangs unter Obervormundschaft des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg und des Administrators von Magdeburg, Joachim Friedrich, die Regierung für seine Brüder und mit ihnen, bis 1603, wo sie über eine Theilung übereinkamen, die 1606 auch ausgeführt wurde und so wie sie damals getroffen worden, bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden hat und theilweise noch fortbesteht, wiewol ihr gänzliches Aufhören in Aussicht ist. Die Vorgänge bei dieser Theilung sind, im Gegensatze zu dem früher Berichteten, als Beispiele brüderlicher Ein-

1) Geb. 9. Mai 1567, succ. 6. Dec. 1586, † 14. Mai 1618. Er war vermählt 1) mit Dorothea von Mansfeld-Arnstein (geb. 1562, vermählt 22. Febr. 1588, † 18. Sept. 1594); 2) mit Dorothea von Pfalz-Simmern (geb. 6. Jan. 1581, vermählt 31. Aug. 1595, † 18. Sept. 1631), aus welchen Ehen ihm 6 Söhne und 10 Töchter geboren wurden. Durch die zweite Gemahlin wurde er der Stammvater des Hauses Anhalt-Dessau, dem die Wiedervereinigung des ganzen Landes bestimmt scheint.

tracht bezeichnet worden, wie sie, neben entgegengesetzten, in deutschen Fürstenhäusern doch nicht zu selten vorgekommen.

Die immerhin eigenthümlichen Vorgänge jener Theilung waren folgende. Es ist allerdings zu viel gesagt, wenn es heißt, sie sei in einer halben Stunde vollzogen worden, während, wie auch gar nicht anders möglich, vorbereitende Verhandlungen in der Stille schon vorher gepflogen worden. Der Beschluß der Theilung, die man übrigens schon seit 1589 ins Auge gefaßt und deshalb die Finanzverwaltung, zu vorheriger Tilgung der Schulden, auf gewisse Zeit in die Hände der Stände gelegt hatte, ward am 17. bis 19. Juni zu Dessau gefaßt, wo die Fürsten selbst, deren fünf dabei concurrirten [1]), ohne Mitwirkung ihrer Räthe darüber übereinkamen, daß vier Theile gemacht und der fünfte Bruder mit Geld abgefunden werden solle. Zur Ausmittelung der Theile selbst und Bestimmung der Abfindungssumme bediente man sich der Beihülfe von vier zur Geheimhaltung verpflichteten Landräthen. Nun handelte es sich nur noch darum, wem jeder Theil zufallen und vor allem, wer sich darein ergeben solle, abgefunden zu werden. Johann Georg, der bereits die zweite Gemahlin und schon neun Kinder, worunter drei Söhne, am Leben hatte, überdem der Aelteste und um Land und Haus Verdienteste war, hatte schon vorher gebeten, ihn seiner Kinder halber mit der Abfindung zu verschonen. So begaben sich denn die andern vier Brüder am 30. Juni 1602, früh 8 Uhr, in ihres

1) Johann Georg und Christian von der ersten, August, Rudolf und Ludwig von der zweiten Gemahlin ihres Vaters. Zwei weitere Brüder waren bereits in den zwanziger Jahren ihres Lebens, ein dritter als Kind gestorben.

ilteſten Bruders „Stüblein auf dem Schloß zu Deſſau, über der Liberey gelegen", wo ſie ihn, weil er unpaß, noch im Bett fanden und, nach Anwünſchung eines brüderlichen guten Morgens, durch den zweiten Bruder, Fürſt Chriſtian, erſuchen ließen, „als der Aelteſte im Namen Gottes zur Option zu greifen und, worzu Ihre Liebden unter den vier Portionibus, darinnen das Fürſtenthum abgetheilt wäre, Ihre brüderliche Affection trüge, daſſelbe zu elegiren und zu nehmen. Auf dieſes haben Se. Liebden mit ganz brüderlichen und fröhlichen Geberden ſich zum allerhöchſten und freundlichſten bedankt", es ſelbſt und durch ſeine Kinder vergelten zu wollen verſprochen, und ſchließlich „im Namen der heiligen Dreifaltigkeit optirt" und den deſſauiſchen Theil erwählt. Er führte dabei als Gründe an, daß er dieſen Theil beſonders genau kenne, lange Jahre bereits daſelbſt regiert habe, auch durch deſſen Erwählung dem Verdacht entgehe, als habe er darin übel gewirthſchaftet. „Auf welches", heißt es in der Urkunde der Brüder weiter, „Wir bald alle insgeſammt aufgeſtanden und ein jeder inſonderheit Se. Liebden mit Glückes, Segens und Heils von Gott, nebſt erſprießlicher langwieriger geſunder Fortpflanzung auf Se. Liebden Poſterität, auch friedliche Regierung und Beſitz, aus rechtem brüderlichem aufrichtigem Herzen gewünſchet und gegönnet haben, welches Se. Liebden zu ſonderem hohen und großen Dank angenommen und verſtanden, und ſich ferner zu aller brüderlichen Liebe und Treue, auch zur Vermittelung bei den weitern Verhandlungen, in Gemeinſchaft mit Fürſt Auguſt, als dem älteſten der drei Prinzen aus zweiter Ehe, da nöthig, erboten haben."

Nachdem ſich die Brüder auch hierfür bedankt, traten die vier jüngern Brüder „mit freundlichem Urlaub ein

wenig auf die Seite", wo denn Fürst Christian [1], der gleichfalls bereits verheirathet war und einen Sohn und vier Töchter am Leben hatte, zwar seinen Wunsch zu erkennen gab, mit der Abfindung verschont zu werden, dies aber ganz den Brüdern anheimgeben wollte, und diese aufforderte, entweder selbst zur Wahl zu schreiten, oder den Fürsten August zu ersuchen, jedem Bruder sein Erbtheil anweisen zu wollen. Es begann nun ein liebevoller Wettstreit, wobei Fürst August wie Christian drang, seinen Theil zu wählen und auch die andern Brüder, namentlich auch Fürst Ludwig, dem als dem jüngsten die Abfindung am meisten zu drohen schien, ihre Bitten vereinigten, bis Christian sich endlich, nach längerm Sträuben, für den bernburgischen Theil entschied, weil er in Bernburg geboren sei. — Nun wendeten sich die beiden jüngsten Brüder an Fürst August mit dem Anliegen, daß auch nun er dazu schreiten möge, sich seinen Theil zu wählen. Dieser aber erklärte nunmehr, daß er sich abfinden lassen wolle, blieb trotz aller Bitten bei diesem Vorsatz, nahm die beiden jüngern Brüder, in deren Mitte er stand, bei der Hand, dankte Gott von Herzen, daß diese brüderliche Verhandlung so weit gediehen und daß es ihm vergönnt wäre, zu deren völliger

---

1) Geb. 11. Mai 1568, † 17. April 1630, vermählt 2. Juli 1595 mit Anna von Bentheim-Tecklenburg († 3. Dec. 1624), die ihm 6 Söhne und 10 Töchter gebar. Durch seinen Sohn Christian II. wurde er der Stammvater des noch jetzt, wenn auch nur aus zwei Augen bestehenden Hauses Bernburg. Ein jüngerer Sohn, Friedrich, gründete eine Nebenlinie zu Harzgerode, die jedoch schon in der nächsten Generation wieder erlosch. Eine andere Linie zu Hoym wurde von Christian's II. Enkel Leberecht (geb. 27. Juni 1669, † 17. Mai 1727) begründet, ist aber am 22. April 1812 erloschen.

endigung zu helfen, und ermahnte und bat die Brü-
, daß Fürst Rudolf mit dem zerbster und Fürst Lud-
g mit dem köthenschen Antheil zufrieden sein möge,
welches dann Ihre Liebden mit gutem und dankbarem
zen alsobald ohne einige Widerrede oder Difficultät
Gottes Namen angenommen", worauf dann wieder
ückwünsche und Danksagungen anhoben, und zuletzt die
Brüder sich umarmten. Dann ging Fürst August,
jeder Hand einen Bruder führend, zu den beiden
lern Brüdern und berichtete ihnen das Vorgegangene,
rauf Fürst Johann Georg sich „mit ganz brüderlichem
bieten in seinem Bettlein erhob, hoch berühmte, daß
. Liebden Fürst Augustus die Angelegenheit dieses
erkes sich so standhaft und wohlbedächtig zu Gemüthe
ühret, auch die Erhaltung löblicher Familie mehr, als
o eigenes Interesse geachtet hätte, und alle anwesende
üder vermahnte und freundlich bat, solche erzeigte Lieb
Treu an Sr. Fürst Augusti Liebden in allem
ten zu erwiedern; welches die sämmtlichen Herren
rüder alsobald mit gutem und willigem Herzen an-
oten. Ja Fürst Rudolf begann nochmals und er-
te sich bereit, dem Fürsten August seinen Antheil
utreten und sich abfinden zu lassen, was denn sämmt-
e Brüder mit großer Bewegung vernahmen, während
rst August sich zum höchsten bedankte, das Erbieten
r deprecirte, worauf es wieder an ein Glückwünschen
Umarmen ging." Der Concipient der Urkunde,
che diesen Bericht enthält, Fürst Ludwig selbst, sagt
ei: „Und ist kein Zweifel, wer diesem actui zusehen
en, wie er dann für Gott und seinen heiligen Engeln
ig kund und offenbar, er würde haben sagen und be-
nen müssen, daß ihme dergleichen nie vorkommen, noch

vielmehr zuvor geschehen wäre; ganz brüderlich vertraulich ohne Argelist und Gefährde ist es zugegangen und hat in Wahrheit die Liebe nicht das ihrige, sondern vielmehr, was des andern Nutz gewesen, gesuchet und sich darum bemühet. Es wolle die Posterität dieses auch wohl merken, daß dieser ganze Actus in einer halben Stunde oder wenig mehr ganz wohl und richtig zu Ende gebracht gewesen; so ganz vereiniget waren die brüderlichen Herzen, und ist zu glauben, es noch kürzer wäre zugegangen, wenn es nicht hierunter die brüderlichen und wohlgeordneten höflichen und kurzen Gespräch, damit ein jeder Bruder dem andern sein liebreiches Herz zu verstehen geben wollen, etwas verzogen; und hat die Feder, die auf freundliche Verordnung solches aufzeichnen sollen, vielmal und zum öftern gewünschet, daß ihr die Wort einfließen mögen, damit sie diesen Handel desto deutlicher der lieben Posterität lassen möge; sie muß aber solches bekennen, daß sie den wenigsten Theil erreicht habe; doch ist ihr wohl gelegen gewesen, soviel möglichen, den Scopum zu erlangen und nichts hierinnen zu setzen, das nicht also fürgelaufen, oder erfolgt wäre."

Bei dieser Theilung wurde übrigens das ganze Land zu einem Kapitalwerth von 1,500000 Thlr. mit 90000 Thlr. Einkünften angenommen, jede der vier Landportionen zu 300000 Thlr. mit 18000 Thlr. Ertrag geschätzt und die Abfindungssumme ebenso hoch bestimmt. Der abgefundene Bruder sollte für 100000 Thlr. ein Gut kaufen, und die übrigen 200000 Thlr. sollten ihm mit 6 Procent verzinst werden. Gemeinschaftlich blieben die Bergwerke, die Landsteuern, die Ausstattung der Prinzessinnen, der Berg und das alte Haus Anhalt, sowie alle noch schwebenden Rechtsstreite und Ansprüche.

Dem jedesmaligen Aeltesten des Hauses blieben die Schutzvogtei über Gernrode, die ausländischen Lehen und einige andere Vortheile und Gefälle vorbehalten, wogegen er die Lasten der Beschickung der Reichs- und Kreistage, der Lehnsempfängnisse u. dgl. zu bestreiten hatte. [1]) Die Theilung sollte ursprünglich erst 1611 in Vollzug kommen und Johann Georg bis dahin die Regierung fortführen, wurde aber, auf Bitte der Landschaft, die der Verwaltung der Aemter überhoben zu sein wünschte, schon 1606 ins Werk gesetzt, wo die Fürsten am 24. Juni von ihren Landestheilen Besitz ergriffen.

Das schöne Bild, das man aus der Schilderung einer brüderlichen Erbtheilung und namentlich von dem uneigennützigen Verhalten des Prinzen August mitgenommen, wird einigermaßen getrübt, wenn man erfährt, daß dieser bei Eintritt der Theilung doch einige verdrießliche Weiterungen veranlaßte. Man hatte ihm mehr geleistet, als man zugesagt, indem man ihm 200000 Thlr. baar bezahlt und blos 100000 zur Verzinsung vorbehalten hatte. Es fand sich aber jetzt, daß er jene Summe bereits angegriffen und auch Schulden gemacht hatte, worauf die Brüder sich entschlossen, noch 70000 Thlr. zuzuschießen, wovon die Hauptsumme verzinst, die Schulden getilgt und 20000 Thlr. auf Erbauung und Einrichtung eines Hauses verwendet wurden, wogegen sie ihm gute Wirthschaft und baldige Ankaufung eines Gutes empfahlen. Er trat auch in Unterhandlungen wegen

1) 1635 wurde die Wirksamkeit des Seniors zu einer gewissen obersten Leitung und Besorgung der gemeinsamen Landes- und Hausangelegenheiten erweitert.

Ankaufs einer Pernitzischen Herrschaft; die Sache zerschlug sich aber wieder. Daneben kam er auf den wunderlichen Einfall, seine Halbschwester Elisabeth (geb. 15. Sept. 1563), die Witwe Kurfürst Johann Georg's von Brandenburg, die keineswegs ein blos zugebrachtes Kind, sondern mit ihm von Einem Vater erzeugt, übrigens fast 12 Jahre älter als er war, zu heirathen, und die Dame war auch ganz einverstanden damit. Den Brüdern machte aber dieser, nach jüdisch-christlichen Begriffen blutschänderische Gedanke natürlich große Sorge, und sie bemühten sich eifrigst, Bruder und Schwester davon abzubringen, wurden aber erst durch den dazwischenkommenden Tod der Dame (28. Sept. 1601) von ihrer Sorge befreit. Endlich verglich man sich mit August dahin, daß ihm von Christian von Bernburg Plötzkau abgetreten wurde, wogegen er auf alle fernern Ansprüche verzichtete. Als er dabei sich auch der in den fremden Rechten begründeten Ausflüchte nach fremdrechtlicher Gewohnheit ausdrücklich begab, erklärten die Brüder dies für überflüssig, da es bei ihnen nicht herkömmlich, das, was zugesagt worden, zu brechen. August beschäftigte sich nun zu Plötzkau zunächst mit Chemie und Alchemie, woran er schon früh Geschmack gefunden zu haben scheint und deshalb auch ein besonderer Freund des Kaisers Rudolf II. geworden war. Mit dieser Richtung und sonstigen Eigenheiten eines etwas enthusiastisch angelegten Charakters scheint er doch redlichen Willen und treue Fürsorge für das Haus und dessen Glieder verbunden zu haben, an deren Spitze er später als Aeltester stand, auch in einzelnen Fällen als Vormund oder sonst vertretend eintrat. Obwol er sich übrigens abfinden lassen, so war es seinen Nachkommen doch beschieden, in die Succession eines Landestheils einzurücken. Denn

sein jüngster Bruder, Fürst Ludwig [1]), welchem Köthen zugefallen war, hinterließ aus zweimaliger Ehe nur einen elfjährigen Sohn, Wilhelm Ludwig [2]), für welchen sein Oheim August als Vormund eintrat, und der zwar die Regierung später selbst übernahm, aber, nach Eingehung einer kinderlosen Ehe, schon am 13. April 1665 starb, worauf die Söhne August's in Köthen succedirten. August [3]) hatte alle seine Brüder überlebt, erlebte aber diesen Anfall nicht. Seine Linie ist bekanntlich am 23. Nov. 1847 erloschen. — Von den fünf Brüdern, die jene Theilung vollzogen, starb erst der älteste, Johann Georg zu Dessau, dann der vierte, Rudolf [4]) zu Zerbst, und auch die Linie des Letztern ist, wenn wir von dem zeitigen Erlöschen der Ludwig'schen absehen, für welche die August'sche ein-

---

1) Geb. 17. Juni 1579, † 7. Jan. 1650. Er war vermählt: 1) mit Amöne Gräfin von Bentheim (geb. 19. März 1586, vermählt 31. Oct. 1606, † 8. Sept. 1625); 2) mit Sophie Gräfin von der Lippe (geb. 16. Aug. 1599, vermählt 12. Sept. 1626, † 19. März 1653). Aus der ersten Ehe kamen: ein Sohn, Ludwig, der im siebzehnten, eine Tochter, Luise Amöne, die im sechzehnten Jahre starb. In der zweiten Ehe ging dem einzigen überlebenden Sohne eine Tochter zuvor, die nur ein Jahr lebte.

2) Geb. 3. Aug. 1638, † 13. April 1665, vermählt 25. Aug. 1663 mit Elisabeth Charlotte von Anhalt-Bernburg-Harzgerode (geb. 11. Febr. 1647), die als Witwe den Herzog August von Holstein-Plön heirathete und erst 20. Jan. 1723 starb.

3) Er war 14. Juli 1575 geb., vermählte sich noch 15. Nov. 1618 mit Sibylle Gräfin zu Solms-Laubach (geb. 19. Oct. 1590, † 23. März 1659) und † 22. Aug. 1653. Es waren ihm drei Söhne, davon der älteste bald nach ihm unvermählt starb, und fünf Töchter geboren worden, von denen sich keine verheirathet hat. Ueber seine Nachkommen siehe: VIII, 371 fg. u. II, 322.

4) Geb. 28. Oct. 1576, † 20. Aug. 1621. Er war vermählt 1) 29. Dec. 1605 mit Dorothea Hedwig von Braunschweig (geb. 3. Febr. 1587, † 16. Oct. 1609); 2) 31. Aug. 1612 mit Magdalene von Oldenburg (geb. 6. Oct. 1585, † 14. April 1657).

trat, nachdem ſie zuletzt noch eine hochbed
eine ſehr wunderliche Perſönlichkeit hervorg
früheſten (3. März 1793) ausgegangen, wor
erſt von dem Senior in einſtweilige Verwal
men, dann aber unter die drei andern Lin
ward, wobei die Stadt an Deſſau kam.

## II. Hans von Schinitz.

regor von Schinitz, der dieſen Namen von einem
te Schinitz bei Barub in Böhmen geführt haben ſoll,
e dieſen Stammſitz 1440 verkauft und ſich nach Sach-
gewendet, wo er erſt in Oſchitz (Oſchatz?), ſeit 1456
in Chemnitz gewohnt und hier ein Haus und Vor-
f beſeſſen haben ſoll. Er iſt 1495 zu Leipzig ge-
ben. Mit Anna Hartmann aus Löſnitz, die 1498
hfalls zu Leipzig geſtorben, hatte er zwei Söhne er-
t, deren jüngſter, Johann Schinitz auch Johann
antz genannt, 1492 Ordinarius der Juriſtenfacultät
eipzig wurde, als welcher er 1509 geſtorben iſt, und
ſeiner Gattin, Cordula Prellwitz, des Pfänners
nz Prellwitz zu Halle Tochter († 9. Juli 1504),
eine Tochter Anna hinterlaſſen hat, welche unver-
lt blieb und 1539 zu Halle ihren Aeltern im Tode
gt iſt. Der ältere Bruder, Martin, wurde 1481
ger und Pfänner zu Halle, womit er in eine Reihe
Familien eintrat, die noch ſpät jene Vermiſchung
Land- und Stadtadels, vielmehr der Freien, Reichen
Angeſehenen im Volke bewahrte, welche bei der er-
Bildung des neuern deutſchen Adels ſo allgemein
. Dreimal verheirathet, hatte er aus erſter Ehe unter
ern einen Sohn Wolf (geb. 1487, † 18. Juni 1570),

welcher 51 Jahre Bürgermeister zu Halberstadt war.[1]) Aus dritter Ehe, mit Margarethe Prellwitz, wurden ihm die Söhne Hans und Anton geboren.

Hans von Schinitz, gemeiniglich Hans Schantz genannt, war 1499 zu Halle geboren und trieb anfänglich Kaufmannschaft, weshalb ihn der Erzbischof von Mainz und Magdeburg, Cardinal Albrecht, vielfältig zur Versorgung des Hofes mit Luxuswaaren, sowie bald auch zu Geldnegocen gebrauchte. Der Cardinal glaubte dabei, in dem Manne einen guten Financier zu entdecken, zog ihn ganz in seine Dienste, ernannte ihn zu seinem obersten Kämmerer, stellte die großen Bauten, die er zu Halle vornahm, unter seine Leitung, schenkte ihm große Gunst und sein ganzes Vertrauen, bethätigte dies auch durch Zuwendung von mancherlei Vortheilen, und verschaffte ihm und seinem Bruder auch (15. Juli 1532) eine Erneuerung des Adels, der demnach, wenn er überhaupt jemals in dieser Familie bestand, außer Gebrauch gekommen sein muß. Nicht lange darauf aber trat ein Umschlag ein. Der Cardinal hatte große Schulden gemacht, zu deren Tilgung er eine neue Steuer auflegen wollte. Als nun der landständische Ausschuß Schwierigkeiten machte, und eine vorherige Rechnungsablegung über die schon erhobenen Beträge begehrte, schob der Cardinal die Schuld auf Schinitz, behauptete, daß dieser ihn um 53000 Fl. betrogen habe, ließ ihn auf den Giebichenstein setzen, mehrmals der Folter unterwerfen, und endlich am 21. Juli 1535, ungeachtet vom Reichskammergericht Inhibitionen ausgebracht worden, nach eingeholtem Urtel und gehegtem peinlichen Halsgericht, zu Giebichenstein an den Galgen hängen, worauf der Leichnam, als

1) Söhne deffelben hatte adeliche Frauen.

nach einiger Zeit der Sturmwind den Galgen umgeworfen, von den Hunden gefreſſen worden ſein ſoll. Wie nun aber die Gerechtigkeit dieſer Hinrichtung, wie noch weiter zu erwähnen ſein wird, mehrfach angefochten worden, ſo hat man auch eine andere, romantiſchere und zu dem im allgemeinen milden und großmüthigen Charakter des Cardinals beſſer ſtimmende Urſache des ſo heftigen Unwillens, den er gegen Schinitz bethätigte, angeben wollen. Hiernach wäre eine italieniſche Sängerin die Quelle des Unheils geweſen. Schinitz hätte dieſelbe im Auftrag des Kurfürſten von Rom mitgebracht, unterwegs aber vertraute Verſtändniſſe mit ihr angeknüpft, die er auch nach der Heimkehr fortgeſetzt habe. Ein Schalksnarr, in deſſen Gegenwart er ſich nicht geſcheut, die Sängerin zu küſſen und ihr in den Buſen zu greifen, hätte dies dem Cardinal verrathen, der darauf beide zur Rede geſetzt und, auf ihr Leugnen, ſcharf verwarnt habe. Der Cardinal habe ſie nun ſtreng beobachtet und endlich nicht blos in flagranti betroffen, ſondern auch mit angehört, wie Schinitz über ihn ſpöttiſch zu der Sängerin geſprochen, worauf er ihn ſofort habe verhaften und den Proceß eröffnen laſſen, der durch dieſe Erzählung freilich nicht gerechtfertigter würde, wenn er es ſonſt nicht wäre.

Das letztere aber wurde namentlich durch den jüngern Bruder des Gerichteten, Anton von Schinitz auf Carthauſe und Diemitz († 27. Nov. 1589), einem Pfänner zu Halle, angefochten. Bei Beginn des Proceſſes waren die Papiere des Angeklagten in ſeinem Hauſe versiegelt worden. Anton und ſeine Freunde aber hatten die Siegel erbrochen und die Papiere fortgeſchafft, und es fich nun darunter verſchiedene Briefe des Cardinals, Quittungen, juſtificirte Rechnungen u. dgl. befanden, ſo

gab Anton von Schinitz zur Ehrenrettung seines Bruders eine Schrift heraus unter dem Titel: „Wie sich die Sachen zwischen dem Cardinal von Mainz und meinem Bruder Hans Schinitz zugetragen" (Wittenberg 1538), worin er den Cardinal sehr hart angriff. Der magdeburgische Statthalter sammt Räthen ließ darauf einen „Actenmäßigen Gegenbericht" erscheinen, der wieder von seiten des Schinitz eine „Nothwehr" hervorrief (1539), auf welche keine Antwort erfolgte. Auch Luther mischte sich in den Streit und schrieb so heftig gegen den Cardinal, daß er damit nicht blos bei dem brandenburgischen Hause, sondern auch bei seinem eigenen, sonst gegen ihn so nachsichtigen Landesherrn mächtig anstieß. — Der Cardinal ließ sowol des Hans, als infolge jener Schriften auch des Anton Güter einziehen, gab sie aber, als die Hitze verraucht war, und freundliche Vermittelung eintrat, wieder heraus. Das Leben konnte er freilich dem Gerichteten nicht zurückgeben.

Hans war mit Magdalene Walter, der Tochter eines aus Oesterreich stammenden leipziger Kaufmanns, Hieronymus Walter verehelicht gewesen. Ihr ältester Sohn Karl besaß Karthause und Löbitz, war mit Anna von Borsenredt aus Stertleben vermählt, und hinterließ einen Sohn Hans Albrecht, der die Katharine von Glaubitz aus der Niederlausitz heimführte, aber wol keine Kinder hinterlassen hat. Sein Bruder Albrecht reiste mit zwei Herren von Hoym nach Italien und starb unvermählt zu Löbitz. Der dritte Bruder, Victor, ward am 15. Juni 1572, in seinem Hause am Kornmarkt zu Halle, das der Vater an der Stelle der ihm vom Cardinal überwiesenen wüsten St.-Lambertikapelle erbaut hatte, von seinem Schreiber, Christoph Wind aus Zangern im Salzburgischen, dem er kurz vorher eine Ohrfeige gegeben,

ermordet und beraubt. Der Mörder wurde zu Mainz ergriffen, und am 30. Juli mit glühenden Zangen gerissen, von unten auf gerädert und über dem Rade an den Galgen geknüpft. Die Witwe des Gemordeten, Katharina Böttticher, heirathete den Cousin ihres Mannes, Gebhard von Schinitz auf Rideburg und Diemitz, starb aber, ohne ihm Kinder geboren zu haben, am 20. März 1590. In der ersten Ehe hatte sie drei Söhne geboren, davon Hans und Albrecht unvermählt, Salomon aber, zwar vermählt [1]), aber auch schon im zweiundzwanzigsten Jahre, kinderlos, starb (19. März 1591). Die Schwester dieser Brüder, Magdalene, hatte 1561 den Pfänner Andreas Kresse geheirathet, von dem sie 1591 Witwe ward.

Anton war mit Margarethe Allebeck († 23. Juni 1585) vermählt, die ihm fünf Söhne und drei Töchter gebar. Von den Söhnen starben Philipp, zu Magdeburg, Anton, zu Flensburg, und Friedrich (geb. 1579) unvermählt. Anton Einsiedel führte eine Margarethe von Kertzschern heim, deren Söhne jedoch keine Nachkommenschaft hinterließen. Gebhard auf Rideburg und Diemitz, Rathsverwandter und Pfänner zu Halle, der die Witwe seines gemordeten Vetters Victor heimgeführt, hat in zweiter Ehe mit Margarethe Alemann, der Tochter des magdeburgischen Bürgermeisters Ebeling Alemann, die er 1595 ehelichte, und die mit ihm 1610 an der Pest starb, verschiedene Kinder erzeugt, von denen sein Sohn Karl Nachkommen hinterließ, die bis in die dritte Generation

1) Er hatte sich 1590 mit Maria, Tochter Paul's von Goldstein und Katharina Barth, vermählt. Seine Witwe heirathete 1610 den Reichskammergerichts-Assessor Dr. Johann Wilhelm Dürfeld zu Speier, starb aber zu Halle kinderlos.

beſtanden haben und Oberröblingen an dem beka
See bei Eisleben beſaßen. Doch auch dieſer S
iſt erloſchen. Von Anton's Töchtern heirathete K
rina († 15. Sept. 1598) 1564 den halliſchen
grafen M. Johann Buchbach, Sibylle den pomme
Rath Nikel von Parſchas, Kunigunde aber 1573
bold von Döben auf Nieder-Grauſchwitz.

# III. Mainhard Schwalinger. [1])

Mainhard Schwalinger war der zweite Sohn eines geschätzten Waffenschmieds in der weiland Freien Reichsstadt Memmingen, bezeigte aber wenig Lust und Geschick zu seines Vaters Handwerk, dessen Erzeugnisse er lieber handhaben mochte, als fertigen half. Da er aber sonst einen guten Kopf besaß, so that ihn sein Vater zu dem Lesemeister Schwighardt nach Augsburg, wo er der deutschen und lateinischen Sprache ziemlich mächtig wurde, die Feder führen lernte und sich des Rechnens befliß. Daneben besuchte er, wol auf eigene Hand, die Fechtschule Ulrich Schwarzinger's, lernte das Schwert führen, mit Pferden umgehen, fahren, reiten und nach dem Ziele schießen, und vereinigte so, was sonst nur Cavaliere thaten, die Vorbildung des Gelehrten und des Kriegsmannes. Was dabei mit ihm werden solle, blieb ungewiß, und weder er selbst, noch sein Vater, noch seiner Mutter Bruder, der doch ein geistlicher Herr war, wußten es. Seine Mutter aber mahnte ernstlich: „Machet, daß der Bube anfange, etwas zu treiben; denn er fängt da nichts als Händel an und wird einmal todt geschlagen werden, wie ich

---

1) Seinen eigenen Bericht über seine Erlebnisse siehe in (Vulpius') „Curiositäten", III, 398 fg.

gewiß glaube." Der Vater verſetzte darauf: „Das ſollte mir doch leid thun, denn der Kerl iſt nicht ungeſchickt, und weiß mancherlei, wie dein Bruder der Kaplan ſagt. Aber ich will doch meine Herren von Frundsberg fragen, was die dazu meinen, da ich die Wehren gen Mindelheim ſchaffe."

So begleitete denn der junge Mainhard ſeinen Vater nach Mindelheim, wohin dieſer ein feines kleines Handrohr und einen mit neuen Schnallen und Haken verſehenen Harniſch für Herrn Georg von Frundsberg brachte, von dem der alte Waffenſchmied, welcher in vielen Verkehr mit den Frundsbergs, Vater [1]) und Sohn, ſtand, zugleich Abſchied nehmen wollte, da Georg eben damals in den Krieg zu ziehen im Begriff war. Wie ſie nun dort in Mindelheim waren, wo ſie „am Frauentag der verholnen" [2]) anlangten, trug der Alte auch die Sache ſeines Sohnes vor. Da lachte der Herr Georg von Frundsberg und ſprach: „Laß den Buben mit mir ziehen, in den Krieg. Er ſoll bei meinen Reiſen ſein, und wenn er ſich wohl hält, ſoll es ihm auch wohl gehen. Dabei kann er aufſchreiben, was er hört und ſieht." Dem Buben war das ganz recht und auch der Alte ſagte: „Wie Gott will. Nehmt ihn hin und ſeht zu, ob aus ihm was zu machen iſt, denn er iſt ſchon 19 Jahre alt und thut daheim nicht gut. Er iſt zum Raufen geboren; ſo mag er zuſehen, wie es ihm geht." Herr Georg ſagte nun: „Komm in vier bis fünf Wochen

---

1) Ulrich von Frundsberg (Frondsberg, Fronsberg, Freunsberg).

2) Mariä Verkündigung, den 25. März. Als das Jahr ſcheint die Unterſchrift des bewußten Aufſatzes 1512 anzudeuten. Es wird aber 1504 geweſen ſein.

i mir. Das andere ſoll ſich alles wol geben. Wir haben uch alle gern gerauft, und tüchtig gebalgt und können's och. Es ſind auch in unſerm Geſchlechte ſtarke Fechter ewesen und ſind deren noch welche da. Daß der Bube iber Latein kann und kann rechnen und ſchreiben, das wird ihm wohl bekommen. Er ſoll auch, wenn er es zu machen weiß, Muſterſchreiber bei meinem Fähnlein werden, da ich ohnehin jetzt einen bedarf. Gib mir die Hand, Mainhard, und werde brav, halte dich wacker, ſei redlich und fürchte Gott. So wird alles gut gehen." Da gab ihm der beherzte Jüngling die Hand mit den Worten: „Ihr ſollt mich immer finden treu und wahr, ſo wahr mir Gott helfe. Meinem Dienſte will ich auch vorſtehen, ſo gut ich kann. Und geht's zum Raufen, ſo nehmt mich mit." Der Frundsberger lachte darob und verſetzte: „Ich meine, du ſollſt einſchlagen."

So zogen ſie denn wohlgemuth vor der Hand nach Memmingen zurück. Der Mutter war die Sache freilich weniger angenehm, wiewol ſie nichts ſagen mochte, weil ſie oft, wenn ihr die überſprudelnde Lebenskraft des ihr aufwachſenden Knaben den Kopf warm gemacht, erklärt hatte, er müſſe in die Welt. Das hatte ſie nun. Seiner Schweſter aber, die heftig weinte, mußte er Troſt zuſprechen, während die Mutter auch darin einige Ableitung ihrer Sorge fand, daß ſie ſeine Sachen zur erſten Ausfahrt in die Welt zu rüſten hatte. Wie alles in Ordnung war, nahm er ſeine Armbruſt, ſein Schreibzeug und ſein Rappier, und zog mit dem Segen der Aeltern gen Mindelheim, wo er alles in voller Vorbereitung zum Kriegszuge fand. Ihn ſelbſt ſchickte Herr Georg mit den Rüſtwagen voraus nach Ulm, wo er bereits viel Volk des Schwäbiſchen Bundes fand, und

wohin nach 14 Tagen auch des Frundsbergers Fähnlein und bald darauf er selbst kam.

Der Krieg, dem es galt, war die bairische Erbfolgefehde, ausgebrochen darüber, daß Herzog Georg von Baiern-Landshut († 30. Nov. 1503), wider Haus- und Fürstenrecht und geschlossene Erbvergleichung, in seinem Testamente seine Lande seinem Schwiegersohn, dem Pfalzgrafen Ruprecht, vermacht hatte, die rechtmäßigen Erben, die Herzöge Albrecht und Wolfgang von Baiern-München, aber bei dem Kaiser Schutz fanden, wie denn auch der im Februar 1504 zu Augsburg gehaltene Reichstag sich für die bairischen Agnaten erklärte. Ruprecht aber war im Besitz und hatte Beistände an seinem Vater, dem pfälzer Kurfürsten, an Böhmen, dem Bischof von Würzburg, dem Landgrafen von Leuchtenberg, den Grafen von Henneberg und einem Theile des jungen Adels, ward auch vornehmlich von seiner Gemahlin, der ehrgeizigin Elisabeth von Baiern-Landshut, zum Widerstand aufgereizt. So bot er seinen Gegnern höhnisch Trotz, ließ eine Spottmünze schlagen, worauf zwei Knaben, die einem Löwen den Rachen aufzerren, abgebildet waren, und trug eine Schärpe mit folgenden Trotzreimen:

Bund, hab stärk und brich nit.
Römischer König [1]), du heist es nit,
Albrecht hat's in der Taschen nit,
Landgraf von Hessen schadt mir nit,
Württemberg fleucht vor mir nit [2]),
Nürnberg übergiebt uns nit,
Brandenburg vermag es nit.

---

1) Maximilian war streng genommen noch nicht Kaiser, da er noch nicht vom Papste gekrönt war.

2) Ob diese Zeile wol correct ist?

Ich will bleiben Pfalzgraf am Rhein
Und widerſtehen allen Feinden mein.
Landgraf von Heſſen, du kannſt nit,
Alexander 1) der geſicht es nit.
Böheim nahm zum Gehülfen ich,
Henneberg verlaß nit mich,
Leuchtenberg, das lobe ich,
Pfalzgraf Ruprecht das bleibe ich,
Eine neue Münze vermag ich,
Der ganze Bund ſteht wider mich,
Darwider ſtreit' ich ritterlich.

:gen ihn ſtanden: der Kaiſer Maximilian I., Mark-
Friedrich von Brandenburg-Ansbach-Kulmbach,
| Ulrich von Würtemberg, Markgraf Chriſtoph
Baden, Pfalzgraf Alexander von Veldenz, Herzog
von Braunſchweig, Landgraf Philipp von Heſ-
)erzog Georg von Sachſen, der Schwäbiſche Bund
ürnberg. Im Mai 1504 ward der Krieg von
ht eröffnet, der in Oberbaiern einfiel, die wichtig-
ſtädte beſetzte, und den Commandanten von Kuf-
Hans Ringenauer, der ſpäter mit dem Leben für
Verrath büßte, mit 30000 Fl. zur Uebergabe
hte. Seine Gemahlin erſchien ſelbſt, geſtiefelt und
it, mit dem Streitkolben im Heerlager. Mittler-
durchzogen die Scharen der Gegner Niederbaiern,
berpfalz und Kurpfalz, überall verheerend und
rnd, und wo ihnen dies nicht geſtattet werden
, auseinander laufend. Es war eben ein wechſeln-
aub- und Beutekrieg, mit unorganiſirten Scha-
nd ohne tiefern Kriegsplan geführt. In dieſer
ging es auch fort, als Ruprecht und ſeine Gemah-

---

Pfalzgraf Alexander zu Veldenz.

lin (am 20. Aug. und 13. Sept.) beide zu Landshut an der Ruhr ſtarben. Denn für ihre hinterlaſſenen Söhne, die doch ihren Stamm nicht weiter gepflanzt haben, trat ihr Großvater, der Kurfürſt Philipp, ein und trug den Krieg in das brandenburgiſche Franken. Die Verbündeten des Kaiſers zogen ſich theilweiſe zurück, und auch der frankfurter Reichstag lehnte den geforderten Beiſtand ab. Da gelang es dem Kaiſer denn doch einmal, die Entſcheidung durch eigene Kraft zu beſchleunigen, und hier kehren wir wieder zu unſerm Mainhard Schwalinger zurück.

Dieſer hat wenig vom Kriege und gar nichts noch von eigenen Thaten darin zu berichten. Er war vom Fieber befallen worden, als ſie nach Reutlingen kamen, wo ihn ſein Herr in ſeiner Herberge, bei einem Goldſchmied Enders, zurückließ, einem geſchickten und viel gereiſten Mann, der Venedig und Rom geſehen hatte und ohne Frau und Kinder, mit einer Muhme haushielt, die ſeine Erbin werden, aber nur einen Goldſchmied heirathen ſollte, deſſen Gewerbe das edelſte unter allen ſei. Das Fieber wurde dem Mainhard übrigens hier verſprochen, und zwar durch einen künſtlichen Uhrmacher aus Ulm, Meiſter Vollrath, der im Orient geweſen war, am Heiligen Grabe, bei den Pyramiden, zu Kairo, Smyrna und Konſtantinopel und von einem Kopten geheime Dinge gelernt hatte. Ein ſolcher koptiſcher Zauberſegen war es denn auch, der dem Mainhard, wie er glaubte und vielleicht weil er es glaubte, das Fieber vertrieb. Der Wunderarzt nahm nichts für ſeine Mühe; der Wirth aber wurde ehrlich bezahlt, und Mainhard wanderte, wieder friſch und geſund, nach Regensburg, wo ſein Herr ſich freute, ihn wiederzuſehen, und ihm die Muſterrolle übergab. Bald darauf kam der

ſer mit 4000 Mann Fußvolk und 1200 Reitern, und
am 12. Sept. 1504 bei Mengesbach auf die böh-
hen Hülfsritter des Kurfürſten, die ſich auf 3000
nn Fußvolk und 900 Reiter belaufen haben ſollen,
Annäherung der Feinde aber ihr Lager anzündeten,
auf eine Anhöhe poſtirten, mit Ketten verbundene
ſtartſchen vor ſich aufſtellten und dahinter ihre Wa-
burg aufpflanzten. Als ihre Führer werden Kolowrat,
rnberg und Zedlitz genannt. Der Kaiſer ließ ſie zu-
durch den Prinzen Kaſimir von Ansbach mit 400
tern und acht nürnberger Feldſchlangen angreifen,
cher Angriff aber abgeſchlagen ward und zwar unter
luſt der Geſchütze. Nun griff der Kaiſer ſelbſt, in
Georg's Namen, an. Auch diesmal leiſteten die
men ſtandhaften Widerſtand, ſtachen die Reiter mit
ießen von den Pferden herunter, und hielten ſich in
arrés von je 16 Mann auf anderthalb Stunden.
Kaiſer ſelbſt wurde aus dem Sattel geworfen
würde von ſeinem Pferde geſchleift worden ſein,
n ihm nicht der Herzog Erich von Braunſchweig,
aber dabei ſein Roß erſtochen und drei Schußwun-
in Arm und Schenkel beigebracht wurden, wieder
eholfen hätte. Dafür ſchlug ihn der Kaiſer zum
r, beſſerte ſein Wappen mit einem goldenen Stern
einem Pfauenzweige und ſchenkte ihm auf Lebenszeit
Einkünfte der Grafſchaft Görz. Die Böhmen hielten
bis an 1800 gefallen und 600 gefangen genommen
en. [1]) Ihr Schlachtplan war nur zur Vertheidigung
und konnte ſie nur retten, wenn die Angreifenden

1) Schwalinger läßt bei 6000 erſchlagen und 1500 gefangen
Regensburg gebracht werden. Letztere Zahl hat auch der Weiß-
g.

ermatteten und abließen. Da dies nicht eintrat, wendeten sie sich endlich zur Flucht, wobei viele von den Leuten niedergemacht wurden. Nach diesem Siege, an welchem auch Frundsberg rühmlichen Antheil gehabt haben soll [1]), wendete der Kaiser sich vor Kufstein und brachte dieses mit Hülfe seiner schweren Geschütze, deren Wirkungen Ringenauer auf die Länge denn doch nicht, wie er erst spottweise gethan, mit dem Besen wegkehren konnte, zur Uebergabe, worauf Ringenauer und 24 andere Führer hingerichtet, die übrigen aber auf Fürbitte Herzog Erich's begnadigt wurden. Der sonst mildgesinnte Kaiser war gegen diese Besatzung so ergrimmt gewesen, daß er gelobt hatte, jedem eine Maulschelle zu versetzen, der für einen Gefangenen um Gnade bitten würde. Herzog Erich ließ es darauf ankommen, kam mit einem leichten Backenstreiche davon, und dem guten Kaiser wird es auch ganz recht gewesen sein, daß die Schlächterei aufhörte. — Diese Erfolge machten übrigens den pfälzer Kurfürsten denn doch empfänglicher für die Vermittelungsvorschläge der Neutralen, die noch vor Kufstein einen Waffenstillstand erwirkten, und dazu kam, daß der im September 1504 geschlossene Friede von Blois dem Kurfürsten die Hoffnung benahm, von Frankreich unterstützt zu werden. Immer aber war seine Machtstellung noch so, daß er nicht leer aus dem Kampfe heraustreten sollte. Auf dem Reichstag zu Köln, der am 19. Mai 1505 eröffnet wurde, traf man eine Entscheidung, welche den Streit denn doch auf Kosten Baierns beendigte, sofern der Nordgau als eine neue Pfalz von Baiern abgetrennt

1) Er hatte ein böhmisches Fähnlein erbeutet, das zu Mindelheim in der St.-Annenkapelle, der Pfarrkirche, über der Begräbnißstätte der edeln Frundsberge aufgesteckt wurde.

nd den Söhnen Ruprecht's überwiesen ward, sodaß er, ls Oberpfalz, von Baiern getrennt blieb, bis Kurpfalz n im Dreißigjährigen Kriege verwirkte. Auch dem Kaiser wie einigen sonstigen Theilnehmern am Kriege, dem Markrafen Friedrich von Brandenburg, dem Herzog Ulrich von Würtemberg, den Grafen von Oettingen und Ortenburg, der Stadt Nürnberg, mußten für die Kriegskosten Abtretungen von Baiern gemacht werden; dies jedoch meist kleinere und verstreute Complexe, die an die Gebiete der Betheiligten grenzten oder in sie eingriffen.

Frundsberg folgte im Juni 1505 dem Erzherzog Philipp [1]) auf dem Zuge gegen Geldern, und lag mit vor Arnheim, wo auch diese Fehde einstweilig beigelegt ward. Mainhard war jedoch in Mindelheim zurückgeblieben, wie es scheint mit auf die Nachsendung frischer Völker bezüglichen Geschäften betraut. Dann zog er wieder nach Memmingen, wo er, zum Leidwesen seiner Mutter [2]), eine Fechtschule anlegte. Als aber nichts dabei herauskommen wollte, da die andern memminger Bürgerssöhne vielleicht nicht so raufluſtig waren, wie er, so wendete er sich nach Augsburg, wo er Schreiberei und Rechnen trieb, daneben die Laute spielen lernte und dann doch einige Bürgerssöhne fand, die bei ihm fechten lernten und darüber solchen Geschmack an der Sache gewannen, daß sie 1507 frischweg mit in den Krieg zogen.

Mainhard schloß sich dem Zuge nach Italien anfangs nicht an, weil er eine Herzensspeculation in der Nähe hatte. Es wohnte ihm eine Frau Lauinger gegenüber

---

1) Nicht dem Kaiser, wie es bei Schwalinger heißt.

2) „Sprach meine Mutter: Was willst du nun thun? Antwortete ich: Ich will eine Fechtschule anlegen hier oder zu Ulm. Sprach sie: Daß sich Gott erbarme!“

in Augsburg, eine Witwe und Handelsfrau, mit zwei Söhnen und einer kleinen Tochter. Diese Frau nahm ihn an, ihr ihre Briefe zu schreiben und ihre Kinder das Schreiben und Rechnen zu lehren. Bei ihr wohnte aber auch ihre Schwester, auch eine Witwe, aber noch jung und wol kinderlos. Die junge Witwe stach ihm in die Augen und auch sie meinte: wenn er ein gewisses Brot hätte, möchte sie wol sein Weib werden. Nun ging ein geistlicher Herr vom Dome im Hause aus und ein, der den beiden Leutchen Hoffnung machte, er wolle dem Mainhard einen Schreiberdienst beim Rathe verschaffen, da sein Bruder ein Rathsherr sei. Das wäre wol auch geschehen, da der geistliche Herr ein Interesse, wenn auch nicht an Mainhard, doch an seiner Erkorenen hatte. Denn eines Tags, wo Mainhard unvermuthet ins Haus kam, traf er die beiden beieinander, wie sie sich im Arme hatten und wie Mann und Frau thaten. Da sagte er ihr denn sofort den Handel auf und zog wieder nach Memmingen, und als hier seine ewig sorgende Mutter abermals fragte, was nun aus ihm werden sollte, machte er sich auf und pilgerte seinem alten Kriegsherrn nach Italien nach, wo dieser in dem Kriege beschäftigt war, welcher der Ligue von Cambray folgte.

Georg von Frundsberg, der 2500 deutsche Landsknechte in diesen Krieg geführt hatte, lag mit den Franzosen, die damals mit dem Kaiser auf Einer Seite gegen den Papst standen, vor Bologna, als Mainhard zu ihm stieß (1511), und nahm ihn gern wieder als Musterschreiber an. Nachdem Bologna von den Päpstlichen geräumt worden, zogen die Belagerer vor Mirandola, das sich gleichfalls ergab. Daß der Papst sich in dessen Folge mit dem Kaiser hätte vereinigen müssen, wie Schwalinger sagt,

ist nun freilich in keiner Weise begründet. Der Papst blieb vielmehr hartnäckiger als je, und konnte es um so eher, da die Franzosen ihre Erfolge nicht benutzten, sondern sich gegen Mailand zurückzogen. Die nächste Waffenthat, welche Schwalinger von seinem Herrn erzählt, gehört den im Jahre 1513 erneuerten Kämpfen des Kaisers gegen Venedig an. Er berichtet darüber, freilich als wäre die Sache unmittelbar auf die Einnahme von Mirandola und mit demselben Heere erfolgt: „Wir aber rückten weiter und kamen bei Vicenza in harte Noth; denn die Venediger hatten die Pässe verlegt und bedrängten uns gar sehr. Der Feldoberst der Venediger, Alviano [1]), schickte also einen Trompeter ab, an meinen Herrn Georg und ließ ihm sagen: Wollte er nebst seinen deutschen nackenden Landsknechten die Wehre nicht von sich legen, wollte er sie mit weißen Stäben aus dem Lande lassen spielen. [2]) Darauf mein Herr antwortete: Er habe nackende Knechte; wenn aber

---

1) Bartolomeo Alviano war 1508 an die Spitze der venetianischen Truppen gestellt und für die Erfolge, die er gegen Kaiser Max erlangte, mit dem venetianischen Adel und dem von ihm eingenommenen Pordenone beschenkt worden. Bei Agnadello (14. Mai 1509) verwundet und gefangen, kam er 1513, durch den Vertrag zwischen Frankreich und Venedig, wieder frei und wurde Generalkapitän, mit 50000 Dukaten Gehalt. Er hatte später wesentlichen Antheil an dem Siege bei Marignano, starb aber am 7. Oct. 1515 zu Ghedi. Seine Soldaten führten seinen Leichnam 25 Tage mit großem Gepränge mit sich und zogen auch damit ohne Geleit durch fremdes Gebiet, da es sich nicht zieme, daß ein Feldherr, der sich im Leben vor keinem Feinde gefürchtet, nach seinem Tode ein Zeichen von Furcht geben sollte. Die Republik ließ ihn prächtig bestatten, und da er nach zwanzigjährigen Diensten arm starb, sorgte sie großmüthig für seine Familie.

2) Ein bekannter, auch später noch vorkommender Gebrauch jener Zeit, daß man Gefangene, die man nicht zurückbehalten wollte, entwaffnete und mit weißen Stäben in der Hand abziehen ließ.

einer einen Becher Wein im Busen [1]) habe, so seien sie ihm lieber, als seine, die Harnische trügen bis an die Füße. Es stehe noch alles zum Glück. Viel Feinde, viel Ehre. Er wolle lieber hier ehrlich umkommen, als schändlich abziehen. Da mußte nun geschlagen werden. Es fuhren aber Herr Georg und Hans Jakob Landau daher mit solcher Freudigkeit, daß das venediger Fußvolk bald weichen mußte. Darauf floh ihr Hauptmann und sein Volk ihm nach. Diese Schlacht geschah am 7. Octobris 1513 [2]) und blieben auf der Wahlstatt mehr denn 5000 Mann Fußvolk, 400 Küraſſiere und 26 Hauptleute. Es wurden auch 24 Stück große Büchsen erobert, und alle Kriegsfahnen, deren etliche zu Mindelheim hängen in der Pfarrkirche. Diese Fahnen aber habe ich dahin gebracht." (Es war dies das Gefecht von Motte, welches Raimund von Cordona, mit Spaniern und Deutschen, als er von Mestre, von wo er Venedig beschossen hatte, auf Verona zurückzog und die Venetianer ihm die Päſſe verlegten, bestand und gewann. Die Zahl der Gefallenen aus dem venetianischen Heere wird auf 4000 geschätzt. Unter den Gefangenen war unter andern Andreas Loredano, der aber, da sich zwei Soldaten um ihn stritten, von einem derselben erstochen ward.)

Wie Schwalinger die Fähnlein nach Mindelheim gebracht hatte und nun von da nach Memmingen zu den Seinen kam, fand er seinen Bruder todt und den Vater erkrankt. Die Mutter meinte jetzt: er möge dableiben und sehen, wie er, wenn der Vater sterben sollte, sie und die Schwester ernähren könne. Dazu wollte ihm

---

1) Sollte er nicht gesagt haben: „im Leibe".
2) A. a. O., S. 406, steht fälschlich 1515.

der Mutter Bruder, wol der schon erwähnte Kaplan, ein reiches Weib verschaffen und ihn ansässig machen. Das alles war zwar nicht nach Mainhard's Sinn, der vielmehr in die Weite und nach Italien strebte, wo es ihm, bei allen Drangsalen, behagt zu haben scheint; indeß blieb er, solange der Vater krank lag, um dieses willen, und darüber müssen verschiedene Jahre vergangen sein, da inzwischen der Kaiser Max starb (12. Jan. 1519).

Der Vater ward wieder gesund, und Mainhard zog seinem Herrn und dem Kriege zu, wo wir ihn aber doch erst 1525 finden, in welchem Jahre er mit dem Frundsberger auf Pavia zog, des Frundsberger's Sohn, Kaspar, der mit Leyva in der von König Franz I. belagerten Stadt lag, zu befreien. Mainhard berichtet darüber: „Es lagen aber die Franzosen vor Pavia, und mein Herr rückte dahin, die Stadt zu befreien, und sprach er zu den Soldaten: Wir haben einen prächtigen Feind, aber sein Volk haben wir allweg geschlagen. Jetzt wollen wir unsere Freunde und Brüder in Pavia erledigen. Wer einstimmt, hebe die Hände auf. Da haben alle die Hände aufgehoben, Hauptleute und Volk, und schrien: Du bist unser Vater! Mit dir Leib und Leben! So kam's denn zur Feldschlacht im Thiergarten am St.-Mathiastage (24. Febr.) 1525 und alle setzten ihre Hoffnung auf unsern Herrn. Die Franzosen fochten tapfer und freudig, und war die Schlacht gar hart. Der König Franz von Frankreich kam ins Getümmel, und verlor seine Bedeckung. Es fielen viele Ritter und Edelleute um den König. Er aber focht zuletzt, schier allein, ganz wacker und wehrte sich mit seinem Schwerte. Als er aber über ein Brücklein wollte, wurde ihm sein Pferd geschossen, und er fiel. Niklas, Graf zu Salm,

machte ſich hart an den König an, und verwundete ihn in die rechte Hand. Der König aber ſtach Graf Niklaſen in den Schenkel, und wehrte ſich faſt ſehr. Da kam der von Motte [1]), Hofmeiſter Karl's von Bourbon, der kannte den König, und ermahnte ihn, er ſollte ſich ergeben an den Herzog von Bourbon. Der König wurde ob dieſen Namen unwirſch, und ſprach: Ich kenne keinen Herzog von Bourbon, als mich ſelbſt, und ich will mich keinem gefangen geben, als dem römiſchen Kaiſer; eher will ich ſterben. Da iſt ein Hiſpanier hinzugerückt, und hat den König beim Helm ergriffen. Da hat der König nach ihm geſtochen, daß dem Hiſpanier ein Theil von des Königs Aermel und Feder vom Helme in der Hand geblieben. Der König rief nach dem Vice-Roi de la Roi (Lannoy). Der kam und hieß den Reiſigen abweichen und richtete den König auf. Er gelobte Gefängniß und gab den rechten Handſchuh zum Zeichen. Die Hiſpanier riſſen ſich um des Königs Roß, Kleider und Sporen, und das ganze Heer ſchrie: Victoria!" — Mainhard ſchreibt natürlich ſeinem gefeierten Frundsberg das ganze Verdienſt an dieſem Siege zu, an welchem derſelbe jedenfalls rühmlichen Antheil gehabt hat, wenn auch der Ausgang weſentlich durch die Schwäche der Franzoſen, die Unzuverläſſigkeit der Schweizer und dadurch herbeigeführt worden ſein ſoll, daß Pescara's Neffe, der junge del Guaſto, die Mauer des Thiergartens einſchießen ließ, die den Franzoſen den Rücken deckte. Oder ſchrieb man dieſem von ſeiten des Hofs das Hauptverdienſt bei, weil er kein Deutſcher war?

Von Pavia führt uns Mainhard ſogleich über zwei Jahre hinweg, mit dem Connétable von Bourbon vor

1) Andere nennen ihn Pomperant.

Rom und zu dessen Eroberung. Aus den wenigen Angaben, die er über den Vorgang selbst bringt, heben wir nur aus, daß er einen Niklas Seydenstücker, einen Hauptmann und Profos, anführt, der mit seinem großen Schlachtschwert unter den ersten bei der Pforte S.-Spirito über die Mauer gestiegen sei. Der Papst sei durch einen geheimen Gang, so eilig, daß ihm der Schweiß ausgebrochen, in die Engelsburg geflohen, wobei ihm der Bischof von Noceria [1]) die Schleppe getragen und einen Hut aufgesetzt habe, damit er nicht erkannt würde.

Dann fährt er fort: „Und als wir nun in der Stadt waren, kam ich mit andern in ein schönes Haus, das gehörte der Felicia Rovero [2]), eine Ursinerin, die da war mit ihrer verheiratheten Tochter. Und traten uns beide entgegen, gar kläglich, und baten um ihr Leben. Da forderten wir Geld, und sie reichte uns 800 Kronen und ihr Geschmeide, das wir theilten, und da die andern davongingen, blieb ich auf ihr Bitten bei ihr, denn sie fürchteten sich gar sehr, besonders der Hispanier wegen, die fast gar unmenschlich hausten. Und es kam des Morgens frühe in dieses Haus meines Herrn Sohn, Herr Kaspar Frundsberger, der Oberster war, und blieb mit mir drinnen und mit seinen Leuten, und schützte die Weiber. Da sprach die Mutter: Ach! wie soll ich Euch das vergelten? Gott belohne Euch. Er aber sprach: Euere Pfaffen nennen mich und die Lutheraner Ketzer, aber

1) Paul Jovius, der Geschichtschreiber, Bischof von Nocera de Pagani.

2) Sollte dies Felicia de Ruvere gewesen sein, die Tochter Papst Julius II., die mit Johann Jordan Orsini vermählt war. Sie wäre dann eine Cousine desselben Herzogs von Urbino gewesen, der ein so zweideutiger Beistand des Papstes war.

ſeht einmal, was die Hiſpanier thun, die doch Euers Glaubens ſind und Euerm Papſte die Füße küſſen. Glaube mir, die Heuchler ſollte man alle hängen, da wär's Ruhe. Sprach ſie ſeufzend: Pazienza. Er aber lachte und ging fort. Ich aber blieb bei den Weibern und that mir wohl, im Eſſen und Trinken. Es waren auch zwei feine Zofen da und Mägde, mochte aber keine ſcherzen und waren alle faſt ſehr traurig."

Er beſchreibt nun die Spottſcene mit dem als Papſt verkleideten Soldaten, welche Rolle ein Robert von Sandi toll geſpielt haben ſoll, und wie dabei Luther zum Papſt ausgerufen worden, führt auch, als wenn er ſie ſelbſt gehört hätte, die dabei erhobenen Lamentos des wirklichen Papſtes an.

Dann heißt es weiter: „Die Juden kamen herbei aus den Ecken der Stadt und kauften den Soldaten ab, was ſie genommen hatten, trieben viel Wucher und wurden reich, denn alles, was nur zu nehmen war, das nahmen die Kriegsknechte, und trieben hohen Muthwillen, mit Mädchen und Weibern, und achteten nicht der Heiligthümer der Kirche, wie kaum zu beſchreiben iſt. Mir aber zahlte die Frau Rovero 10 Scudi täglich, und gab mir, was ich verlangte. Da blieb ich im Hauſe und ließ es mir wohl ſein, kleidete mich faſt koſtbar, hing eine goldene Kette um, und trat auf den Söller des Hauſes und ließ mich ſehen, wie ein vornehmer Kriegshauptmann. Da nannten mich alle Signor Capitano Mainardo, und war ich ein gar vornehmes Thier geworden, das aber doch die Mädchen im Hauſe nicht achten wollten. So blieb es bei funfzehn Tagen; da ſendete Herr Georg und ließ mich zu ſich kommen und ſprach: Ich bin nicht wohl auf und möchte gern etliche Dinge bringen laſſen nach Mindelheim; du mußt mir

dieſelben dahin führen. Ich ſprach: ja, und machte mich reiſefertig. Als ich aber Abſchied nahm, ſchenkte mir die Frau Rovero ein feines Ringlein und 100 Scudi, und ihre Tochter gab mir eine goldene Halskette und 30 Zechinen. Ich bedankte mich deſſen wohl, küßte ihnen die Hände und machte mich auf den Weg. Mit mir führte ich ein bedecktes Wäglein, mit Briefſchaften, Fahnen und Waffen, und hatte ſechs ſchwäbiſche Reiter um mich, die ſich reich gemacht hatten, und nun heimzogen. Ich hatte mir aber auch gar mancherlei erworben, und Herr Georg ſchenkte mir, da ich abzog, 100 Scudi und Geld zur Reiſe.

„Als ich aber bis Ferrara kommen war, mußte ich liegen bleiben in dieſer Stadt, denn die Kriegsvölker des Herzogs von Urbino ſchwärmten umher und machten die Wege unſicher. Da wohnte ich in dem Hauſe einer Pomeranzenhändlerin, die hatte eine Tochter, genannt Roſa, die hatte mir es angethan, weiß Gott wie, und hatte mir es im Wein oder in einem Süpplein beigebracht, daß ich ihr mußte gut ſein, und konnte nicht ohne ſie bleiben, und mußte ſie lieb haben allerwegen. Das gefiel ihr gar wohl, und wollte, ich ſollte bei ihr bleiben, als ihr Mann, wie es in Italien gebräuchlich iſt. Da das meine Kameraden merkten und fortwollten, ſprachen ſie: Nun wohl, Mainhard! Der Herzog von Urbino iſt fort und ſein Volk iſt geſchlagen; was hält dich ab, weiter zu ziehen? Da klagte ich meine Noth, wie ich ſo gar verliebt ſei, und nicht ziehen könne. Sprach ein Italiener, hieß Ruperto: Es iſt dir angethan und du haſt ein Liebestränklein bekommen. Ich will dir helfen. Ich mußte mit ihm gehen, in eine Apotheke, da kaufte er mancherlei Kräuter und Specereien, und ließ es zuſammen kochen, zu einem Tränklein. Dieſes trug er zu

einem Pfaffen, der mußte den Segen darüber ſprechen, und darauf trank ich es rein aus. Es war ein bitterer Trank, aber meine Liebe war dahin, und ich konnte ziehen. Da klagte das Mädchen: Ach, du barbariſcher Menſch! wie kannſt du mich verlaſſen, da ich dich ſo ſehr liebe? Sprach ich: Es hilft ja doch alles nichts. Ich muß ziehen, und kann nicht hier bleiben. Du haſt mir ein Tränklein gegeben, und das iſt nicht chriſtlich. Rief ſie aus: Spöttlicher Menſch! Du haſt mich verführt, aber nicht ich dich. Damit weinte ſie heftig, und ſchluchzte gar ſehr. Ich aber ſtieg auf mein Roß und machte mich davon, dachte immer, ſie würde nachkommen, und hatte gar keine Ruhe, aber ſie kam nicht, und ich dankte Gott.

„Als wir nach Augsburg kamen, bewunderten alle unſer gutes Ausſehen und unſern Putz und ſprachen: Sind das die nackten Schwaben, die mit Frundsberg zogen, und jetzt ſo einherſtolziren? Sprach ich: Ja ſie ſind's. Da verwunderten ſie ſich alle ſehr. Ich wehrt's ihnen nicht. Da aber ein Bürgersſohn, des Hochmuths voll, in einer Trinkſtube, Herrn Georg läſterte und ihn einen lutheriſchen Saufbold nannte, ſchlug ich ihn friſch übers Maul, und wie er das nicht leiden wollte, zog ich mein Rappier und ging ihm zu Leibe. Er aber nahm die Flucht. Wie ich nun hinaustrat auf die Straße, ſah ich Kaspar Schweglern, des Herrn Frundsberg Kriegszahlmeiſter, mit einigen Reitern daherkommen, dem ging ich alſobald entgegen, und übergab ihm den Wagen, da er nach Mindelheim zog.

„Ich gedachte nun an die Meinigen, und wollte ihnen recht ſtattlich unter die Augen treten, deshalb ſuchte ich mir einen Buben, mit dem zog ich nach Ulm zu. Als ich dort ankam, hörte ich ein Lied ſingen zu Ehren des

ckern Herrn Georg von Frundsberg, das einer gedichtet tte aus gutem Herzen, ſang man es ab im Tone: Rein Fleiß und Müh» und lautete:

Georg von Frundsberg
Von großer Stärk,
Ein theurer Held
Behielt das Feld,
In Streit und Krieg
Den Feind niederſchlüg
In aller Schlacht:
Er legt Gott zu die Ehr und Macht.

Er überwand
Mit eigner Hand
Venediſch Macht,
Der Schweizer Pracht,
Legt nieder gar
Franzöſiſch Schar:
Mit großer Schlacht
Das päpſtiſche Bündniß z'ſchanden macht.

Der Kaiſer Ehr
Hat er gemacht mehr,
Ihr Land und Leut',
Beſchützt allzeit,
Mit großer Gefahr
Er ſiegreich war.
Ganz ehrenreich,
Man find't nicht bald, der ihm gleich.

s habe ich denn mitgeſungen von ganzem Herzen und h darüber ſehr gefreut.

„Wie ich nun aber zu Memmingen einritt mit meinem ben, ſchauten alle hoch auf, kannten mich aber nicht, n ich war auf italieniſch gekleidet, gar koſtbar in mmet, trug einen Hut mit Federn und eine goldene tte. So kam ich vor meines Vaters Haus, und rief:

Wohnt hier der berühmte Waffenſchmied Schwalinge
Trat mein Vater hervor und ſprach: Was ſoll er? Sa
ich: Sein Sohn läßt ihn grüßen. Lebt er noch? fra
die Mutter, aber die Schweſter ſchrie: Das iſt me
Bruder ſelbſt! Sagte ich: Ja, ich bins. Da w
große Freude im Hauſe und kamen die Nachbarn her
und mußte ich erzählen bis in die Nacht. Alles ab
verwunderte ſich über das, was ich mitgebracht hat
und die andern hieſiger Stadt auch, die mit in Itali
geweſen waren."

Als der Vater nach einigen Tagen, während der
man ſich nur der Freude des Wiederſehens überlaſſ
haben mochte, nach den weitern Planen des Sohn
fragte, kam derſelbe immer wieder auf ſeinen alten G
danken, Fechtmeiſter zu werden, was nun einmal ſei
ſtets wieder vortretende Zuflucht war, dem Vater ab
hinſichtlich des Nährenden dieſes Berufs ſehr bedenkli
vorkam. Auch diesmal half jedoch der geiſtliche Ohei
auf einen andern Weg, indem er den Neffen an d
Aebtiſſin des St.-Eliſabethkloſters wies, welche ein
Kloſterſchreiber ſuchte. Nachdem er ſeine Proben vorg
legt hatte, nahm ſie ihn auch an, und die Mutter ſprad
Gott ſei Dank.

Er erzählt nun von dieſer Kloſteranſtellung: „I
verſah mein Amt mit allem Fleiß, hatte Speiſe u
Trank und jährlich 30 Gulden Lohn. Die Frau Ae
tiſſin war eine gar freundliche Frau, und wenn ich z
Laute ſang, gefiel es ihr ſehr. Ich brachte ihr an
etwas bei von der welſchen Sprache, und verwunder
mich, wie faſt ſo ſehr ähnlich ſie dem Mädchen war, d
mir in Ferrara ein Liebestränklein beigebracht hatte; d
that ſie aber nicht, und war ſehr fromm und fein. Mi
aber trieb's zu einem Mädchen, die war eine Baden

tochter, die mir gar sehr gefiel. Das sagte ich ihr, als wir zusammen waren auf einer Hochzeit, beim Tanze. Sie gab mir keine Antwort; dachte ich: fahr immer hin, du stolzer Sinn, und führte eine andere zum Tanze, die mir aber nicht so gefiel, als jene. Früh des andern Tags aber kam ihr Bruder und sprach zu mir: Ihr habt meiner Schwester gesagt, daß Ihr sie gern sähet; wollt Ihr sie heirathen, so könnt Ihr sie haben, aber nicht auf welsche Art. Fragte ich: Was ist das? Sprach er: Man sagt es Euch nach, Ihr machtet es wie die Welschen, und liebtet viel, möchtet aber keine zum Weib nehmen. Da merkte ich wohl, was die Memminger von mir gesprochen hatten, die mit in Italien gewesen waren, und antwortete: Eure Schwester gefällt mir, ich muß sie aber erst besser kennen lernen, ehe ich sie zum Weibe nehmen kann. Sagte er: Lebt wohl! und ging. Ließ ich alles gut sein und schlug's mir aus dem Sinn."

Als er darauf erfuhr, daß sein verehrter Herr Georg von Frundsberg, der sich von Lodi aus über das graubündtener Gebirge auf sein Schloß hatte bringen lassen und von seiner Krankheit nicht genesen sollte, zurückgekehrt sei, reiste er zu ihm nach Mindelheim. Hier heißt es: „Und als er mich sah, war er gar freundlich und sagte: Da siehst du mich, wie ich bin, und sprach darauf: Das sind die Früchte des Kriegs! Drei Dinge sollten aber abschrecken vom Kriege: das Unglück, in welches die armen Leute und Menschen gestürzt werden, das böse Leben der Kriegsknechte, und die Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hoch hinauf kommen, und die Wohlverdienten unbelohnt bleiben. Er hatte auch nach der Schlacht bei Pavia [1]) ein Liedchen selbst gemacht,

1) Diese Zeitangabe scheint darauf hinzudeuten, daß Frundsberg

welches er ſich oft bei Tiſche mit vier Stimmen Inſtrumenten ſingen ließ, ſonderlich wenn er mit H leuten und andern Gäſten fröhlich war. Ein fröh Lied war es freilich nicht, ſondern lautete:

Mein Fleiß und Müh
Ich nie
Hab' geſpart,
Und allzeit gewahrt
Dem Herren mein
Zum Beſten ſein,
Mich geſchickt hab drein,
Gnad, Gunſt verhofft,
Dochs Gemüth zu Hof
Verkehrt ſich offt.

Wer ſich zu kauft,
Der lauft
Weit vor
Und kommt empor,
Doch wer lang Zeit
Nach Ehren ſtreit,
Muß dannen weit.
Das thut mir ohnd.
Mein treuer Dienſt
Bleibt unbelohnt.

Kein Dank noch Lohn
Davon
Ich bring,
Man wiegt mich ring,
Und iſt mein gar
Vergeſſen zwar;
Groß Noth und Gefahr
Ich beſtanden hab;
Was Freud ſoll ich haben drab?"

---

ſeine Thaten bei Pavia nicht genug anerkannt glaubte. Seine beſchwerde war freilich, daß er nicht bezahlt wurde.

Von des Frundsberger's Stärke schreibt Mainhard: „Er war ein großer, schwerer Mann und also an Gliedern stark, wenn er allein den Mittelfinger der rechten Hand ausstreckte, daß er damit den stärksten Mann, so sich steif stellte, vom Platze stoßen konnte. Wenn ein Pferd daher gelaufen kam, konnte er es beim Zaum ergreifen und eilend stellen. Die großen Büchsen und Mauerbrecher konnte er allein mit seinen starken Lenden von einem Orte an den andern führen, und wenn er vom Rosse stieg und ging, konnte man ihm nicht wohl folgen."

Von dem Sterbelager des Frundsberger's brachte Mainhard den Keim eigener Leiden mit. Er sagt: „Ich zog nun ganz traurig nach Memmingen zurück und dachte: was ist der Mensch? Dabei verfiel ich auf allerlei Betrachtungen und wurde schier schwermüthig. Und da ich nun so saß einst gegen Abend und sang und sah die Frau Aebtissin an, wurde es mir ganz gewiß, sie sei meine Italienerin, und wollte mir das nicht aus dem Kopfe, also daß ich ganz verwirrt wurde. Auch entzündete sich wieder meine Liebe zu dem Mädchen (mußte doch nicht recht geheilet sein!), daß ich schier meinte, ich müßte fortlaufen, nach Ferrara, zu ihr. Und da die Angst mich befiel, klagte ich's der geistlichen Frau und sagte ihr alles. Da erschrak sie sehr und sagte: «Mainhard, das thut dir der Böse. Wie soll ich der Italienerin gleich sehen, was wäre das? Deine Augen sind verblendet, du mußt den Wahn von dir thun. Auch bin ich ein geistliches Weib und habe keine weltlichen Sinne, wie jene in Italien. Rufe Gott an, daß er dir helfe, ich vermag's nicht.»

„Da ging sie", sich als ein wahrhaft tugendhaftes und geistliches Weib bewährend, „davon und sah ich sie

nachher nicht wieder. Aber das Geſicht wich nicht von mir, weder bei Tag noch bei Nacht, und hatte ich keine Ruhe und keine Raſt. Da ging ich zu einem frommen Manne, der wohnte in einer Klauſe im Walde, und klagte ihm, was mir war. Er aber hieß mich faſten und kaſteien und beten ohn Unterlaß. Das that ich, und wurde ganz mager und ſchwach, aber das Bild wich nicht von mir. Darauf wurde ich ſehr krank und fiel in ein ſchweres Fieber. Es ſprachen die Aerzte: er wird ſterben. Habe ich damals geraſt und geſchrien: Ach Roſa, Roſa! wie hab ich mein Liebchen ſo gern! Da ich nun aber wieder zu mir kam, war's verſchwunden, und mochte ich nicht mehr an das Mädchen denken. Ich aber dankte Gott und ging zu den Auguſtinern, die mich aufnahmen in ihre fromme Geſellſchaft. Gott gebe mir Frieden auf ewig!"

Den wird er verhoffentlich im Jenſeits gefunden haben. Hienieden litt es ihn nicht in der klöſterlichen Ruhe. Wie ſeine Kraft zurückkehrte, brach auch die alte Wanderluſt wieder hervor, und er verließ das Kloſter und ſoll darauf ein unſtetes Wanderleben geführt, die Schweiz, Sachſen, das halbe Deutſchland durchſtreift haben, bis er endlich zu ſeinem alten Lieblingsberufe, dem eines Fechtmeiſters, zurückkehrte und als Vorſteher einer Fechtſchule in Isny ſtarb. Bei den Auguſtinern in Memmingen hatte er Aufzeichnungen aus ſeiner Lebensgeſchichte zurückgelaſſen, wo ſie bei Säculariſation des Kloſters gefunden wurden.

# IV. Hugo de Groot

## als schwedischer Gesandter am französischen Hofe.

---

Von

**Karl Ludwig Klose.**

> Plus un esprit est grand, moins se trouve-t-il quelquefois capable de société et de conseil, qualités, sans lesquelles ceux même, à qui la nature a donné plus de lumières, sont peu propres aux gouvernemens.
>
> Richelieu. (Testament politique.)

Hugo de Groot — van Groot hat er immer nur irri-
rweise genannt werden können, und in lebender Sprache
ute noch von einem Hugo Grotius, Salmasius u. s. w.
reden, läßt sich wol kaum genügend rechtfertigen —
durch Schrift und Leben auf die Nachwelt in einem
ilde übergegangen, welches nicht blos durch seine Flecken-
sigkeit das Auge erfreut, sondern welches, wie man es
ich nach allen Seiten wenden mag, fast immer als ein
änzendes erscheint. [1]) Die Natur hatte zahlreiche über-

---

1) Epistolae Hugonis Grotii quotquot reperiri potuerunt.
msterdam 1687). Die königl. öffentliche Bibliothek zu Dresden besitzt
n diesem Werke einen Abdruck, versehen mit handschriftlichen Rand-
merkungen, welche wol älter als ein Jahrhundert sein dürften und den
:brauch des Werks ungemein erleichtern, indem sie fast durchgängig die
den Briefen benutzte Zeichensprache in Buchstabenschrift übertra-
n und an die Stelle der von de Groot absichtlich gebrauchten falschen
amen die wahren setzen. — C. Brandt, Historie van het Leven

aus glückliche Anlagen in Groot vereinigt, ja sie war sozusagen von mancher ihrer Gewohnheiten zu seinen Gunsten abgewichen, denn sein allumfassender, scharf und weit blickender Geist wohnte in einem großen, ziemlich starken und festen Körper, die staunenswürdige Frühreife des erstern hat glücklicherweise den letztern nicht gehindert, das Greisenalter zu erreichen, und wem die oft ausgesprochene Behauptung, daß ein ausgezeichnet viel umfassendes und treues Gedächtniß selten mit mächtiger Urtheilskraft verbunden ist, als richtig gilt, wie sie es zu sein scheint, muß ebenfalls Groot als eine Ausnahme von der Regel anerkennen, und wird dies um so williger thun, als er in diesem außerordentlichen Geiste zugleich eine sehr lebhafte Einbildungskraft meist nur dazu dienen sieht, den großen Scharfsinn der Urtheile zu vermehren, statt diese, wie man nach alltäglichen Erfahrungen fürchten könnte, irre zu leiten. Der Verein aller dieser Vorzüge ist es denn unstreitig auch gewesen, welcher de Groot von Kindheit an zu jenem eisernen Fleiße antrieb, der ihn seines an die hastige Flucht der Stunden mahnenden Wahlspruchs („Hora ruit") niemals uneingedenk werden ließ, und dem jedenfalls ein sicherer Antheil an dem Ruhme verbleibt, daß dieser unermüdliche Geist in jedem Gebiete des Wissens, in welches seine Neigung

---

des Heeren Huig de Groot, beschreven tot den aanvang van zyn Gesandschap wegens der Konigine en Kroone van Zweden aant 't Hof van Vrankryk. Vervogt tot zyn Doodt door Adrian van Catenburgh (Dortrecht u. Amsterdam 1727, 1732). — (Lehman?) Hugonis Grotii, Belgarum Phoenicis, manes ab iniquis obtrectationibus vindicati (Delft in Holland 1727). — De Burigny, Vie de Grotius avec l'histoire de ses ouvrages et des négotiations, auxquelles il fut employé, avec de nouvelles remarques (Amsterdam 1754). — H. Luden, Hugo Grotius nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt (Berlin 1806).

ihn tiefer eindringen ließ, ebenso ausgezeichnet Vieles als Großes geleistet hat.

„Wenn man die Arzneikunst ausnimmt, so weiß ich keinen Theil der Gelehrsamkeit, in welchem Groot nicht eine ausnehmende Kenntniß besessen hätte, und auch in jener war ihm der vorbereitende Grund, die Naturlehre, sehr wohl bekannt", durfte Schröckh [1]) sagen, ohne durch seine Verehrung für den großen Niederländer verblendet zu erscheinen, denn schon unter den berühmtesten gelehrten Zeitgenossen des Letztern — und man weiß, welch große Namen damals diesem Kreise, vornehmlich in Frankreich und Holland, zur Zierde gereichten — waren kaum drei, J. Scaliger, G. Voß und Saumaise, ihm in mancher Rücksicht gleichzustellen, die Welt hatte längst in Groot nicht seltener den Staatsmann, Geschichtschreiber und Dichter, als den Alterthumsforscher, Gottesgelehrten, Weltweisen und Rechtslehrer bewundernd gepriesen, und gewiß wird sich auch bei den kommenden Geschlechtern diese Bewunderung immer wiederholen. Aber es wird ihr auch immer die Anerkennung beigefügt werden müssen, daß Denkart und Handlungsweise in de Groot den edeln Mann von unbeugsamer Rechtlichkeit, wie von zartem und tiefem Gefühl erkennen lassen; sie wird immer gern verweilen bei der Erinnerung an

---

1) J. M. Schröckh, Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrter (Leipzig 1790), neue Ausgabe, II, 3—94. — Die obenerwähnten „Manes Grotii vindicati" und Burigny haben die mannichfaltigen Ausſprüche zusammengestellt, durch welche die berühmtesten Gelehrten des 17. Jahrhunderts de Groot den Zoll ihrer Bewunderung dargebracht haben. Wir wollen nur noch daran erinnern, daß nach Casaubon „die Sonne nicht Gelehrtere gesehen, noch der Boden getragen hat, als Erasmus und de Groot", und daß nach Bignon seit Aristoteles kein Mann gelebt hat, dessen Gelehrsamkeit sich so wie die Groot'sche über alle Fächer des Wissens verbreitete.

das schöne Verhältniß des großen Mannes zu seiner Familie, namentlich zu seinem Vater und der Gattin, deren Muth mit der Klugheit gewetteifert hatte, als es in dem gefahrvollsten Zeitraume seines Lebens Rettung galt ohne Verletzung der Ehre [1]); gern verweilen bei der Erinnerung an seine liebevolle Dankbarkeit gegen die Lehrer und Freunde seiner Jugend, gegen Uitenbogaard, Junius und den biedern Oldenbarneveldt; wird nicht vergessen, wie treu er das Vaterland geliebt, auch nachdem es ihm großes Verdienst nur durch die Zusicherung lebenslänglichen Gefängnisses, später durch Verbannung vom heimatlichen Boden und einen Preis, auf seine

---

1) In dem Ausdrucke der Verehrung gegen diese Gattin, Marie, geb. von Reigersberg, hat sich Bayle („Dictionnaire philosophique et critique"; Art.: Groot) offenbar vergriffen, wenn er sagt: „Eine solche Frau verdiente im Freistaate der Wissenschaften nicht allein eine Bildsäule, sondern auch die Ehrenbezeigungen der Heiligsprechung (canonisation), denn diese Frau ist es, welcher wir so viele vortreffliche Werke verdanken, die ihr Gemahl verfaßt hat und welche niemals aus der Dunkelheit von Löwenstein ans Licht getreten wären, hätte er dort sein ganzes Leben zugebracht, wie die von seinen Feinden gewählten Richter beabsichtigt hatten." Angemessener ist das Lob, welches Burigny (I, 42) dieser seltenen Frau ertheilt: „Sie war eines Gemahls, wie ihr in de Groot zu Theil geworden, würdig." Die listige Klugheit übrigens und die Gegenwart des Geistes, welche Marie bei der Befreiung ihres Gemahls an den Tag legte, scheint uns nach der Natur des Weibes weniger bewundernswerth, als der entschlossene Muth, mit welchem sie, die ihren Gemahl innigst liebte, es verweigerte, ihn zu einiger Nachgiebigkeit gegen die mächtigen Feinde bestimmen zu wollen, ja diese Feinde beinahe herausforderte, ihm den Kopf abschlagen zu lassen, wenn er schuldig befunden würde. Irren wir nicht, so ist es eben dieser Zug, welcher Marie über manche andere Frauen erhebt, die ihren Gemahl aus der Gefangenschaft befreiten. Die Gräfin Lavalette namentlich kann ihr nicht gleichgestellt werden, ob aber Marie in langem, heldenmüthigem Dulden des Furchtbarsten es der Gattin Anton Perez', Johanna Coello, und deren kaum erwachsenen Tochter Gregoria, gleichgethan haben würde, muß freilich dahingestellt bleiben. (J. E. Hitzig u. W. Häring, Der Neue Pitaval, Leipzig 1847, X, 53.)

Verhaftung gesetzt, gelohnt hatte; wird endlich auch immer gern der biedern Uneigennützigkeit gedenken, die er sich — trotz mancher Verlockungen — in allen Verhältnissen seines Lebens bewahrt hat. „Offen wahr und treu" nennt ihn selbst der jüngere Dumaurier, der ihm wenig geschmeichelt hat. In der That, so oft man in de Groot über dem Gelehrten und scharfsinnigen Denker den Menschen nicht ganz aus dem Auge verlieren wird, wird man zu bezweifeln geneigt sein, ob dem Verfasser des „Kriegs- und Friedensrechtes" aus dem Reiche der ausgezeichnetsten Gelehrten seines Zeitalters einer ganz an die Seite zu stellen sei, Saumaise aber möchte alsdann auf solche Gleichstellung vielleicht unter allen die geringsten Ansprüche haben. Daß übrigens manchem, bald in diesem, bald in jenem Bezuge über de Groot ausgesprochenen Tadel etwas Wahres zum Grunde lag, was den Tadel selbst ehrenvoll machte, stimmt mit alltäglichen Erfahrungen zu sehr überein, als daß es befremden könnte. Wenn also — um hierbei nur einiges beispielsweise anzuführen — ein Stachelvers Menage's [1]) unserm de Groot vorwirft, er habe in kirchlicher Beziehung zwischen sechs Parteien geschwankt; so beweist dies eben nur, daß er seinen Geist in die Fesseln keiner dieser Parteien geschlagen hatte, und es würde jener Vers die ganze Wahrheit ausgesprochen haben, wenn er gesagt hätte, daß de Groot, ohne Katholik, Lutheraner, Calvinist u. s. w. zu sein, von ganzer Seele ein Christ war. Ebenso kann man ihm als Geschichtschreiber schwerlich ein größeres Lob ertheilen, als in dem gegen ihn gerichteten Tadel liegt, er habe dem Tacitus nachgeahmt. Daß ein Geist,

1) Menagiana ou bons mots etc. de Menage (Amsterdam 1713), dritte Ausgabe, IV, 315.

wie der ſeinige, ſich niemals würde haben herabl[illegible] können, jener „ſklaviſchen Heerde der Nachahmer" anzuſchließen, von welcher ſchon der römiſche Dichter gebührender Verachtung geſprochen hat, bedarf ke[illegible] Auseinanderſetzung, und dennoch ging jener Vor[illegible] lediglich daraus hervor, daß de Groot, wie Taci[illegible] „Annales" und „Historiae" geſchrieben, und die Schr[illegible] art des Letztern an unzähligen Stellen wiedergefun[illegible] wird in der des Erſtern. Die Hauptfrage, ob nicht [illegible] der Geiſt, der in dem letzten geſchichtlichen W[illegible] de Groot's weht, an Tacitus erinnert, die Nachahm[illegible] alſo die löblichſte war, blieb dabei entweder ganz unb[illegible] rührt, oder es verwickelten ſich bei der Beantwortung die Tadler in die ſeltſamſten Widerſprüche, wie ſich denn z. B. bei Ceriſier die Behauptung findet: „man würde bei de Groot dieſe Malerei der Leidenſchaften", in welcher Tacitus Meiſter war, „vergebens ſuchen", neben der Behauptung: „de Groot iſt ein ebenſo guter Maler als Tacitus", nur mit dem hinzugefügten neuen Tadel, „aber er iſt nicht ein ebenſo guter Zergliederer als Tacitus". Selbſtverſtändlich kann es uns hierbei nicht in den Sinn kommen, was ſoeben von manchem wider de Groot gerichteten Tadel geſagt worden iſt, auf jeden anwendbar zu glauben; der vielfach und oft ſehr bitter Getadelte ſelbſt hat dies nicht geglaubt und hat, wo er im einzelnen geirrt, oder wo der Eifer für ſeine Ueberzeugung ihn zu weit geführt, dies mit edelm Freimuth gern anerkannt. Ueberdies war ſeine Vielſeitigkeit, wenn wir ihn auch nur als Schriftſteller betrachten, eine zu große, und der Maßſtab, der an ſeine Werke gelegt wird, iſt nach Verſchiedenheit der Zeiten, Länder und Leſer ein zu mannichfaltiger, als daß an eine Einigung der Stimmen über jedes einzelne dieſer Werke jemals

gedacht werden könnte. Daher wird auch immer bald dieſem, bald jenem derſelben der Vorzug vor den übrigen ertheilt werden, und ſelbſt die wärmſten Verehrer de Groot's haben begreiflicherweiſe nicht jede ſeiner Beſtrebungen mit gleich günſtigem Auge angeſehen, wie denn auch an mehreren ſeiner Werke die Zeit bereits ihr unverjährbares Recht geltend gemacht, und ſelbſt das „Kriegs- und Friedensrecht" ſchon durch Pufendorf und Rouſſeau weſentliche Berichtigungen erfahren hat. Colomiez preiſt (in ſeiner „Bibliothèque choisie") die kritiſchen, geſchichtlichen, ſtaatskundigen und gottesgelehrten Arbeiten de Groot's, ſetzt aber hinzu: „Wie ſchön auch dieſe verſchiedenen Werke ſind, ſo muß man doch geſtehen, daß die Briefe und Dichtungen de Groot's viel höher ſtehen (sont fort au dessus), und daß, wenn er in jenen groß erſcheint, er in dieſen unvergleichlich iſt." Dieſer Anſicht, welche unter den Zeitgenoſſen de Groot's die allgemeine war, gegenüber ſteht das Urtheil Neuerer, welche de Groot, bei aller Anerkennung des Verdienſtes ſeiner Dichtungen, dennoch mit Luden einen „Dichter zweiter Ordnung nennen, der Talent, aber kein Genie hatte, oder, wenn man will, kein Dichter war" im eigentlichen vollen Sinne des Wortes: ein Urtheil, welches ſchon heute wenige zu unterſchreiben ſich weigern möchten. Noch weit greller hat ſich der Zwieſpalt der Anſichten in Betreff ſeiner kirchlichen Beſtrebungen herausgeſtellt; nicht einmal alle ſeine nähern Freunde, im allgemeinen mit ihm über dieſe Angelegenheiten übereinſtimmend, billigten ſeine Einmiſchung in die obwaltenden kirchlichen Streitigkeiten, in das „Pfaffengebeiß", wie Luther ſich ausgedrückt hatte; de Thou warnte ihn vor derſelben, und wir meinen, daß er daran recht gethan habe. Während wir es ſehr natürlich finden, daß de Groot der unfruchtſ-

baren Zänkereien müde wurde, welche Lutheraner, viniſten und andere proteſtantiſche Parteien gegenein in einen ebenſo feindſeligen Gegenſatz ſtellten, als war, in welchem ſie ſämmtlich zum Papſtthum ſta und während wir nichts Befremdliches erblicken k in der Thatſache, daß de Groot den Genuß eines fr ſchaftlichen Verkehrs mit dem gelehrten Jeſuiten S ſich nicht durch kirchliche Rückſichten verkümmern müſſen wir es, bei aller ſchuldigen Rückſicht auf Zeit, auffallend nennen, daß ein Geiſt wie der ſ nicht blos an die Möglichkeit einer Kirchenverein glauben, ſondern ſich auch der Siſyphusarbeit unter konnte, eine ſolche Vereinigung zu Stande zu bri Lichtenberg ſagt einmal: „Wenn die Welt noch unzählbare Zahl von Jahren ſteht, ſo wird die Un ſalreligion geläuterter Spinozismus ſein.“ Uns ſc daß auch nach unzählbaren Jahrhunderten weder ſolche Religion, noch eine andere, zur Univerſalrel werden könnte, ſolange die Menſchen in Betreff geiſtigen Anlagen, Bedürfniſſe, Neigungen und Bildu ſtufen voneinander verſchieden bleiben. Aber wir k aus gleichem Grunde nicht einmal eine Religionsve gung der Chriſten, wie ſie mit Caſaubon auch de C und ſelbſt noch ſpäter Leibniz bezweckt hat, für mö wenn ſie auch, was bekanntlich von manchen eben geleugnet wird, wünſchenswerth ſein ſollte. [1])

1) Der hier berührte Gegenſtand liegt glücklicherweiſe vo ſerer Aufgabe zu weit ab, als daß er im Obigen einer weiteru örterung bedurft hätte. Aber auch hier enthalten wir uns ein chen ſehr gern, da ſie es kaum vermeiden könnte, von einer A genheit zu ſprechen, welche leider noch nach der Mitte des 19. hunderts, und in Deutſchland, und zunächſt für den Staat Frie des Einzigen, ein Buch wie Bunſen's „Zeichen der Zeit“ n

Ohne in nähere Erörterungen so manches andern Gegenstandes, der in den vielseitigen Werken de Groot's Stoff zu Betrachtungen darbietet, einzugehen, richten wir jetzt unmittelbar unsern Blick auf die staatsmännische Wirksamkeit de Groot's, insbesondere auf seine Leistungen als Gesandter am Hofe Ludwig's XIII. Sie haben beinahe noch mehr, als alle übrigen des bewundernswürdigen Mannes, den man den „Phönix der Belgier" zu nennen nicht unberechtigt war, zu den abweichendsten Urtheilen Veranlassung gegeben, von welchen zwei einander geradehin aufheben. Nach der Behauptung der einen nämlich verband de Groot mit einer fast unermeßlichen Gelehrsamkeit „die Talente des gewandtesten Staatsmannes" und erwarb sich als Gesandter in Paris „die allgemeinste Achtung". Das Urtheil anderer läuft darauf

---

und nothwendig machte. Gern benutzen wir dagegen die Gelegenheit, um an ein, wie wir glauben, zu wenig beachtetes Buch zu erinnern, dessen Verfasser sich über den obigen Gegenstand folgendermaßen ausläßt: „Natur und Schicksal, Geistesgaben und Standpunkte, Gemüthsbedürfnisse und Verstandesentwickelungen der Menschen sträuben sich gegen Meinungseinheit. Nicht ein einziges Individuum ist im Stande, von Jugend auf ein und dieselbe Religionsansicht festzuhalten. Wo ist ein Mann, der seine kindischen Vorstellungen nicht hat fahren lassen? Bekanntlich versuchte auch Leibniz eine Religionsvereinigung. Er hatte schon in Gesellschaft des Abtes Molanus zu Lokkum und des Bischofs von Neustadt in Ungarn den Unionsplan entworfen. Im Jahre 1780 machte man in Deutschland wieder einen Unionsversuch; es sollte ein apostolisches Christenthum eingeführt werden. Solange der Cultus, diese Krücke der schwachen Menschheit, nicht entbehrt werden kann, solange nicht die Zeit gekommen ist, in der die Menschheit das höchste Wesen im Geist und in der Wahrheit ehrt, gibt es vielleicht kein besseres Mittel, den Cultus der Sekten unschädlich zu machen, als die Mannichfaltigkeit. Die Einheit des Cultus und Dogma würde das lebendige Wirken der Menschheit in todten Mechanismus und das freie Dasein der Geister in eine Universalmonarchie oder Universaldespotie des Gewissens verkehren." (C. G. Jochmann, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren gesammelt von H. Zschokke, Hechingen 1837, II, 246.)

hinaus, daß er am Hofe des Königs von Frankreich nicht ganz geleiſtet habe, was man ſich von ihm verſprochen, und mehr oder weniger entſchieden wird davon als Grund angegeben, daß er in zu vollem Maße Gelehrter geweſen, zu unbedingt dem Dienſte der Wiſſenſchaften angehört habe, um als Staatsmann und vornämlich als Geſandter ſeine Aufgabe vollkommen löſen zu können. Endlich hat es auch an ſolchen nicht gefehlt, die geradehin verſicherten, de Groot ſei als Staatsmann in demſelben Verhältniſſe unbedeutend, ja völlig unbrauchbar geweſen, in welchem er als Gelehrter ohne Widerrede die glänzendſte Erſcheinung ſeines Zeitalters war. Dieſer letztere Ausſpruch wird nun freilich ſchon nach einer flüchtigen Beleuchtung keiner beſondern Widerlegung bedürfen, nicht ebenſo leicht aber wird es ſein, in dem Streite der beiden erſterwähnten Urtheile Wahres von Irrigem zu trennen. Der Verſuch einer Feſtſtellung der Wahrheit ſoll indeß in Folgendem gewagt werden.

Zur Tüchtigkeit eines Staatsraths iſt nach Richelieu „nur Tüchtigkeit und Feſtigkeit des Geiſtes, Gediegenheit des Urtheils — ſie iſt die wahre Quelle der Klugheit —, hinreichende Bekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften, allgemeine Kenntniß der Geſchichte und der gegenwärtigen Verfaſſung aller Staaten der Erde und insbeſondere desjenigen, dem er angehört", erforderlich. Unter den zahlreichen Ausländern, welche die Krone Schweden unter Chriſtine und ihren nächſten Nachfolgern als Staatsmänner benutzt hat, wer hätte dieſen Forderungen mehr entſprochen als de Groot! Und wenn es ſchon ſeit dem 16. Jahrhundert keineswegs ungewöhnlich war, ausgezeichnete Gelehrte mit wichtigen Staatsverhandlungen beauftragt zu ſehen, welche Erwartungen mußte wol in gleichem Falle de Groot erwecken, er, der im Vergleich mit

einem de Mesmes, de Thou, Dupuy, Casaubon, Peiresc u. a. noch immer des Vorrangs gewiß war! Richelieu nennt Festigkeit des Geistes als erste Bedingung der Tüchtigkeit eines Staatsmannes. Ohne Zweifel hatte de Groot solcher Festigkeit in hohem Grade bedurft, um unter den Verhältnissen, in welchen er seit seiner Ernennung zum Pensionarius von Rotterdam, also schon seit dem Jahre 1613 gelebt, niemals abzuweichen von jenen Staat und Kirche angehenden Grundsätzen, in denen er einmal die Wahrheit erkannt zu haben glaubte, niemals auch nur im geringsten gebeugt zu erscheinen vor jener Partei, deren undankbaren Feindseligkeiten er endlich mit Mühe entrann, nachdem sie das ehrwürdige Haupt Oldenbarneveldt's dem Henkerbeile zu überliefern kein Bedenken getragen, und um ebenso wenig auf schmeichelnde Stimmen zu achten, die ihn, den Geächteten, auf eine Bahn zu führen versuchten, welche wol reichen Vortheil versprechen mochte, aber mit seiner Denkart und Handlungsweise im Widerspruche, vielleicht auch nur nicht völlig im Einklange gestanden haben würde. Die „Gediegenheit seines Urtheils" und seine „hinreichende Bekanntschaft mit den Wissenschaften" auch nur einen Augenblick in Frage stellen zu wollen, wäre lächerlich; sein berühmter Zeitgenosse G. Voß hatte wahrlich Grund, ihn „der Sache wie dem Namen nach" den Großen (re et nomine Magnum) zu nennen, und was endlich die geschichtlichen und staatlichen Kenntnisse betrifft, welche der Cardinal von dem Staatsmann fordert; so möchte es selbst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eben auch keine leichte Aufgabe gewesen sein, einen Mann zu finden, der sich des Besitzes dieser Kenntnisse mit größerm Rechte als de Groot hätte rühmen können. Aber zu der Zeit, die ihn als Gesandten auftreten sah, hatte er überdies auch bereits

längſt durch die That bewieſen, daß er Staatsangelegenheiten mit Geſchick zu behandeln wußte. Als im Jahr 1613 Holland außerordentliche Geſandte an König Jakob I. von England geſandt hatte, theils um die Anſichten deſſelben über die obwaltenden kirchlichen Streitigkeiten zu berichtigen und ſich auf dieſe Weiſe die Gunſt des mächtigen Großbritannien zu ſichern, theils und vornehmlich um den oſtindiſchen Handel und den Walfiſchfang der Holländer bei Grönland gegen die Anmaßungen Englands zu ſchützen, war de Groot, der Verfaſſer des „Mare liberum", einer dieſer Geſandten geweſen, welche in Betreff des oſtindiſchen Handels auch ihren Zweck nicht verfehlten. Aus England zurückgekehrt hatte er bei den Ständen im Vaterlande die Frage ſchwebend vorgefunden, ob der Staat verpflichtet ſei zum Erſatze des Schadens, welchen ſeine Kaper durch ihre Räubereien ſelbſt befreundeten Staaten zugefügt hatten und welche daher Gegenſtand von Beſchwerden geworden waren. Er erfüllte den ihm gewordenen Auftrag, ein Gutachten über dieſe Angelegenheit auszuarbeiten; es lief darauf hinaus, daß die Schuldigen, wenn es gelänge ſie zu ermitteln, zu Strafe und Schadenerſatz zu verurtheilen ſeien, der Staat aber, der die Kaper nur gegen den Feind ausgeſendet und an den Ungerechtigkeiten derſelben keinen Antheil genommen, auch frei von der Verpflichtung bleiben müſſe, den angerichteten Schaden zu erſetzen; dieſer Ausſpruch, unverkennbar auf den Grundſätzen des Rechts und der Billigkeit beruhend, war von den Ständen einmüthig gebilligt worden. In den kirchlichen Streitigkeiten des Vaterlandes, in welche de Groot durch ſeine amtliche Stellung, die ihm Sitz und Stimme auch in der Verſammlung der Reichsſtände gab, allmählich immer tiefer verwickelt wurde, war freilich eine ſolche

allgemeine Uebereinstimmung der Ansichten mit der seinigen beinahe undenkbar, es galt vornehmlich die Frage, ob die Obrigkeit Richter sein könne in Religionsangelegenheiten, und die von de Groot in einem eigenen Werke niedergelegte Beantwortung dieser sich heute noch immer erneuernden Frage können wir nicht gutheißen, da sie der Obrigkeit — weit über die Kirchenordnung hinausgehend — Rechte einräumt, welche die Gewissensfreiheit aufheben würden. [1]) Aber diese Entscheidung erklärt sich nicht blos aus seiner allgemeinen Ansicht von der besten Regierungsform, sondern floß auch mit eben dieser Ansicht aus einer lobenswerthen Quelle, aus dem Wunsche, den innern Frieden im Staate geschützt zu sehen. Schon im Jahre 1600 in der Zueignung der „Phänomene des Aratus" an die Stände von Holland und Westfriesland hatte er eine Gesinnung ausgedrückt, nach welcher er die Erfüllung jenes Wunsches zwar nicht von der Herrschaft eines Einzelnen, „die für Sklavenseelen paßt", noch weniger von einer Volksherrschaft, „die zur Zügellosigkeit führt", aber von der Herrschaft der Edeln des Volks

1) Luden hat diese Frage in einer heute wieder doppelt beachtenswerthen Stelle seines oben angeführten Werks (S. 61) beantwortet, in welcher er schließlich sagt: „Also nur die Kirchenordnung hat der Staat unter seiner Aufsicht, die Gesetzgebung aber, die Präsiden, von welchen ausgegangen wird, die weitere Erklärung alter begründig (?) neuer, der Cultus, die Mysterien — alles dieses wird die Gemeinde mit sich selbst auszumachen haben: was ihr wahr, heilig scheint, was sie belehrt, erbaut, das muß er ihr unangetastet lassen, solange es nicht etwas ist, was die Kirchenglieder zu unruhigen Bürgern macht. Ja selbst in diesem Falle hat er nicht die Kirchenglieder für ihre Lehre, ihren Glauben zu strafen, noch darf er ihn ihnen entreißen wollen (was er ohnehin nicht kann), sondern die Bürger für ihre Unruhe." Hinzuzufügen wäre wol noch, daß der Staat den Kirchengliedern, als solchen, ebenso wenig etwas aufdringen, als entreißen darf.

(Aristokratie), „welche die Freiheit verbürgt", erwarten konnte, und in gleicher Gesinnung hoffte er auch jetzt durch den einträchtigen Willen der Herrschenden im Staate die Spaltungen der Menge aufgehoben zu sehen. Wie grob die Täuschung war, der er sich in diesen Beziehungen hingegeben, hat wol ihn selbst das spätere Leben gelehrt; daß aber das betreffende Werk die irrige Ansicht des Verfassers mit allen Waffen, wie der Gelehrsamkeit, so auch des Scharfsinns und der schriftstellerischen Gewandtheit vertheidigt und — von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet — eine treffliche Staatsschrift ist, läßt sich so wenig leugnen, als daß seine Vertheidigung der Stände gegen die plumpen Angriffe, welche sie in diesen kirchlichen Angelegenheiten durch die Schrift eines Gomaristen erfahren, eine in jedem Betrachte meisterhafte ist. Die Stände, von welchen er zu dieser Vertheidigung wahrscheinlich aufgefordert worden war, sprachen ihm für dieselbe auch öffentlich ihren Dank aus. In den nächstfolgenden Jahren war ihm endlich auch mehrfache Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß er in mündlicher Rede nicht weniger als in Schriften Staatsangelegenheiten zu behandeln wisse. Die Stände, nachdem ihr erster Versuch, die streitenden kirchlichen Parteien durch einen von de Groot entworfenen Erlaß (Decretum) für eine allgemeine friedliche Einigung zu gewinnen, gescheitert war, beschlossen zu gleichem Zwecke Abgeordnete nach Amsterdam, dem Hauptsitze der von dem Grafen Moritz von Nassau beschützten, die Einigung verweigernden Gomaristen, zu senden. De Groot war der Redner dieser Abgeordneten in der Rathsversammlung zu Amsterdam (im Jahre 1616), und selbst die uns vorliegende, nicht einmal von ihm selbst verfaßte, lateinische Uebersetzung seiner in holländischer Sprache gehaltenen Rede genügt

vollkommen, uns den ausgezeichneten Beifall begreiflich zu machen, mit welchem diese Rede aufgenommen worden ist. Sicher würde sie, wären die Zuhörer nur einigermaßen zur Verträglichkeit geneigt gewesen, ihren guten Zweck nicht verfehlt haben; denn aufs eindringlichste hatte vornehmlich der Schluß der Rede dargethan, wie bei der einleuchtenden Unmöglichkeit, die streitenden Ansichten der Gomaristen und Arminianer auf eine Lehre zurückzuführen, nur der doppelte Ausweg übrig bleiben würde, entweder eine Partei durch die andere zu verurtheilen, oder zwei reformirte Kirchen förmlich anzuerkennen. De Groot nannte beides abscheulich und heillos, und die Rede (von welcher übrigens, beiläufig gesagt, manches Wort mit des Redners allgemeinen Grundsätzen über Kirchenvereinigung nicht wohl übereinstimmen möchte) hatte demnach die Zuhörer auf gegenseitige Duldung der Parteien als unumgänglich hingewiesen. Wie bei dieser Gelegenheit in Amsterdam, so war nachmals auch in Zeeland de Groot der Redner der Stände, und als der Kirchenstreit allmählich immer heftiger entbrannt war, an manchen Orten Stadtsoldaten (Waardgelders) angeworben wurden, der Bürgerkrieg drohte, und die Reichsstände den Beschluß faßten, Utrecht durch eine Gesandtschaft zur Entlassung der von dieser Stadt angeworbenen Soldaten aufzufordern, wurde de Groot den Abgesandten nicht nur wieder beigegeben, sondern man glaubte abermals, nur seiner Beredsamkeit die Unterhandlung anvertrauen zu dürfen; seine dortige Stellung aber ist ohne Zweifel dadurch zu einer doppelt mislichen geworden, daß er sich Moritz von Nassau, der sich jetzt Prinz von Oranien nannte und in Oldenbarneveldt's Anhängern, mithin auch in de Groot, Widersacher, ja Aufrührer zu erblicken wenigstens die Miene annahm, in

Utrecht gegenübergestellt sah. In allen diesen oft sehr drückenden Verhältnissen hat er nach den übereinstimmenden Berichten der Zeitgenossen die ihm zu Theil gewordene Stellung immer mit ebenso großer Würde als Klugheit ausgefüllt, die Sache des Rechts und der Wahrheit immer einsichtsvoll und kräftig vertreten und für den innern Frieden des Vaterlandes zu wirken nicht aufgehört, bis ihn der 29. Aug. 1618 — ins Gefängniß führte.

Daß er am 22. März 1621 glücklich genug war, seine Flucht aus dem Schlosse Loevestein, seinem Gefängnisse, zu bewerkstelligen, daß er nach Frankreich flüchtete, daß er dort unter Ludwig XIII. eine schützende Aufnahme fand, sogar ein Jahrgeld von dem Könige erhielt, in rastloser Thätigkeit auch dort seine gelehrten Arbeiten fortsetzte, ja gerade in jenem Zeitraume sein berühmtestes Werk erscheinen ließ, daß aber das ihm immer unregelmäßig gezahlte Jahrgeld, nachdem der Cardinal Richelieu die Zügel der Staatsregierung ergriffen hatte, gar nicht mehr gezahlt wurde, ist hinlänglich bekannt. Wir werden daher zwar auf diesen Zeitraum im Folgenden noch einmal zurückkommen müssen, wenden uns aber jetzt ohne weiteres zu dem Jahre 1635, welches de Groot auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit zurückführte.

Kaum hatte sich in Europa die Nachricht verbreitet, daß de Groot, von der französischen Regierung vernachlässigt und durch die Vernachlässigung in eine drückende Lage versetzt, Frankreich zu verlassen beabsichtige, als mehrere Fürsten — die Könige von Polen und Dänemark, der Herzog von Holstein, sogar Spaniens König und Wallenstein werden genannt — den Gedanken faßten, den weltberühmten Niederländer in ihre Dienste zu ziehen,

wonach ihm denn auch von verſchiedenen Seiten mehr oder minder beſtimmte Anträge gemacht wurden. De Groot zögerte lange ſich zu entſcheiden, und dieſes Zögern hatte, zum Theil wenigſtens, darin ſeinen Grund, daß es ihm ſchwer wurde, die Hoffnung auf eine ehrenvolle Rückkehr ins Vaterland aufzugeben. Als aber dieſe Hoffnung gänzlich verſchwunden war, und Anträge der eben erwähnten Art auch von ſeiten Schwedens an ihn ergingen, vermochte er der Aufforderung zum Dienſte des Auslandes ſich nicht länger zu entziehen. Seine Verehrung Guſtav Adolf's, des königlichen Helden, war eine faſt grenzenloſe, ſchwärmeriſche, und auch gegen Oxenſtjerna, den großen Kanzler deſſelben, war er von der größten und wärmſten Hochachtung durchdrungen; er nahm keinen Anſtand, ihn „den bewunderungswürdigſten Erſcheinungen des Alterthums" gleichzuſtellen. Sich nun von beiden ebenfalls in hohem Grade geſchätzt zu wiſſen, mußte ihm ſchmeichelhafter ſein, als manche andere bedeutende Stimmen jener Zahlloſen, welche ſeinen Ruhm zu preiſen fortwährend wetteiferten, und wenn er, wie er verſichert hat, ſich für den ſchwediſchen Dienſt zum Theil auch darum entſchied, weil er die Hoffnung nährte, er werde in dieſem Dienſte öfter, als in einem andern, Gelegenheit finden, auch ſeinem Vaterlande (obwol er ſich von dieſem jetzt völlig losſagte) nützlich zu werden: ſo läßt ſich von einem Gemüthe wie dem ſeinigen annehmen, daß dies nicht blos *geſagt* war. Ohne zu wiſſen, welche Stellung die Gunſt der ſchwediſchen Regierung ihm beſtimmt hatte, erſchien er im Mai 1634 in Frankfurt a. M. bei Oxenſtjerna, der ihn dorthin beſchieden hatte. Guſtav Adolf, deſſen Tod Schweden und Deutſchland damals bekanntlich ſchon ſeit zwei Jahren betrauerte, hatte, als er beſchloſſen, de Groot, ſeinen

Lieblingsſchriftſteller, in ſeine Dienſte zu nehmen, ſich zugleich ſehr bemerkenswerth dahin geäußert, er wolle ihm jetzt zeigen, „wie groß der Unterſchied zwiſchen Theorie und Ausübung ſei, und wie viel leichter ſich etwas ſchreiben laſſe, als werkthätig ausführen", eine Aeußerung, welche — auffallend genug — der bisherigen ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit des Vielgefeierten gar keine Rechnung trägt, und welche, indem ſie nichtsdeſtoweniger die Abſicht des Königs an den Tag legt, de Groot amtlich nicht als Gelehrten, ſondern eben als Staatsmann zu benutzen, zugleich zu verrathen ſcheint, der ſtaatskluge Herrſcher ſei dabei nicht ganz frei von einigem Bedenken geblieben. Oxenſtjerna dürfte, bei der größten Werthſchätzung aller Verdienſte de Groot's, jenes Bedenken ſeines hingeſchiedenen königlichen Freundes wol ebenfalls nicht ganz grundlos gefunden haben, denn ſieben Monate lang zögerte er, in deſſen Umgebung ſich damals de Groot in Frankfurt a. M. und Mainz fortwährend befand, und von deſſen Entſcheidung jetzt die ganze fragliche Angelegenheit allein abhing, ſeinen desfallſigen Beſchluß auszuſprechen. Endlich geſchah es (einen bedeutenden Antheil an der langen Zögerung ſcheinen auch die damals in Worms eben ſchwebenden Verhandlungen der proteſtantiſchen Bundesgenoſſen gehabt zu haben): der berühmte Verbannte wurde zum ſchwediſchen Staatsrathe und ordentlichen Geſandten am franzöſiſchen Hofe ernannt, das erſtere Amt mit einem Gehalte von 2000, das letztere mit einem Gehalte von 6000 Rthlr. verbunden, und zugleich in der betreffenden Beſtallung ausgeſprochen, daß er beide Gehalte vom Mai 1634 an beziehen werde, und daß ihm im Falle der Zurückberufung vom franzöſiſchen Hofe eine andere Geſandtſchaft mit gleichem Gehalte ertheilt werden ſolle, daß aber, ſo-

lange es in dieſem Falle etwa an angemeſſener Gelegenheit zu einer andern Sendung fehlen ſollte, er beide erwähnten Gehalte unverkürzt beziehen werde. Die ihm zugleich als Geſandten ertheilte Dienſtanweiſung lautete: „Dieſer Geſandte ſoll Sorge dafür tragen, daß die Ehre, Hoheit, Vorzüge, Rechte und Gerechtſame der Krone und des Reichs von Schweden durch ſeinen Dienſt aufrecht erhalten werden. Und zu dieſem Ende ſollen in Kraft erhalten werden die Verträge und Bündniſſe, welche zwiſchen den Kronen von Schweden und Frankreich geſchloſſen worden ſind oder noch geſchloſſen werden ſollten. Vor allem ſoll er bemüht ſein, die Herren Reichsräthe der Krone Schweden in guter Freundſchaft und Einvernehmen mit dem König von Frankreich zu erhalten. Zu dieſem Zwecke ſoll der Geſandte in beſtändiger Verbindung bleiben mit den vornehmſten (franzöſiſchen) Staatsdienern, deren ſich der König entweder vorzugsweiſe bedient, oder welche dem Anſcheine nach zu Anſehen gelangen werden, insbeſondere mit den Herren Prinzen vom königlichen Geblüte. Auch ſoll er gute Verbindung und Einvernehmen unterhalten mit den in Frankreich beſtallten Geſandten und Dienern derjenigen Könige, Freiſtaaten und Mächte, welche Verbündete oder Freunde der Krone von Schweden ſind. Er ſoll eifrigſt achten auf alles, was in dieſem Reiche auf den Staat, Frieden, Krieg, Bündniſſe Bezügliches vorfällt, vornehmlich auf dasjenige, was in irgendeinem Bezuge zur Krone von Schweden ſteht, und ſoll von ſolchen Angelegenheiten ſowol den Herren Reichsräthen, als dem Herrn Kanzler von Schweden Anzeige machen. Ebenſo ſoll er zum Dienſte der Krone Schweden Verbindungen unterhalten mit andern Geſandten und den vornehmſten Geſchäftsführern dieſer Krone. Die Bekenner der reformirten

Religion in Frankreich ſoll er bei allen Gelegenheiten ermahnen, ſich in ſolchem Gehorſam und in ſolcher Ehrfurcht gegen ihren König zu verhalten, daß ſie ſich Sr. Majeſtät Gunſt und Gnade immer mehr erwerben mögen. Wo es den Anſchein hat, daß ſich etwas zu Nutzen der Angelegenheiten der Mutter oder der Brüder des Königs thun laſſe, ſoll er dies nach Gutdünken des Königs und deſſen Befehle nachkommend beſorgen, endlich auch alles thun, was ihm von ſeiten der Krone Schweden aufgetragen werden wird, und was er überdies nach Lage der Sachen zum Dienſte dieſer Krone nöthig oder förderlich finden wird." [1])

In einem dieſem Zeitraume angehörigen Schreiben hatte de Groot die Beſorgniß ausgeſprochen, Oxenſtjerna möge eine zu günſtige Meinung von ihm gefaßt haben, und dieſer würdig zu entſprechen dürfte leicht mislingen. Daß es ihm mit dieſer Aeußerung voller Ernſt geweſen iſt, glauben wir nicht bezweifeln zu dürfen, ob ſie aber ein reiner Ausdruck ſeiner Beſcheidenheit war oder ob ſie aus einer Miſchung derſelben mit einem peinlichen Vorgefühl der Unannehmlichkeiten entſprang, denen ſeine neuen Verhältniſſe ihn bald entgegenführen ſollten, müſſen wir dahingeſtellt ſein laſſen. Gewiß iſt, daß ſeine lebhafte Dankbarkeit gegen Oxenſtjerna und das Andenken an Guſtav Adolf allein hingereicht haben würden, de Groot zum Aufbieten aller ſeiner Kräfte in der ihm angewieſenen glänzenden Stellung anzuregen, und jedenfalls waren die Würfel jetzt geworfen. Anfang des Jahres 1635 trat der neue Geſandte ſeine dritte, bedeutungsreichſte Reiſe nach Frankreich an, und am 2. März jenes Jahres hielt er ſeinen feierlichen Einzug in Paris. Sehen

1) A. v. Gattenburgh, a. a. O., S. 5—7.

wir nun zu, wie er dort der eben mitgetheilten Dienstanweisung nachgekommen ist, wie er die ihm in der Verwaltung des Amtes etwa entgegentretenden Hindernisse zu überwinden sich hat angelegen sein lassen, und welche Erfolge seine Thätigkeit als Gesandter belohnt haben.

Bei keiner unbefangenen und nähern Betrachtung dieser Thätigkeit wird jemals in Abrede gestellt werden können, daß de Groot im allgemeinen sein gesandtschaftliches Amt mit großem Diensteifer und, wie sich von selbst versteht, mit Einsicht verwaltet hat. Er erscheint in seinen uns vorliegenden Berichten über diesen Abschnitt seines Lebens als ein scharfer Beobachter des französischen Hofes, wie aller Personen, die an demselben eine mehr oder weniger bedeutende Rolle spielen, und aller irgend erheblichen Ereignisse. Er berichtet über alles dies, Kleines wie Großes, sehr regelmäßig und häufig, meist wöchentlich, an die schwedischen Reichsräthe, insbesondere an Oxenstjerna, er vollzieht mit größter Pünktlichkeit alle Aufträge desselben und läßt es sich sehr angelegen sein, die Ehre der schwedischen Krone bei jeder Gelegenheit ungeschmälert zu bewahren. Er verharrt endlich auch in diesem sich immer gleichen rühmlichsten Diensteifer, trotz vieler ungünstigen Verhältnisse, nicht einige Monate, sondern zehn Jahre hindurch, und es verdient dies unstreitig um so mehr ein nicht geringes Lob, als jene Verhältnisse zum Theil solcher Art waren, daß sie einem Manne wie de Groot nothwendig doppelt geringfügig, schal und in ärgerlichster, oft in verletzender Weise zeittödtend erscheinen mußten. Namentlich auch alle diejenigen zahlreichen Geschäfte einer Gesandtschaft, welche auf die Zeitereignisse theils gar keinen Einfluß ausüben, theils sie nur mittelbar und sehr entfernt angehen, ohne darum weniger

nothwendige zu sein, sind von de Groot so vollzogen worden, daß er durch sie seinem Hofe nicht die geringste Veranlassung zum Tadel gegeben hat. Es liegt jedoch am Tage, daß dieser Wirkungskreis nur einen fleißigen Geschäftsmann von gewöhnlicher Einsicht und Umsicht erforderte, mithin de Groot keine Gelegenheit darbot, sich als einen ausgezeichneten Staatsmann zu bewähren, und die Freunde des großen Mannes und der Wissenschaft würden daher bedauern müssen, daß er ein Jahrzehnd hindurch einen sehr ansehnlichen Theil seiner Zeit solchen Beschäftigungen zum Opfer gebracht hat, böte für dasselbe die Geschichte seiner Gesandtschaft keine Entschädigung dar durch wichtige Ereignisse, auf welche er eingewirkt hat.

Daß ihm diese Entschädigung durch seine Wirksamkeit in vielen entscheidenden Angelegenheiten Schwedens, der französischen Regierung gegenüber, und in bedeutenden Erfolgen dieser Wirksamkeit zu Theil werden würde, stand allerdings in manchem Betrachte zu hoffen und beinahe zu erwarten. Der Verlust der Schlacht bei Nördlingen (am 9. Sept. 1634) hatte plötzlich in Deutschland das Ansehen der vielgefeierten Schweden, trotz der Lauigkeit, mit welcher der Sieg von den kaiserlichen Heeren benutzt worden war, so tief sinken lassen, daß dem Bunde der deutschen protestantischen Mächte die Auflösung drohte, und daß selbst Oxenstjerna's Staatsweisheit und bewundernswürdige allseitige Thätigkeit nur unter der Voraussetzung kräftigster Unterstützung von seiten Frankreichs hoffen ließ, die noch vor kurzem so vielversprechenden schwedisch-deutschen Angelegenheiten wiederhergestellt zu sehen: eine Voraussetzung, die ziemlich unsicher war, da das französische Cabinet zwar die Demüthigung des Hauses Habsburg entschieden beabsichtigte, aber auch

nicht ohne Mistrauen auf Macht und Ansehen blickte, welches die Schweden in Deutschland bleibend gewinnen möchten. Da nun eben unter diesen höchst mislichen Umständen de Groot an den Hof von Frankreich gesandt wurde, so scheint Burigny kaum zu viel zu sagen, wenn er diese Sendung „die wichtigste nennt, mit welcher ein Minister beauftragt werden kann", und in der von Oxenstjerna getroffenen Wahl eines Gesandten, dessen Aufgabe darin bestand, „das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden zu befestigen", nicht eine Spur der oben erwähnten Bedenken, sondern lediglich „eine Kundgebung der besondern Achtung, welche dieser große Mann gegen de Groot hegte", erblickt. — Für unsern Zweck ist nun unerlaßlich, die einzeln enin jenem Zeitraume am französischen Hofe geführten schwedischen Verhandlungen etwas näher ins Auge zu fassen. Sie sind bei weitem nicht so zahlreich, als man erwarten könnte.

Um sich der erwähnten französischen Unterstützung Schwedens zu versichern, galt es vor allem, einen Vertrag, welcher zwischen Schweden und Frankreich im Jahre 1631 zu Bernwald in der Neumark geschlossen und nachmals in Heilbronn erneuert worden war, wieder in volle Kraft treten zu lassen, nachdem er diese im Jahre 1634 verloren, indem es der französischen Staatskunst in diesem Jahre gelungen war, zwei Abgesandte der verbündeten Protestanten, Löffler und Streif, in Paris zum Abschließen eines Vertrags zu bestimmen, welcher den Schweden die oberste Leitung der deutschen Kriegsangelegenheiten entzog, diese Leitung einem deutschen Fürsten übertragen wollte und Frankreich den Besitz wichtiger Plätze im Elsaß sicherte. Oxenstjerna hatte die Bestätigung dieses neuen Vertrags im Namen Schwedens entschieden verweigert, und de Groot's erstes und

beinahe auch wichtigſtes Geſchäft beſtand eben darin, dieſe Verweigerung vor dem franzöſiſchen Hofe zu rechtfertigen und die Rechte der ſchwediſchen Krone gegen die Anmaßungen Frankreichs zu verwahren. In dieſer Angelegenheit hat de Groot zuerſt mit dem Oberintendanten Bouthillier und dem bekannten Kapuziner Joſef, dem einflußreichen Lieblinge und Vertrauten des Cardinals Richelieu, zuletzt mit dieſem ſelbſt unterhandelt. Aber für die gute Sache, die er vertheidigte, wurde durch alle ſeine Anſtrengungen nichts gewonnen, während das Ziel derſelben ſehr bald erreicht war, nachdem Oxenſtjerna ſelbſt am franzöſiſchen Hofe erſchienen war. Ein zu Compiègne zwiſchen Schweden und Frankreich jetzt abgeſchloſſener Vertrag — der Kanzler einerſeits, Bouthillier und Chavigny andererſeits hatten ihn abgeſchloſſen — erneuerte eigentlich nur den Heilbronner, indem er dieſen blos in einigen Punkten von geringerer Bedeutung abänderte. Nun ſchrieb zwar de Groot zu Anfang Mai jenes Jahres an ſeinen Schwager Reigersberg: „Zu dieſem Vertrage hat meine Bemühung, den für Schweden nachtheiligen Vertrag von Paris außer Kraft zu ſetzen, nicht wenig beigetragen. Ich meine der Krone Schweden nicht einen kleinen Dienſt geleiſtet zu haben, indem ich den Undank (? ondank) auf mich genommen habe, den feierlichen Vertrag von Paris zu entkräften und den Weg zu einem ehrlichen und vortheilhaften zu bahnen", und es iſt durchaus kein Grund vorhanden zu bezweifeln, daß dieſer letztere Vertrag größtentheils nach einem von de Groot verfaßten Entwurfe abgeſchloſſen worden iſt, wie auch Pufendorf beſtätigt hat. Wenn man indeß erwägt, daß de Groot, ohne dem ihm ertheilten Auftrage geradehin zuwiderzuhandeln, auf den pariſer Vertrag nicht hätte eingehen können, die Staatsmänner, mit

welchen er unterhandelte, auf seine Vorstellungen Rücksicht zu nehmen aufs bestimmteste und beharrlichste verweigerten [1]), Oxenstjerna selbst erst nach einer längern Verhandlung mit Richelieu zum Ziele kam, und den neuen Vertrag im Auftrage und im Sinn des schwedi-

1) Das oben erwähnte Schreiben de Groot's an Reigersberg findet sich bei Cattenburgh (a. a. O., S. 29). — In einem „geschichtlichen Abrisse", welcher die „Lettres et négociations du marquis de Feuquières" (Amsterdam 1753) eröffnet, heißt es (I, 183): „On avait résolu à la cour (de France), de ne point conférer jusqu'à l'arrivée du chancelier. On resta donc tranquille de part et d'autre, et Grotius n'eut rien autre chose à faire, que de traiter du cérémonial, que l'on observerait à la réception d'Oxenstirna." An einer andern Stelle (I, 187) hat es sogar den Anschein, als habe der Kanzler etwas von de Groot Vorgeschlagenes und Eingeleitetes zurücknehmen und, sozusagen, Geschehenes wieder gut machen müssen. Aber Feuquières, französischer außerordentlicher Gesandter bei den deutschen protestantischen Verbündeten, hatte auch bereits im Januar 1635 in Worms von seinem Hofe eine „Denkschrift" erhalten, die ihm meldete: „L'on ne traitera point ici avec le Sieur Grotius, et il sera renvoyé après sa première audience, remettant cette négociation au dit Sieur de Feuquières, pour la faire valoir avec adresse selon le cours, que prendront les choses dans l'assemblée de Worms." — Nachdem de Groot im Auftrage Oxenstjerna's die Bestätigung des fraglichen Pariser Vertrags verweigert hatte, schrieb auch der Kapuziner Josef unterm 25. März 1635 an Feuquières: „Si Oxenstierna parle en cette sorte: le roi n'a plus de traité avec Suède et il réduit tout à l'extremité." Nach des Kanzlers Ankunft in Compiègne aber gestalteten sich freilich die Sachen ganz anders, jedoch noch in dem letzterwähnten Schreiben hatte Feuquières die Weisung erhalten, nach Kräften umstimmend auf den Kanzler einzuwirken, „le roi ne voulant plus agir avec Grotius, ainsi qu'on lui a déclaré". Noch am 7. April jenes Jahres schrieb indeß Feuquières aus Worms an de Groot: „M. le chancelier m'a témoigné un extrême desir, de trouver cette affaire faite à son arrivée auprès de Sa Majesté, afin de n'avoir plus à lui parler et à Monseigneur le Cardinal que des choses utiles au commun et ou il n'y eut qu'a travailler de concert." — Daß die fraglichen Unterhandlungen de Groot's zu keinem bestimmten Ergebnisse führten, bestätigen die Worte F. Pufendorf's („Commentariorum de rebus Suecicis libri XXVI. Editio altera emendat.", Frankfurt a. M. 1705, S. 182.): „Res in utramque partem accurate expensa et disceptata, sed nihil certi conclusum fuit."

schen Kanzlers zu entwerfen für de Groot unmögli
eine schwierige Arbeit gewesen sein kann, so läßt si
nicht behaupten, daß seine Bestrebungen in dieser Ang
legenheit erfolgreich und der Vertrag von Compiègne n
mentlich die Frucht derselben gewesen sei. Weit eh
dürften wir berechtigt sein anzunehmen, daß Oxenstjerna
Erscheinung in Frankreich zu jenem Ergebnisse, ohr
alles Zuthun des schwedischen Gesandten, geführt habe
würde, zumal wenn dem Besuche des Kanzlers eine de
Gegenstand in angemessener Sprache erschöpfende Den
sche vorangegangen wäre. Richelieu hatte, als ihm dies
wenig willkommene Besuch angekündigt wurde, bestimm
erklärt, daß der Kanzler, wenn er dem Vertrage vo
Paris entgegenzutreten beabsichtigen sollte, durch sein
Erscheinung auf französischem Boden mehr Uebles al
Gutes bewirken werde, und nichtsdestoweniger reichte ei
viertägiger Aufenthalt des Kanzlers an Ludwig's Hof
und eine einzige die Staatsgeschäfte betreffende Unter
redung des Cardinals mit Oxenstjerna hin, den Vertra
von Paris außer Wirksamkeit zu setzen. — Daß Rich
lieu bald nachher durch den Marquis von Feuquière
beim Herzoge von Weimar und durch den französische
Minister Avaugour am Hofe von Stockholm noch eine
Versuch gemacht hat, jene Wirksamkeit wiederherzustellen
können wir außer Betracht lassen, da dieser Versuch g
scheitert ist.

Mit kaum größerm Erfolge, als de Groot in de
eben erwähnten Angelegenheit erreicht hat, sah er sein
Bemühungen in einer zweiten nicht minder wichtige
Angelegenheit belohnt; wir meinen die Zahlung de
Hülfsgelder, welche Frankreich vertragsmäßig an Schwe
den schuldete. Schon wenige Wochen nach seinem Ein
zuge in Paris begann er diese zweite Angelegenheit z

iben und unabläſſig erinnerte er ſeitdem die höhern
ıtsbeamten Frankreichs bei jeder Gelegenheit an die
ffenden Verpflichtungen. Er konnte ſich gegen den
inal in Betreff der rückſtändigen Zahlungen auf die
nmten Zuſicherungen berufen, welche Oxenſtjerna
Chavigny, dem Staatsſecretär der auswärtigen An-
ıenheiten, erhalten hatte; aber Richelieu verweigerte
entſcheidende Antwort, verwies, indem er ſich auf
Unbekanntſchaft mit den Einzelheiten dieſer Angele-
eit, auf ſeine überhäuften Geſchäfte und ſeine Kränk-
it berief, den unbequemen Mahner an Bouthillier,
ion und Chavigny bei einem Empfange, und benutzte
inigen andern allerlei vorgeſchützte Gründe zu Be-
:rden über Schwedens Treuloſigkeit, um den unan-
jmen Geldpunkt ganz mit Stillſchweigen übergehen
önnen. Bouthillier und Bullion verſicherten, daß
ı die betreffenden Abſichten des Königs (als wenn
das Heft der Regierung ganz in den Händen Ri-
u's gelegen hätte, deſſen Sprachrohr ſie waren!)
kannt ſeien, und Chavigny vermied mit unzweifel-
r, zuletzt offenbar beleidigender Abſichtlichkeit jede
genheit zu Unterredungen mit de Groot, ja er
ete zuletzt geradehin, eine beſtimmte Zuſicherung von
ſtandszahlungen ſei niemals ertheilt worden, er habe
Befehl des Königs lediglich verſprochen, es werde
Majeſtät in dieſem Bezuge thun, was die Lage
r Angelegenheiten ihm zu thun geſtatte. Zuweilen
ı ſich dieſe Miniſter, zu welchen auch noch Servian
der Kapuziner Joſef gerechnet werden müſſen, außer
ıd, die Rechtmäßigkeit der ſchwediſchen Forderungen
lbrede zu ſtellen — bei einem Empfange in Ruel am
Juli jenes Jahres that dies ſelbſt Richelieu nicht —; aber
riefen ſich zugleich, auch wol nicht ohne Grund, auf

die drückenden Geldverlegenheiten, in welche der Krieg ihr Land versetzt habe, meinten hierdurch die Nichterfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten genügend rechtfertigen zu können, oder ließen wenigstens den schwedischen Gesandten von allen seinen desfallsigen Bestrebungen nichts weiter ernten als — Versprechungen, die sich entweder ganz trüglich erwiesen oder im günstigsten Falle verhältnißmäßig geringe Zahlungen zur Folge hatten. Viermal versuchte de Groot, dem Könige selbst in feierlichem Empfange die Nothwendigkeit jener Zahlungen fühlbar zu machen, schwerlich aber war von diesem Versuche irgend Bedeutendes zu hoffen, da es immer wieder nur der Cardinal war, dessen Antwort der Vorgestellte aus dem Munde Ludwig's zu vernehmen erwarten konnte. Und diese Erwartung ist denn auch nicht trüglich gewesen. — Was de Groot in der fraglichen Rücksicht noch etwa erreicht hat, scheint er der Besorgniß des Cardinals verdankt zu haben, es möchte Schweden einen Vertrag mit dem Kurfürsten von Sachsen und einen Sonderfrieden mit dem Kaiser abschließen. Richelieu kam in seinen Unterredungen mit dem Gesandten, der übrigens bisweilen lange vergebens einen Empfang bei ihm nachsuchte, wiederholentlich auf diesen Gegenstand zurück, sprach viel von der Pflicht treuer Erfüllung eingegangener Verträge, versicherte, daß er seinerseits lieber betrogen sein wolle (!), als betrügen u. dgl. m., und de Groot hütete sich, ihn von jener Besorgniß ganz zu befreien. Als der Cardinal im September jenes Jahres zu wissen versicherte, daß die Schweden mit dem Kurfürsten von Sachsen über einen Sondervertrag unterhandelten, stellte der Gesandte nicht in Abrede, daß dem schwedischen Kanzler von dem Kurfürsten von Sachsen Einigungsvorschläge gemacht worden seien, versicherte zwar, Oxen-

ierna habe dem Kurfürsten geschrieben und dessen Ab-
sandten mündlich gesagt, daß ein solcher Vertrag ein
gen Frankreich und die übrigen Verbündeten begange-
es Unrecht sein würde, fügte aber hinzu, er habe Be-
hl, Sr. Eminenz zu erklären, daß Schweden, verlassen
on Frankreich, sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen
ürde, Schritte zu thun, von welchen bisher seine Ab-
chten weit entfernt gewesen seien. De Groot's eifrige
emühungen, das französische Cabinet zu kräftiger Un-
erstützung des edeln Herzogs Bernhard von Weimar zu
estimmen, trugen diesem ebenfalls nur sehr dürftige
rüchte, obwol Frankreich dem Herzoge im Jahre 1635
en Besitz des Elsaß und Hennegau zugesichert hatte,
nd der zwischen Richelieu und Bernhard abgeschlossene
ertrag dem Letztern gestattete, den Krieg in Deutschland
einahe ganz nach eigenem Ermessen zu führen. Die
egreiche Laufbahn des Herzogs machte sehr bald am
anzösischen Hofe die Besorgniß rege, es möchte Bern-
ard sich am Rhein als regierender Fürst festsetzen, und
bwol daher de Groot, der mit Bernhard bei einem
esuche desselben in Paris auch in genauere persönliche
erbindung getreten war, nicht abließ, bei den französi-
hen Ministern auf die nothwendige Unterstützung des
pfern Fürsten zu dringen, und dazu namentlich auch
e frohe Theilnahme des Königs an dem Siege benutzte,
elchen der Herzog am 23. Febr. 1638 bei Rheinbaben
fochten hatte, so waren es doch auch in diesem
alle nur wenig mehr als leere Versprechungen, was
m unermüdlichen schwedischen Gesandten französischer-
its zu Theil wurde.

Ein neues aber ebenfalls unfruchtbares Feld eröffnete
ch für de Groot zu Unterhandlungen, als im Jahre
636 auf Antrag des Papstes Urban VIII., dem die

ſtrebend, verlangte, daß während der Waffenruhe die Summe der von Frankreich den Schweden zugeſicherten Hülfsgelder unverkürzt gezahlt werden, und die ſchwediſchen Truppen während dieſes Zeitraums nicht blos im Beſitze desjenigen Theils von Pommern, der ſich bereits in ihren Händen befand, ungeſtört bleiben ſollten, ſondern auch, daß ihnen die ganze eben genannte Landſchaft eingeräumt werde, erſteres, weil ohne zahlreiche Truppen zu unterhalten Schweden außer Stande ſein würde, die weiten Landſtriche, welche es beſetzen müſſe, zu behaupten; letzteres, weil die ſchwediſchen Anſprüche auf Pommern auf ſichern Verträgen beruhten, nicht aus dem Rechte des Stärkern abgeleitet werden müßten. Chavigny ging weder auf die eine noch auf die andere dieſer Forderungen ein. Ein Geheimſchreiber Oxenſtjerna's, Schmalz, der in dieſer Angelegenheit mit Aufträgen nach Paris geſandt worden war, wohnte jenen Verhandlungen bei, ſtatt aber de Groot zu unterſtützen, eröffnete er im geheimen Chavigny, daß Schweden zu größerer Nachgiebigkeit, als ſein Geſandter vermuthen ließ, bereit ſein würde, und war anmaßend genug, beinahe ſelbſt den Geſandten zu ſpielen. Daß noch nach dieſer Eröffnung der unterhandelnde Franzoſe in de Groot's hartnäckige Forderungen willigen werde, ſtand am wenigſten zu erwarten. Aber auch ohne die Zwiſchenkunft jenes dünkelvollen, von Frankreich beſtochenen jungen Mannes, deſſen Unwürdigkeit bald nachher auch in Schweden erkannt wurde, hätte Richelieu ohne Zweifel von Schweden nicht Bedingungen angenommen, welche — wie es allerdings ſcheint — Oxenſtjerna ſelbſt nicht als unerlaßliche, zu welchen ſie de Groot's Dienſteifer machte, nicht als ſein letztes Wort in der Sache hat angeſehen wiſſen wollen. Zeigte ſich doch ſpäter, als die fraglichen Unterhandlungen in Ham-

urg mit derſelben Fruchtloſigkeit fortgeſetzt wurden, mit elcher man ſie in Paris begonnen hatte, daß keine der nterhandelnden Mächte, am wenigſten aber wol Frank-eich, den Waffenſtillſtand gewünſcht hatte.

Auch in einer höchſt wichtigen Angelegenheit Karl udwig's, Kurprinzen von der Pfalz, ſind es nicht e Groot's eifrigſte Beſtrebungen geweſen, welche dieſe ngelegenheit endlich zu einem glücklichen Ziele gelangen ießen. — Als im Jahre 1639 nach dem Tode des Her-ogs Bernhard von Weimar das franzöſiſche Cabinet ch beeilte, mit den Führern des Bernhard'ſchen Heeres n Unterhandlungen zu treten, um zu verhindern, daß der Oberbefehl dieſes Heeres fremden Händen zufalle, war s dem Cardinal nicht unerwünſcht, daß der genannte urprinz, der, unterſtützt von Großbritannien, nach jenem Oberbefehle ſtrebte, aber ihn nach dem Rathe des Königs on England mit Zuſtimmung Frankreichs zu erhalten ünſchte und zu dieſem Zwecke ſich ſelbſt nach Frankreich egeben hatte, durch die Umſtände, unter welchen dies ge-chah, zu ſeiner Verhaftung im October jenes Jahres dem anzöſiſchen Hofe einen Vorwand lieh, der unbedenklich enutzt wurde und zu einer mehr als halbjährigen Ge-angenſchaft des Prinzen führte. Vergeblich verwandte ich während dieſes Zeitraums Leiceſter, der engliſche Ge-andte, im Auftrage ſeines Königs, der König von Eng-nd ſelbſt, ſowie der König von Dänemark und die llgemein ſehr geachtete Landgräfin Amalie Eliſabeth von eſſen für die Freilaſſung des Prinzen. Einen beſſern rfolg glaubte man ſich von den Bemühungen de Groot's i dieſer Angelegenheit verſprechen zu dürfen, da er ſich nen im Auftrage ſeiner mit Frankreich verbündeten Kö-igin unterzog, nicht weniger aber in eigener reger Theil-ahme an dem Schickſale eines Heeres, in welchem er

immer ein deutſches geſehen und in dem lebendi
Gefühle für das dem Prinzen zugefügte Unrecht.
einer von de Groot entworfenen Erklärung, welche
Kurprinz unterzeichnen ſollte, ſprach ſich dieſer über
Abſichten, die ihn nach Frankreich geführt, vollkom
der Wahrheit gemäß aus, verpfändete ſein Wort d
daß er Paris nicht ohne Erlaubniß des Königs ve
ſen, auch fernerhin nicht ohne Bewilligung Frankr
und Schwedens mit dem weimariſchen Heere in U
handlungen zu treten beabſichtige und bot zugleich
Bürgſchaft des engliſchen Geſandten für die Erfül
ſeines Verſprechens an. Dieſe Erklärung verfehlte je
ihren Zweck, theils weil England die Freilaſſung
Kurprinzen nicht an Bedingungen geknüpft, theils
Chavigny zu der Bürgſchaft Leiceſter's auch die
ſchwediſchen Geſandten hinzugefügt wiſſen wollte, de
aber ein Aergerniß daran nahm, daß man von
Prinzen das Verſprechen forderte, er werde auch
ſeiner Freilaſſung dem Hofe überall willig folgen,
daß in den vorgelegten betreffenden franzöſiſchen Sc
ſtücken von dem Bernhard'ſchen Heere geſprochen w
als von einem Frankreich angehörigen. Daß die F
zoſen zu dieſer Sprache einigermaßen berechtigt w
iſt ſchwerlich zu leugnen, inſofern dieſes Heer nicht
durch franzöſiſchen Sold unterhalten wurde, ſondern
der ſchon erwähnte, zwiſchen dem König von Frank
und Herzog Bernhard beſtehende Vertrag vom 26.
1635, welcher den Herzog als franzöſiſchen Feldmarſc
bezeichnete, ihm zwar eine unabhängige Kriegführ
gegen alle Feinde Frankreichs geſtattet hatte, jedoch
der Beſchränkung, daß er in Betreff allgemeiner P
und der wichtigſten Maßregeln den Befehl des Kö
einholen und befolgen werde. Man mag aber die

allfällgen französischen Ansprüche anerkennen, oder den Schweden größere zugestehen, weil zuerst für ihre Rechnung das weimarische Heer ins Feld gestellt worden war: jedenfalls würde nach dem eben Gesagten auch die Bürgschaft de Groot's den Prinzen nicht aus der Haft befreit haben. Ebenso wenig wurde aber auch die Freilassung desselben durch die Redekunst bewirkt, welche de Groot zu Gunsten des Prinzen aufbot, als er am 18. Febr. 1640 dem König ein für den Gefangenen sprechendes Schreiben Christinens überreichte, sondern der Kurprinz erlangte seine Freiheit vollständig erst am 25. Juli jenes Jahres, und zwar infolge von Unterhandlungen, in welche die Franzosen, absichtlich jeden Schein eines äußern Einflusses vermeidend, unmittelbar mit Karl Ludwig getreten waren, und in welchen er, ungeduldig nach Befreiung strebend, alles, was von ihm verlangt wurde, ohne Einschränkung versprochen hatte.

Von besserer Wirkung, als in der Sache des Kurprinzen von der Pfalz, scheinen de Groot's Bemühungen in Betreff der von seiner Königin gewünschten Auswechselung des in der Schlacht bei Nördlingen gefangenen schwedischen Marschalls Horn gegen den gefangenen kaiserlichen General Johann von Werth gewesen zu sein. Schwierigkeiten erwuchsen in dieser Angelegenheit daraus, daß sie mit mehreren fürstlichen Häusern zu unterhandeln nöthigte — der Marschall Horn war in Gewahrsam des Herzogs von Baiern, und Johann von Werth befand sich in französischer Haft, der Herzog von Weimar aber nannte ihn seinen Gefangenen, den er Frankreich nur zur Bewachung übergeben habe, und daher nach Belieben zurückfordern könne — und daß die Franzosen befürchteten, die Rückkehr Horn's zum Heere, bei welchem jetzt eine für ihn geeignete Stelle nicht leicht zu finden war,

könne Veranlaſſung zu Uneinigkeiten geben und d
dieſe ſelbſt Frankreich nachtheilig werden. Indeß
von der Königin Chriſtine der gemeſſene Befehl,
Sache ernſtlichſt zu betreiben, de Groot zugegangen,
er kam ihm um ſo lieber mit gewohntem Eifer nach,
der gefangene Marſchall, der Schwiegerſohn Oxen
na's, bei dem ſchwediſchen Heere in höchſtem Anſ
ſtand. De Groot unterhandelte über dieſe Auswechſe
nicht blos ſeit dem Herbſt 1639 mit franzöſiſchen St
männern, namentlich Bullion und Chavigny, und
ſäumte keine in der Sache nothwendigen Schritte
den Herzögen von Weimar und Baiern, ſondern
auch zweimal, in St.-Germain und Rheims, dem
nige ſelbſt die desfallſigen Wünſche Chriſtinens
Die Auswechſelung erfolgte, jedoch nicht vor Ende
Jahres 1640, und nicht, ohne daß Chavigny als B
gung der Einwilligung des Königs die Erneuerung
Bundesvertrags mit Schweden bezeichnet hätte, der
daran war, abzulaufen. Am 30. Juni 1641 wurde
franzöſiſch-ſchwediſche Bündniß erneuert, aber die b
fenden Unterhandlungen waren nicht in Paris, ſon
in Hamburg, franzöſiſcherſeits von Graf d'Avaux, w
rend Adler Salvius Schweden vertrat, gepflogen wor
und de Groot hat an denſelben nur inſofern An
gehabt, als er Salvius niemals ohne Kenntniß der je
maligen Lage der Dinge am franzöſiſchen Hofe
der im Cabinete König Ludwig's eben herrſchenden
ſichten ließ. Durch das neue Abkommen wurde
Betrag der bisher von Frankreich an Schweden be
ligten Hülfsgelder von 1 Mill. auf 1,120000 Livres
höht, obgleich im Laufe der Unterhandlungen nicht b
Chavigny, ohne Zweifel im Auftrage Richelieu's, ſond
der König ſelbſt de Groot verſichert hatte, daß Frank

wegen der ungeheuern Ausgaben, mit denen es belaſtet ſei, ſich jedenfalls zu einer Erhöhung des bisherigen Betrags der Hülfsgelder nicht verſtehen könne, daß Schweden ohne Umſchweife zu erklären habe, ob es das ragliche Bündniß erneuern wolle oder nicht, und daß er Abſchluß eines Sonderfriedens Frankreich weit grö-iere Vortheile gewähren würde, als Schweden ſich von inem ſolchen Frieden verſprechen könne. De Groot onnte durch dies alles nicht beirrt werden. Er hatte urch Freunde des Oberaufſehers der Staatsgelder ſelbſt i Erfahrung gebracht, daß im Cabinet allerdings be-hloſſen ſei, die verlangte Erhöhung der Hülfsſumme icht beharrlich zu verweigern, hatte hiervon ſchon im ovember 1640 ſeinem Hofe Anzeige gemacht, und hat uf dieſe Weiſe, wie durch die betreffenden Mittheilun-en an Salvius, unſtreitig dazu beigetragen, Schweden i dem neuen Vertrage nicht unerhebliche Vortheile zu chern.

Die Reihe wichtiger Staatsgeſchäfte, denen de Groot i Paris obgelegen, war mit dem zuletzt erwähnten ſchloſſen. Schon im Jahre 1635 hatte er — unter wiſſen Vorausſetzungen — ſeine Abberufung vom fran-öſiſchen Hofe in Antrag gebracht und hatte ſie ſpäter iederholentlich nachgeſucht, indem er dem Kanzler an-imſtellte, ſtatt eines Geſandten nur einen Reſidenten Paris zu unterhalten. Lange war in ehrendſter Weiſe eſe Abberufung verweigert worden; im Jahre 1645 urde ſie ihm gewährt. Er begab ſich nach Stockholm, o ihm von der Königin Chriſtine und Oxenſtjerna ein mpfang zu Theil wurde, auf welchen wir am Schluſſe es vorliegenden Aufſatzes zurückkommen werden. Nach inem kurzen Aufenthalte am ſchwediſchen Hofe ging er, wie bekannt, nach Deutſchland und ſtarb bald nach ſeiner

dortigen Ankunft, beim Anbruche desselben Tags, der ihn im Jahre 1618 im Vaterlande zum Gefangenen gemacht hatte, in Rostock.

Werfen wir jetzt einen unbefangen prüfenden Blick auf seine Gesandtschaft zurück, so müssen wir uns vor allem gestehen, was oben schon angedeutet worden ist, daß die Reihe wichtiger Staatsangelegenheiten, in welchen de Groot in Paris wirksam war, nicht eine lange genannt werden kann, zumal im Verhältniß der Dauer seines Wirkens und in Erwägung der großen Zeit, in welche es fiel; zugleich aber auch, daß in den meisten dieser Angelegenheiten er das Ziel theils verfehlt hat, theils die Erreichung desselben nicht seinem Verdienste beigemessen werden kann. Es liegt aber hierin selbstverständlich an und für sich noch keine Berechtigung zu der Behauptung, daß er seinem Gesandtschaftsposten nicht gewachsen oder auch nur, daß er für denselben nicht ganz geeignet gewesen sei. Was seine Wirksamkeit in Paris zu einer wenig fruchtbaren machte, kann möglicherweise in Umständen begründet gewesen sein, welche zu beseitigen außer seiner Macht lag, und daß in der That störende Verhältnisse mancherlei Art obgewaltet haben, deren Beseitigung, wo nicht unmöglich, jedenfalls für ihn mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war, wußten diejenigen am besten, die ihm diese Schwierigkeiten bereiteten. Wir werden indeß nicht umhin können, was seiner Wirksamkeit am französischen Hofe hindernd im Wege stand, in einige nähere Betrachtung zu ziehen, weil wir ohne diese zu einem Endurtheile über de Groot, den Gesandten, unmöglich gelangen könnten.

Unter den widrigen Verhältnissen, mit welchen de Groot in Paris den Kampf zu bestehen hatte, war keins von so schwerer, unglücklicher Bedeutung als jenes, in wel-

m er zu Richelieu ſtand, der zwar bei einzelnen Ge-
enheiten für gut fand, gegen ihn den verſöhnten, ach-
ıgsvollen, bisher unglücklicherweiſe getäuſchten Wohl-
ollenden zu ſpielen, der aber thatſächlich ſeit dem Jahre
25 de Groot's entſchiedener Widerſacher geweſen iſt.
ur durch die Ungunſt des Cardinals hatte in dem
nannten Jahre der Verbannte das ihm bewilligte Jahr-
ld verloren und verlieren können, und hätte er den
nzöſiſchen Boden in der Meinung wieder betreten,
ß das verfloſſene Jahrzehnd Richelieu günſtiger gegen
n geſtimmt habe, oder wol gar in der Vorausſetzung,
ß der ſchwediſche Geſandte Feindſeligkeiten nicht zu
chten habe, welche gegen den holländiſchen Gelehrten
bedenklich und mit Erfolg geübt werden konnten; ſo
ürde es eben nur ſeines Wiederauftretens in Frankreich
durft haben, um ſich vom Gegentheile zu überzeugen.
rei Wochen lang hielt man ihn in St.-Denis auf,
e ihm der herkömmliche feierliche Einzug in Paris
reitet wurde. Du Maurier [1]) verſichert, der Cardinal
be dieſen Zeitraum benutzt, um womöglich bei Oxen-
erna auszuwirken, daß Frankreich einen andern ſchwe-
ſchen Geſandten als de Groot zu empfangen habe,
nd daß dieſer von den desfallſigen Schritten des all-
ermögenden Miniſters ſehr wohl unterrichtet geweſen.
e Groot's Briefe beſtätigen dies nicht, verrathen aber
n Argwohn, der Cardinal habe, ehe er den feierlichen
mpfang des Geſandten ſtattfinden ließ, von den ſchwe-
ſchen Anſichten des oben erwähnten Pariſer Vertrags
rch zwei nach Deutſchland Abgeſandte, Lagrange und

1) L. Aubéry du Maurier, Mémoires pour servir à l'histoire
e Hollande et des autres provinces unies (Paris 1680), S. 410.

Feuquières, Nachrichten einziehen wollen, um hiernach das Maß der dem neuen Gesandten zu erweisenden Ehrenbezeigungen zu bestimmen. Mit Wahrscheinlichkeit läßt sich wol annehmen, daß in letzterer Beziehung dieser Argwohn unbegründet gewesen ist, nicht sowol, weil eine Zurücksetzung des schwedischen Gesandten eine kleinliche, des Cardinals unwürdige Rache, sondern vornehmlich weil sie eine unfruchtbare gewesen sein würde, nichtsdestoweniger aber unmöglich günstig auf die Stimmung der schwedischen Regierung hätte einwirken können. Es wächst dagegen die Wahrscheinlichkeit der erwähnten Angabe du Maurier's, wenn man erwägt, daß in St.-Denis französischerseits mancherlei geschah, wovon man sich jedenfalls versprechen konnte, gegen den unwillkommenen Gesandten Zeit zu gewinnen. Graf Brulon, dem die Einführung des Gesandten amtlich oblag, entschuldigte bei seinem ersten Besuche den verzögerten Empfang de Groot's durch eine in der Wahrheit begründete Thatsache, nämlich die am Hofe eben vorgefallenen unruhigen Auftritte, versicherte, daß in einigen Tagen dem Einzuge nichts im Wege stehen werde und schlug de Groot vor, einstweilen den Hoffesten incognito beizuwohnen, was dieser ablehnen zu müssen glaubte. Bei seinem zweiten Besuche richtete dagegen Brulon eine Frage an den Gesandten, die schon an sich auffallend genug war, aber wenigstens allen andern hätte vorangehen müssen, wir meinen die Frage, wer ihn nach Frankreich gesandt habe; auch wurde diese Frage nur aufgeworfen, um der vorausgesehenen Antwort de Groot's, er sei durch Ernennung Oxenstjerna's Gesandter der Königin von Schweden, die Behauptung der Ungültigkeit dieser Ernennung entgegenzustellen, obgleich höchst wahrscheinlich Brulon und zuverlässig Richelieu sehr wohl wußte, daß der schwedische

Reichskanzler durch jene Ernennung seine Vollmacht keineswegs überschritten hatte, und de Groot überdies dem Grafen leicht beweisen konnte, daß seine Behauptung mit dem Verhalten, welches die Regierungen, selbst die französische, in andern verwandten Fällen beobachtet, im Widerspruche stehe. Wie wenig es dieses Beweises für den Cardinal bedurfte, zeigte schon das Ende jenes Besuchs, indem der Graf von seinen amtlich erhobenen Einwürfen ohne weiteres zu Achtungsversicherungen überging, die ungemein lebhaft gewesen sein müssen, da sie de Groot — was in der That sehr auffallend ist — sogar zu der Vermuthung geführt haben, man beabsichtige, ihn aus dem schwedischen Staatsdienste in den französischen hinüberzuziehen. Zuletzt versprach Brulon, seinen Besuch in einigen Tagen zu wiederholen, was nicht geschehen ist. Nach allem diesem sind wir wol berechtigt anzunehmen, daß, wenn man endlich de Groot als Gesandten empfing, dies lediglich geschah, weil man sich von der Unvermeidlichkeit des Empfangs überzeugt hatte. Aber alles eben Erwähnte war nur Vorspiel der Erfahrungen, welche die Ungunst Richelieu's unserm Gesandten vorbehalten hatte. Schon bei den Unterhandlungen de Groot's über den pariser Frieden drohten Bouthillier und Pater Josef, man werde französischerseits sowol dem schwedischen Hofe als Oxenstjerna erklären, daß der König nicht weiter mit de Groot als Gesandten unterhandeln werde, und waren gleich diese Drohungen nicht ernstlich gemeint, so war es desto gewisser die Zusicherung einer ungünstigen Berichterstattung über ihn an den König und den Cardinal. Dieser letztere gewährte dem schwedischen Gesandten, welchen der König bereits am 6. März empfangen hatte, die erste Unterredung am 28. März, und ließ sich in derselben von

dem dabei anwesenden Josef noch durch manche völlig ungegründete Behauptung in seiner Erörterung der Streitfragen unterstützen; man benutze, behauptete Josef, in Schweden die bewilligten französischen Hülfsgelder nicht vertragsmäßig, die schwedische Genehmigung des Pariser Vertrags finde nur in de Groot's Rathschlägen ein Hinderniß u. dgl. m. Auch in spätern Verhandlungen de Groot's mit den französischen Ministern zweiten Ranges und mit Richelieu selbst konnte der schwedische Gesandte die Merkmale der Ungunst des letztern nicht verkennen, Chavigny legte sie sogar dergestalt an den Tag, daß de Groot seine Würde als Gesandter dadurch verletzt fühlte und dem schwedischen Kanzler eine desfallsige Beschwerde übersandte. Um unmittelbar mit Oxenstjerna zu unterhandeln, wie de Groot selbst empfahl, sandte Richelieu, aus Rücksicht auf den römischen Hof, den streng katholischen Marquis von St.-Chaumont nach Deutschland, der dahin abreiste, ohne mit de Groot über die Lage der Dinge verhandelt, ja ohne ihm auch nur einen Besuch gemacht zu haben. Die letzte Verhandlung, welche unmittelbar zwischen de Groot und dem Cardinal stattfand, wurde bereits im Mai 1636 gepflogen. Der schwedische Gesandte vermied seit diesem Zeitpunkte, dem Manne, den er selbst — und gewiß nichts weniger als überschätzend — das „vornehmste Werkzeug des Königs" genannt hatte, einen Besuch zu machen, und die untergeordneten Minister, mit welchen er jetzt ausschließlich unterhandelte, selbst Josef, nahmen zwar in ihrem Benehmen gegen ihn wol einige Rücksicht auf die jedesmaligen Umstände, man versäumte aber zugleich von seiten des französischen Cabinets nichts, was entweder den schwedischen Hof zur Abberufung de Groot's bestimmen oder was diesem das Amt hinlänglich verleiden konnte, um es

freiwillig niederzulegen. Alle französischen Minister, welche in jener Zeit nach Schweden gesandt wurden, fanden unter den ihnen ertheilten Anweisungen auch die, jene Abberufung möglichst zu fördern; denselben Auftrag erhielt der Marquis von St.-Chaumont. De Groot, versicherte man, hege feindselige Gesinnungen gegen Frankreich, und Josef nahm keinen Anstand, dies öffentlich zu sagen, sowie Graf d'Avaux, als wieder einmal die Zahlung der französischen Hülfsgelder ins Stocken gerathen war, die Schuld daran ganz öffentlich der Zurücksetzung beilegte, welche Richelieu von seiten de Groot's erfahren. Sehr niedriger Mittel bediente man sich zu dem zweiten ebengenannten Zwecke. Man ließ selten eine Gelegenheit vorbeigehen, um de Groot eine Ehrenbezeigung zu versagen, welche dem schwedischen Gesandten gebührte, und scheint dies, wie leicht begreiflich, gerade um so angelegentlicher gethan zu haben, je sorgsamer de Groot auch über die Beobachtung von Anstandsformen wachte, welche die Hofsitte ihm erlaubte für sich in Anspruch zu nehmen. Man war bemüht, Rangstreitigkeiten auch zwischen de Groot und andern Gesandten herbeizuführen, wozu namentlich der Gesandte Venedigs mehrmals in kleinlichster Weise benutzt wurde, indem man z. B. eines Tags im Empfangszimmer des Königs die für die Gesandten bestimmten Sitze so stellen ließ, daß de Groot sich veranlaßt sah, stehen zu bleiben, weil sonst der Abgesandte jenes Freistaats den Vorrang vor ihm eingenommen hätte. Das schlechteste Mittel, dessen man sich bediente, um den Verhaßten entweder für die Zwecke Richelieu's zu gewinnen oder ihn dem Hofe von Stockholm in verächtlichem Lichte darzustellen, war unstreitig der Versuch, ihn für einen Kostgänger Frankreichs gelten zu lassen. Zwar ist zweifelhaft geblieben, ob damals sein Name sich nicht zu-

fällig auf der Liste der von Frankreich gezahlten Gnadengehalte, wie er erfuhr, befunden hat, da er früher einen solchen Gehalt wirklich bezogen hatte; die Absichtlichkeit bei der Sache wird aber wahrscheinlich, wenn man — nächst allem andern — erwägt, daß das Anerbieten eines solchen Gehalts unleugbar erfolgt ist und de Groot's damalige Geldverlegenheiten wol eine Versuchung darbieten konnten, das Angebotene anzunehmen. Er hat dies beharrlichst verweigert und ohne Zweifel auch dadurch beigetragen, sich dem französischen Cabinet nur noch unliebsamer zu machen. Auf eine kaum glaubliche Weise hat endlich noch nach manchen Berichten im Jahre 1639 Richelieu seine feindselige Gesinnung gegen de Groot bethätigt, indem er einem Sohne desselben, der drei Jahre hindurch in des Herzogs Bernhard von Weimar Gefolge gewesen war, 12000 Frs. entzog, welche diesem nach der letztwilligen Verfügung des Herzogs unbestreitbar zukamen. Wir halten nicht für unzweifelhaft, daß diese Erzählung eine erwiesene Thatsache berichtet, wäre dies aber der Fall — wie Groot selbst es unbedingt geglaubt hat —, so müßten wir freilich in den Ausruf einstimmen, mit welchem Luden eben diese Erzählung beschließt: „So weit ging Richelieu's kleinlicher Sinn, wenn Persönlichkeiten in das Spiel kamen, so waren in einem Menschen, «der Frankreichs Blüte auf Deutschlands Glück zu gründen wagte», der hohe politische Blick, welcher Europa umfaßte, und die Erbärmlichkeiten eines gewöhnlichen Mannes wunderbar vereint!“ [1])

1) De Groot hat keinen Anstand genommen, am 25. Juni 1642 an Oxenstjerna zu schreiben: „Legata soluit aliis (rex), non item filio meo, arte Cardinalis Richeliaci, qui me amantem pacis ob hoc solum oderat“, und man müßte „that tedious thing, a naked

Das Bestreben des französischen Cabinets, sich von inem Gesandten befreit zu sehen, gegen welchen es eine ntschiedene Abneigung hegte, fand unglücklicherweise eine icht unbedeutende Unterstützung in Ränken, welche von Holland ausgingen, und selbst in einigen Thatsachen, welche Schweden zum Vorwurfe gereichen. Als die Feinde, welche de Groot im Vaterlande zählte, die Unmöglichkeit erkannt hatten, seine Ernennung zum Gesandten zu hintertreiben, verbanden sie sich gern mit den französischen Gegnern des Mannes, dessen Werth die einen wie die andern zu würdigen unfähig waren, jene aber insbesondere hofften, wie man sagt, es werde ihnen durch allerlei Ehrenkränkungen am sichersten gelingen, den Verhaßten zur Einwilligung in schimpfliche Bedingungen zu nöthigen, unter welchen allein die Rückkehr in die Heimat ihm gestattet werden sollte. Das vornehmste Werkzeug dieser holländischen Ränke, welche beinahe während des ganzen Jahrzehnds der Groot'schen Gesandtschaft in Thätigkeit blieben, war Pauw, der einst unter den Richtern de Groot's eine Stelle eingenommen hatte und jetzt holländischer Gesandter am französischen Hofe war. Auf seine Anfrage bei dem von ihm vertretenen Freistaate, wie er sich gegen den neuen Gesandten, den das Vaterland verurtheilt hatte, verhalten solle, hatte er von den Reichsständen den ganz angemessenen Bescheid erhalten, daß sein Benehmen gegen

---

human heart", gar nicht kennen, um die Sache für unmöglich zu halten. Aber wie sich de Groot in jenem „ob hoc solum" zuverlässig geirrt hat, so kann er sich auch über das wahre Verhältniß einer Angelegenheit getäuscht haben, von welcher wir nichts anderes mit Bestimmtheit wissen, als daß die fragliche Summe an de Groot's Sohn nicht gezahlt worden ist. In Frankreich wie in Schweden wurden damals von den Staatsbehörden sehr viele schuldige Zahlungen nicht geleistet.

de Groot das gegen die Geſandten anderer befreundeter Mächte übliche ſein müſſe, und als ſich Pauw bei dieſem Beſcheide nicht beruhigte, ſondern jene Frage wiederholend an die Sonderſtände von Holland gerichtet hatte, war ihm, wie es ſcheint, eine genauere Anweiſung auch von dieſen nicht ertheilt worden. So glaubte er ſich denn, gegenüber dem ſchwediſchen Geſandten, zunächſt in den Stand geſetzt, manche Höflichkeitsbezeigungen zu unterlaſſen, welche die Sitte bei Geſandtſchaften fordert, es unterliegt aber auch keinem Zweifel, daß ſowol er, als ſein Amtsgenoſſe Aarſen van Sommelsdyk keine ſpätere Gelegenheit, de Groot zu kränken und womöglich ihm Nachtheile zu bereiten, unbenutzt gelaſſen haben, wenn auch das Mistrauen de Groot's in dieſer Hinſicht bisweilen zu weit gegangen ſein möchte. Als im Anfange des Jahres 1636 die brüſſeler Zeitung von aufgefangenen Briefen des ſchwediſchen Geſandten an Oxenſtjerna geſprochen, welche den Untergang Frankreichs und der Niederlande vorherſagten, verbreitete ſich das Gerücht, de Groot mache es ſich zum Geſchäfte, falſche Nachrichten über beide Länder in Umlauf zu bringen. Ohne Zweifel haben Feinde des Verbannten ſich angelegen ſein laſſen, dieſem Gerüchte überall Glauben zu verſchaffen, namentlich auch in Frankreich; inwiefern aber auch hierbei die ebengenannten Niederländer die Schuldigſten waren, iſt ebenſo ungewiß, als es Thatſache iſt, daß jene böswillige Sage ebenfalls beitrug, den Cardinal gegen de Groot zu erbittern, und daß ſie dieſem ebenſo herbe als unverdiente Vorwürfe von dem Erſtern zuzog. Es kann aber endlich auch das Verhalten Schwedens gegen ſeinen berühmten Geſandten nicht in jeder Rückſicht ein angemeſſenes genannt werden, vielmehr hat es ohne Frage auch ſeinen Antheil an dem tiefen Unmuthe gehabt, mit wel-

chem de Groot zuletzt durch seine Stellung in Paris erfüllt war. — Er sagt in einem seiner Berichte an den Kanzler: „Lieber will ich keine Nachrichten mittheilen, als unsichere." Daß er diesem Vorsatze nicht hat buchstäblich treu bleiben können, versteht sich von selbst, obwol das Zeugniß, welches ihm Cattenburgh gibt: „Er gebrauchte (in seinen Berichten) alle Vorsicht, um die Wahrheit von der Lüge, leere Gerüchte von sichern Nachrichten zu scheiden", ebenso verdient ist, als die Behauptung du Maurier's: „De Groot konnte dem Kanzler nichts als Neuigkeiten vom Pont-Neuf in schönem Latein melden", eine unbesonnene, falsche. Dagegen hatte er alle Ursache, sich darüber zu beschweren, und zwar schon im Herbste 1635, daß ihn sein Hof oft lange ohne Nachrichten ließ, deren er in seiner Amtsführung fast unumgänglich bedurfte. „Seit Ew. Excellenz Abreise nach Hamburg", schrieb er am 3. Aug. jenes Jahres an den Kanzler, „habe ich weder von Ihnen noch Ihren Begleitern ein Schreiben erhalten; mir ist hierbei sehr unangenehm, daß ich, unbekannt mit der gegenwärtigen Lage der Dinge, kaum wagen kann, mit denen zu reden, denen die Angelegenheiten, mit welchen ich beauftragt bin, zu empfehlen mir obliegt", und sein betreffender Brief vom 7. Sept. desselben Jahres trägt noch deutliche Spuren gereizter Empfindlichkeit oder vielmehr tiefen Verdrusses. „Es ist mir unmöglich", sagt er hier unter anderm, „mich meiner Amtspflicht zu entledigen, wenn ich nicht von dem, wovon die Gesandten Nachricht erhalten müssen, unterrichtet werde. . . . Bildet man sich ein, meine Feinde seien so mächtig, daß ich hier nur dem Namen nach Gesandter bleiben muß, ohne an den Staatsgeschäften theilzunehmen, und unthätig: so paßt diese Rolle nicht für mich. Ich bin nicht geeignet, andern zur Last

zu fallen, und denjenigen, die mich zum Gesandten ernannt haben, zur Schmach zu werden." Späterhin scheint er nun allerdings in dieser Beziehung seltener Veranlassung zur Klage gehabt zu haben, obwol es räthlich gewesen sein möchte, ihm namentlich in Betreff seines Verhältnisses zu Richelieu immer die bestimmtesten Anweisungen zugehen zu lassen, wie er sie nach allem Vorliegenden schwerlich erhalten hat. Aber in einer andern Beziehung sah er sich fast zu fortwährender Beschwerde genöthigt, weil er ohne Beseitigung derselben seinem Amte unmöglich mit jenem äußern Anstande, den es in jeder Rücksicht fordert, vorstehen konnte. Der damit verbundene Gehalt ging nämlich so unregelmäßig ein, die betreffenden Zahlungen blieben oft so lange gänzlich aus, daß drückende Verlegenheiten, welche die Franzosen, wie wir erwähnt haben, vergebens zu ihrem Vortheile zu benutzen versuchten, für de Groot zur unvermeidlichen Folge wurden. Ebenfalls schon im Herbste 1635 (unter dem 8. Nov.) zeigt er dem schwedischen Kanzler an, daß er — ohne für seine Reisekosten entschädigt zu sein — bisher nur für ein Vierteljahr den Gehalt empfangen habe. Aber die betreffenden Zahlungen erfolgten darum nicht regelmäßiger. Am Ende des Jahres 1638 war ihm sein Hof den Gehalt für 18 Monate, 12000 Thlr., schuldig, ungerechnet 1200 Thlr. für dienstliche von ihm gemachte Auslagen, zwei volle Jahre blieb die Gehaltszahlung gänzlich aus, seine Forderung belief sich Ende Mai 1639 auf 40000 Fr., und hiernach sah er sich — nachdem er noch im Juli jenes Jahres dringendst angetragen hatte auf Zahlung, Wiedererstattung seiner Auslagen und Abberufung, falls man ihn immer solcher Verlegenheit, wie seine gegenwärtige, überlassen wolle — zu Anfang des Jahres 1640 genöthigt, die französischen

Hülfsgelder zu den ihm schuldigen Zahlungen zu benutzen, ein Auskunftsmittel, welches nicht ohne Beispiel war, auch von Oxenstjerna keineswegs gemisbilligt worden ist [1]), zu welchem aber de Groot sich nur mit Widerwillen verstehen konnte und dessen Nothwendigkeit unter anderm auch deshalb bedauerlich scheint, weil es dem französischen Vorwurfe einer vertragswidrigen Benutzung der Hülfsgelder einen Anstrich von Wahrheit gab. Es trifft aber die schwedische Regierung in Bezug auf de Groot's Gesandtschaft endlich auch der Vorwurf, daß sie seit dem Jahre 1638 noch in einer dritten Weise selbst beigetragen hat, die Stellung ihres Gesandten in Paris zu einer sehr unsichern und für ihn im höchsten Grade lästigen zu machen, ohne daß ihr Verfahren etwa durch Vortheile, welche der Geschäftsführung daraus erwachsen konnten, sich rechtfertigen ließe. Wäre damals — also ziemlich spät, denn seit drei Jahren bereits war de Groot Gesandter in Paris — Oxenstjerna zu der Ueberzeugung gelangt, seine Wahl sei bei Besetzung dieses Postens nicht eine glückliche gewesen, so hätte es von allen Betheiligten als zweckmäßig anerkannt werden müssen, den immer dringend wiederholten Anträgen Richelieu's auf Abberufung de Groot's zu willfahren. War man dagegen in Schweden, gleichviel aus welchem Grunde, entschlossen dies nicht, oder wenigstens zur Zeit noch nicht zu thun, so war man unbedingt sowol den Geschäften als der Person des Gesandten schuldig, alles aufzubieten, um das Ansehen desselben, zumal einem Richelieu gegen-

1) Als Gründe seines Verfahrens gibt er in einem Schreiben vom 14. Juni 1644 an: „Quia et magnus Dominus Cancellarius antehac id mihi indulserat et quia nulla ad me ab iis, ad quos res pertinebat, contraria significatio venerat et quie necessitas ipsa legem mihi hanc imponebat."

über, aufrecht zu erhalten. Daß weder jenes noch dieſes geſchehen iſt, ſondern daß das Cabinet von Stockholm den obenerwähnten Schmalz nach Paris ſandte, ohne zugleich de Groot auch nur in Kenntniß davon zu ſetzen, welche Vollmacht es dieſem jungen Manne ertheilt habe, war ohne Widerrede ein Misgriff, deſſen Folgen in ihrem ganzen Umfange wenigſtens als mögliche vorhergeſehen werden konnten. Sie ſind nicht ausgeblieben und haben unſerm redlichen de Groot viel herben Verdruß und ſchweren Kummer bereitet, da Schmalz zuletzt unverſchämt genug war zu behaupten, daß er von der ſchwediſchen Regierung mit Vollmacht für alle Angelegenheiten ihrer Geſandtſchaft am franzöſiſchen Hofe verſehen ſei. „Iſt dies der Fall — ſchrieb damals der tief Gekränkte an Oxenſtjerna —, ſo werden die Franzoſen meiner zugleich und ſeiner ſpotten: ich werde ihnen ein Geſandter dem Namen nach ſein, ihn werden ſie als wirklichen Geſandten anſehen, dem jedoch dieſer Name fehlt. Schmalz läßt ſich wie einem Geſandten begegnen, auch in Briefen. In der That, es iſt für mich in meinem vorgerückten Alter ſehr hart, mit einem jungen Manne von ſolcher Frechheit, als er beſitzt, ſtreiten zu müſſen.“ De Groot erbat ſich, falls er nützlich ſein könne, von neuem den Schutz ſeines großen Gönners, fügt aber dieſer Bitte hinzu: „Ich habe bei allem, was ich gethan habe, ſehr gute Abſichten für Schweden gehabt, und es hat mich nicht wenig Mühe gekoſtet, durch Wort und That das Anſehen eines bisher in dieſen Gegenden wenig bekannten Volks zu heben. Kann ich fernerhin nicht nützliche Dienſte leiſten, ſo möchte ich um vieles lieber in den Privatſtand zurücktreten, als dem Königreiche eine Laſt werden und mich entehren.“ De Groot wurde, wie wir wiſſen, auch nach dieſen Briefen nicht

abberufen. Schlimmeres, als er erfahren hatte, ſtand ihm noch bevor. Zwar änderte der am 4. Dec. 1642 erfolgte Tod Richelieu's ebenſo wenig das Verhältniß des ſchwediſchen Geſandten zum franzöſiſchen Hofe, als er das Verhältniß Frankreichs zu Schweden änderte. Anſehen und Anſprüche waren von dem Verſtorbenen auf deſſen Nachfolger, den Cardinal Mazarin, übergegangen. Am ſchwediſchen Hofe dagegen veränderte ſich die Lage der Dinge immer merklicher, je näher der Zeitpunkt kam, welcher die Tochter Guſtav Adolf's zur Selbſtherrſcherin machen ſollte. Das Anſehen Oxenſtjerna's, welcher niemals das volle Vertrauen Chriſtinens beſeſſen, ſank, und die ſchon ſeit einigen Jahren im Cabinet öfter angeregte Frage, die Abberufung de Groot's betreffend, wurde jetzt von neuem und um ſo ernſtlicher, wie man verſichert hat, erörtert, als ihm böswillige Gerüchte unter anderm auch eine entſchiedene Vorliebe für die katholiſche Kirche zuſchrieben. Er ſelbſt, ermüdet von den eingeſammelten Erfahrungen, wünſchte beinahe dieſe Abberufung. Schon am 1. Nov. 1641 hatte er ſeinem Bruder geſchrieben: „Wenn man mich mit der Abberufung von meiner Geſandtſchaft bedrohte, es würde mich nicht eben ſehr rühren; bei dieſer Art von Aemtern iſt nicht viel zu gewinnen"; und ein Jahr ſpäter ſetzte er zu ähnlichen Aeußerungen hinzu: „Hätte ich nicht einige Hoffnung, zum allgemeinen Frieden beizutragen, ſo würde ich ſchon daran gedacht haben, mich zurückzuziehen." Deſſen allen ungeachtet gelangte man in Stockholm auch im Jahre 1644 nicht zu dem Entſchluſſe, de Groot von den Feſſeln ſeines Amtes zu befreien, ſondern man erſchwerte die Laſt deſſelben. Unter dem Vorwande, die franzöſiſche Regierung durch einen beſondern Botſchafter von dem unvermeidlich gewordenen Kriege Schwedens gegen Dä-

nemark zu benachrichtigen, ſandte man de Groot in der Perſon eines eiteln, unbeſonnenen Schöngeiſtes, Ceriſantes (Duncan), einen Gehülfen, dem man den Titel eines Oberſten und ſchwediſchen Agenten gegeben hatte, und deſſen eigentliche Aufgabe darin beſtand, in Paris als Kundſchafter de Groot's Schritte zu überwachen. Ob jener Abenteurer wirklich, wie behauptet worden iſt, den Befehl erhalten hatte, in Paris immer in Uebereinſtimmung mit dem Geſandten zu handeln, möchte hiernach mehr als zweifelhaft ſein, gewiß iſt aber, daß er dieſem Befehle, wenn er ihn erhalten, nicht nachgekommen iſt, daß er öfter ganz falſche Berichte nach Schweden geſandt hat, und daß er, der in ſeiner Vergangenheit Grund finden mußte, ſich de Groot verpflichtet zu fühlen, dieſen durch ſein ganzes Benehmen, auch durch Unbeſonnenheiten aller Art, mannichfachen Verdruß bereitete, und dies um ſo mehr, als ſchon an ſich die Sendung dieſes beaufſichtigenden Gehülfen, die überdies erfolgt war, ohne ſich mit de Groot darüber zu berathen, eine offenbar kränkende Zurückſetzung für dieſen in ſich ſchloß, ſelbſt unter der Vorausſetzung, daß man ſchwediſcherſeits beabſichtigt haben ſollte, durch die Sendung eines Franzoſen dem Cabinet Richelieu's eine Art von Entſchädigung für die misliebige Sendung de Groot's zu gewähren. Wie groß der Misgriff dieſer Sendung geweſen iſt, ſollte der ſchwediſchen Regierung ſelbſt abermals nicht unbekannt bleiben. Die Thorheiten ihres Agenten und der Mangel an Achtung, den man ihm in Paris bezeigte, nöthigten Chriſtine bald, ihn zu entlaſſen, oder zogen nach der Behauptung anderer ſeinen freiwilligen Abgang von Paris nach ſich. Aber de Groot zog von dieſem Ereigniſſe keinen Gewinn, denn noch ehe es eingetreten war, hatte der Ueberdruß an dem Erlebten den tief Verletzten ſeine Zu-

ückberufung mit Entſchiedenheit nachſuchen laſſen, und ieſem Geſuche war jetzt ohne weiteres gewillfahrt wor-en.

Aus allem Vorſtehenden dürfte hinlänglich einleuch-en, daß die Stellung de Groot's am franzöſiſchen Hofe in der That eine ſehr ſchwierige und ungemein läſtige geweſen iſt. Je weniger dies aber in Zweifel gezogen werden kann, deſto unabweislicher erſcheint die Frage, ob ſein Verhalten in Paris den obwaltenden Umſtänden in ſolcher Art angemeſſen geweſen iſt, daß er hoffen durfte, durch daſſelbe die ihm entgegenſtehenden widrigen Verhältniſſe, ſoweit es möglich war, in günſtige umzu-wandeln. Wir glauben, daß jede ſorgfältige Prüfung der vorliegenden Thatſachen zu einer verneinenden Be-antwortung dieſer Frage führen wird. Wie wir aber in Obigem, gewiß mit Recht, die Ungunſt Richelieu's als wichtigſte und ergiebigſte Quelle des Unheils, welches ſo viele Klagen über die fragliche Geſandtſchaft veran-laßte, bezeichnen durften, ſo wird es auch jetzt wieder vor allem entſcheidend ſein, das Verhalten de Groot's, gegenüber dem Cardinal, einer Prüfung zu unterwerfen.

Auf die Quelle jener Ungunſt führt uns das Jahr 1626, leider ohne uns eine genaue Einſicht in dieſelbe zu geſtatten. Alles was wir mit Beſtimmtheit von der Unterredung wiſſen, zu welcher im Mai jenes Jahres Richelieu den in Frankreich lebenden verbannten de Groot, den er näher kennen zu lernen wünſchte, eingeladen hatte, beſchränkt ſich darauf, daß ſie ſich auf den Handel und das Seeweſen bezogen hat, deren Wiederherſtellung dem bereits einflußreichen Miniſter wichtig war, daß dieſer dem Verbannten höchſt vortheilhafte Anerbietungen ge-macht hat, in welche de Groot nicht eingegangen iſt, und daß ſeit jenem Tage beide entſchieden abſtoßend auf-

einander wirkten, wenn auch de Groot immer ebenso willig in Richelieu den ausgezeichneten Staatsmann[1], als dieser in jenem den bewunderungswürdigen Gelehrten anerkannte. Worin jene Anerbietungen bestanden haben und inwiefern die daran geknüpften Bedingungen von der Art waren, daß auch ein von seinem Vaterlande Gemishandelter und in den Schutz Frankreichs Aufgenommener sie ablehnen mußte — darüber hat sich de Groot brieflich selbst gegen seinen Vater nur in so schwachen Andeutungen ausgesprochen, daß wir außer Stande sind, das den Stolz des Cardinals nothwendig verletzende Ablehnen des Dargebotenen für vollkommen gerechtfertigt zu erklären; sollten aber jene Bedingungen, wie es den Anschein hat, nichts anderes gefordert haben, als daß der Verbannte, in Frankreichs Dienste tretend, Frankreich auch alle seine Kräfte und Neigungen widme, so würde damit, wie es scheint, nur ausdrücklich gefordert worden sein, was sich von selbst versteht und was auch de Groot neun Jahre später Schweden zuzusichern keinen Anstand genommen hat. Ebenso wenig kann es begreiflicherweise Richelieu auch nur im geringsten zum Vorwurfe gereichen, wenn er seine Staatsgrundsätze, deren höchste Klugheit niemand in Frage stellt, als die leitenden hat befolgt wissen wollen, auch von de Groot, falls dieser in den französischen Staatsdienst eintrat, und daß diese Grundsätze irgend unehrenhafte Zugeständnisse von de

1) „Er (Richelieu) ist nicht blos den Geschäften gewachsen, sondern noch darüber", schrieb einst de Groot an Oxenstjerna. Daß jener nach dem Tode des Cardinals gesagt hat: „Non illum reformidiam", ist sehr begreiflich; daß aber de Groot nicht Verfasser der bekannten ihm zugeschriebenen Grabschrift auf Richelieu gewesen: „Christianos principes mutuis" etc., will Menage durch de Groot selbst erfahren haben.

Groot verlangt hätten, dafür fehlt es an Beweisen, an welchen es schwerlich fehlen würde, hätten sie beigebracht werden können. Unter diesen Umständen hat aber die Vermuthung wol einiges für sich, daß de Groot's ablehnende Antwort nicht eigentlich auf bestimmten vollkommen haltbaren Gründen beruht hat, sondern hervorgegangen ist aus dem Gefühl, daß die ganze Denkart und Handlungsweise des Cardinals zu der seinigen in einem Gegensatze stehe, der sich nicht ausgleichen lasse und auf de Groot's Seite jedes Mistrauen rechtfertige. Ueberdies ist uns auch die Form unbekannt, in welcher jenes Ablehnen erfolgt ist, und wir halten für wenig unwahrscheinlich, daß es eben diese Form mehr noch als die Sache gewesen ist, was Richelieu verletzt hat. Die Weigerung de Groot's, auf Anerbietungen einzugehen, welche ihm einen großen, reich belohnenden Wirkungskreis eröffneten, würde an sich den Cardinal vielleicht nur zu der Ueberzeugung geführt haben, daß dieser Schützling Frankreichs größern Staatsgeschäften, wenigstens den französischen jener Zeit, nicht gewachsen sei; persönlich verletzen konnte aber und mußte den Minister eine Art und Weise des Ablehnens, welche etwas von der innersten widerstrebenden Gesinnung des Verbannten gegen die ihm hülfreich dargebotene Hand errathen ließ. [1]) Auch

1) De Groot hat sich darauf beschränkt, hinsichtlich der ihm gemachten Anerbietungen seinem Vater zu schreiben: „es habe nur von ihm abgehangen, wie man zu sagen pflegt, sein Glück zu machen", und in einem Schreiben vom 23. Febr. 1628 sagt er: „Ich bedauere, daß ich weder dem Könige noch dem Königreiche Frankreich, in welchem ich einen sichern Wohnsitz gefunden, nützlich werde, deshalb aber darf ich dennoch an alten Entschließungen (de veteribus institutis) nichts ändern." Solche Aeußerungen bedürfen offenbar, um gewürdigt werden zu können, einer Erläuterung; wir suchen aber nach dieser überall vergebens. Luden (a. a. O., S. 204) gesteht dies, sagt aber dennoch:

fehlte es sehr bald nicht an Thatsachen, welche deutlich genug von dem ungünstigen Eindrucke zeugten, den die ebenerwähnte Unterredung auf den Mann gemacht hatte, in dessen Händen bald das Schicksal Frankreichs beinahe allein ruhen sollte. Die Regierung ließ seit jener Zeit die Hülflosigkeit de Groot's gänzlich unberücksichtigt; ein Jahrgeld von 3000 Livres, welches ihm die Gnade des Königs auf Fürsprache des Prinzen von Condé und des Siegelbewahrers de Vic bewilligt hatte, ist sogar nur bis Ende des Jahres 1624 gezahlt worden, und wir müssen annehmen, daß ihm in jener Zeit noch manch andere Unbill widerfahren ist, da er unterm 19. Sept. 1626 an du Maurier schrieb: „Alle Künste, die ein edles Gemüth von seinem Standpunkte herabdrücken können, werden an mir versucht.“ Um so entschiedener nun, scheint es, verschmähte de Groot jeden Versuch, den übeln Eindruck zu verwischen, den sein Verhalten in der Seele des Cardinals zurückgelassen hatte. Die Sprache höfischer Schmeichelei war unserm de Groot, wie wir weiter unten sehen werden, keineswegs ganz ungeläufig, Richelieu liebte dieser Sprache sein Ohr nicht ungern; man hat sogar behauptet, daß er jährlich gegen 80000 Livres auf Gnadengehalte für Schriftsteller, und zum Theil sehr mittelmäßige, verwandt habe, deren Federn beschäftigt waren ihn zu preisen, und es würde jedenfalls ein öffentliches ehrendes Wort, ausgegangen von dem bewundertsten

---

„Grotius, voll treuer Anhänglichkeit an Holland und voll der großen Ueberzeugung, sein Leben also geleitet zu haben, wie es dem Edeln geziemt, war nicht der Mann, der eingehen konnte in die Plane des feinen Cardinals; er opferte seine Vortheile seinem undankbaren Vaterlande.“ Diesem Ausspruche ohne weiteres beizustimmen, sind wir bei unserer Unkunde des eigentlichen Sachverhältnisses gewiß nicht berechtigt.

elehrten seiner Zeit, ganz besonders geeignet gewesen sein, en erwähnten unangenehmen Vorfall bei dem Cardinal inigermaßen in Vergessenheit kommen zu lassen. Aber in solches öffentliches Wort ist von de Groot nicht ausgegangen, obwol dies ohne zu schmeicheln hätte geschehen können. Er hat bekanntlich sein Werk „Ueber das Kriegs- und Friedensrecht" dem Könige von Frankreich gewidmet, und man hat behauptet, es habe Richelieu's Empfindlichkeit gereizt, zu bemerken, daß das Widmungsschreiben ihn ganz unerwähnt gelassen hat. Die Wahrheit dieser Behauptung mag auf sich beruhen, Thatsache ist nur, daß der König jene Zueignung zwar gnädig aufgenommen hat, de Groot aber das in solchen Fällen übliche Geschenk des Hofes nicht erhalten hat, und daß er, obwol bis zu seinem Abgange aus Frankreich noch sechs Jahre verliefen, niemals einen Schritt gethan hat, der auf die Stimmung des allgefürchteten Ministers gegen ihn in günstiger, versöhnender Weise hätte einwirken können. Wir glauben nicht, daß dies bei der Unsicherheit der Zukunft, welcher er entgegenging, mit seiner Klugheit in vollkommener Uebereinstimmung steht; wie man aber auch über sein damaliges Verhalten urtheilen mag, so viel steht fest, er hatte sich in Frankreich einen entschiedenen Widersacher erworben und diesen in der Person jenes Mannes, welcher beinahe mit größerm Rechte der Gebieter, als der erste Staatsdiener der Franzosen genannt werden konnte. [1])

1) Daß Richelieu's Stolz durch de Groot's damaliges wie durch sein späteres Benehmen beleidigt worden ist, und wir hierin den wichtigsten Grund der Ungunst des Cardinals gegen unsern großen Niederländer zu suchen haben, unterliegt keinem Zweifel. Man hat aber auch versichert, daß schriftstellerische Eitelkeit des Ministers an dieser Ungunst mindestens großen Antheil gehabt habe, ja d'Alembert („Me-

fehlte es sehr bald nicht an Thatsachen, welche deutlich genug von dem ungünstigen Eindrucke zeugten, den die ebenerwähnte Unterredung auf den Mann gemacht hatte, in dessen Händen bald das Schicksal Frankreichs beinahe allein ruhen sollte. Die Regierung ließ seit jener Zeit die Hülflosigkeit de Groot's gänzlich unberücksichtigt; ein Jahrgeld von 3000 Livres, welches ihm die Gnade des Königs auf Fürsprache des Prinzen von Condé und des Siegelbewahrers de Vic bewilligt hatte, ist sogar nur bis Ende des Jahres 1624 gezahlt worden, und wir müssen annehmen, daß ihm in jener Zeit noch manche andere Unbill widerfahren ist, da er unterm 19. Sept. 1626 an du Maurier schrieb: „Alle Künste, die ein edles Gemüth von seinem Standpunkte herabdrücken können, werden an mir versucht." Um so entschiedener nun, scheint es, verschmähte de Groot jeden Versuch, den übeln Eindruck zu verwischen, den sein Verhalten in der Seele des Cardinals zurückgelassen hatte. Die Sprache höfischer Schmeichelei war unserm de Groot, wie wir weiter unten sehen werden, keineswegs ganz ungeläufig, Richelieu lieh dieser Sprache sein Ohr nicht ungern; man hat sogar behauptet, daß er jährlich gegen 80000 Livres auf Gnadengehalte für Schriftsteller, und zum Theil sehr mittelmäßige, verwandt habe, deren Federn beschäftigt waren ihn zu preisen, und es würde jedenfalls ein öffentliches ehrendes Wort, ausgegangen von dem bewundertsten

---

„Grotius, voll treuer Anhänglichkeit an Holland und voll der großen Ueberzeugung, sein Leben also geleitet zu haben, wie es dem Edeln geziemt, war nicht der Mann, der eingehen konnte in die Pläne des feinen Cardinals; er opferte seine Vortheile seinem undankbaren Vaterlande." Diesem Ausspruche ohne weiteres beizustimmen, sind wir bei unserer Unkunde des eigentlichen Sachverhältnisses gewiß nicht berechtigt.

Gelehrten seiner Zeit, ganz besonders geeignet gewesen sein, den erwähnten unangenehmen Vorfall bei dem Cardinal einigermaßen in Vergessenheit kommen zu lassen. Aber ein solches öffentliches Wort ist von de Groot nicht ausgegangen, obwol dies ohne zu schmeicheln hätte geschehen können. Er hat bekanntlich sein Werk „Ueber das Kriegs- und Friedensrecht" dem Könige von Frankreich gewidmet, und man hat behauptet, es habe Richelieu's Empfindlichkeit gereizt, zu bemerken, daß das Widmungsschreiben ihn ganz unerwähnt gelassen hat. Die Wahrheit dieser Behauptung mag auf sich beruhen, Thatsache ist nur, daß der König jene Zueignung zwar gnädig aufgenommen hat, de Groot aber das in solchen Fällen übliche Geschenk des Hofes nicht erhalten hat, und daß er, obwol bis zu seinem Abgange aus Frankreich noch sechs Jahre verliefen, niemals einen Schritt gethan hat, der auf die Stimmung des allgefürchteten Ministers gegen ihn in günstiger, versöhnender Weise hätte einwirken können. Wir glauben nicht, daß dies bei der Unsicherheit der Zukunft, welcher er entgegenging, mit seiner Klugheit in vollkommener Uebereinstimmung steht; wie man aber auch über sein damaliges Verhalten urtheilen mag, so viel steht fest, er hatte sich in Frankreich einen entschiedenen Widersacher erworben und diesen in der Person jenes Mannes, welcher beinahe mit größerm Rechte der Gebieter, als der erste Staatsdiener der Franzosen genannt werden konnte. [1])

1) Daß Richelieu's Stolz durch de Groot's damaliges wie durch sein späteres Benehmen beleidigt worden ist, und wir hierin den wichtigsten Grund der Ungunst des Cardinals gegen unsern großen Niederländer zu suchen haben, unterliegt keinem Zweifel. Man hat aber auch versichert, daß schriftstellerische Eitelkeit des Ministers an dieser Ungunst mindestens großen Antheil gehabt habe, ja d'Alembert („Me-

man sich gegen ihn bei seiner Anwesenheit in Frankreich habe zu Schulden kommen lassen, nicht erwogen, daß Oxenstjerna in der That für so kleines Handeln in wichtiger Angelegenheit doch wol zu groß war, und, was entscheidend ist, es haben dergleichen Vernachlässigungen erwiesenermaßen durchaus nicht stattgefunden. [1]) Gern räumen wir aber ein, daß auch die Richtigkeit der ob-

---

1) Der Kanzler war mit einem Gefolge von 200 Mann in Compiègne eingetroffen, wurde dort mit großer Auszeichnung aufgenommen und mit solcher Pracht bewirthet, daß sie bei den Schweden den Tadel der französischen Ueppigkeit hervorrief. „Er wohnte in einem der schönsten Häuser der Stadt, welches man für ihn hatte kostbar einrichten lassen, und ward mit seinem Gefolge von lauter königlichen Beamten (officiers) bedient. Der König zog (beim Abschiede) einen Ring, 12000 Thlr. an Werth, von seinem Finger und schenkte ihn dem Kanzler, und nachher schickte er ihm noch eine mit seinem Bildnisse verzierte Dose, 6000 Thlr. an Werth." (F. von Raumer, „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts", Leipzig 1831, I, 53.) Auch persönlich hatte Richelieu bei dieser Gelegenheit dem Kanzler keine Ursache gegeben, sich über Vernachlässigung schuldiger Höflichkeitsbezeigungen zu beschweren, und hat es auch noch später an achtungsvollen Aeußerungen über Oxenstjerna gegen de Groot nicht fehlen lassen. — W. H. Grauert („Christine, Königin von Schweden und ihr Hof", Bonn 1827, I, 162) glaubt das Verfahren des Kanzlers in Betreff der fraglichen Gesandtschaft eher aus dem Widerwillen desselben gegen Richelieu und der Gewogenheit gegen de Groot, als aus der Unzufriedenheit Oxenstjerna's mit der erwähnten Annahme erklärlich, und dies läßt sich wol nicht leugnen. Hinreichend dagegen zu der wünschenswerthen Erklärung ist keine dieser Annahmen. Luden (a. a. O., S. 241) sagt: „Man hat geglaubt, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, daß Oxenstjerna den Grotius deswegen gerade zum Gesandten in Frankreich gemacht habe, theils um ihn, den Geächteten, an dem Uebermuthe des Cardinals zu rächen, theils überhaupt, um diesem — einen Pfahl ins Fleisch zu setzen." Daß Richelieu sich Glück gewünscht haben würde, hätte er keinen gefährlichern Gegner gehabt als de Groot, hat wol Luden hierbei nicht entgehen können. Er setzt daher auch zu dem — fast lächerlichen — „Pfahl im Fleische" sogleich hinzu: „Aber Oxenstjerna hatte auch bessere Gründe!" Ob die Angabe derselben unsere obigen Voraussetzungen gerechtfertigt haben würde, läßt sich leider nicht errathen,

zen Annahme in der Hauptſache, um die es ſich handelt, nichts ändern würde, da des Kanzlers Beharrlichkeit weder de Groot's Stellung zu einer weniger läſtigen, noch ſeine Wirkſamkeit zu einer erfolgreichern werden ließ. Nicht in glücklicher Stunde — dies ſcheint aus allem hervorzugehen — war die Sendung de Groot's an den franzöſiſchen Hof beſchloſſen worden, und keine der Beſorgniſſe, welche ſie erwecken konnte, fand im Erfolge ihre Widerlegung.

Wie ſeit dem Jahre 1638 die ſchwediſche Regierung ſelbſt dazu beigetragen hat, das Anſehen ihres Geſandten in Paris zu benachtheiligen, wurde im Obigen bemerkt, es kann aber nicht behauptet werden, daß ſchon in den erſten Jahren gegen jene Geſandtſchaft in ſolcher Weiſe gefehlt worden ſei. Der franzöſiſche Hof hat ſich zwar nicht, wie zuweilen geſagt worden iſt, erſt durch Oxenſtjerna's Beſuch beſtimmen laſſen, de Groot als Geſandten anzunehmen, der feierliche Einzug deſſelben in Paris war jenem Beſuche ſchon mehrere Wochen vorangegangen; unzweifelhaft aber iſt, daß das achtungsvolle Wohlwollen, welches der Kanzler während ſeiner Anweſenheit in Frankreich gegen den Geſandten auf mannichfaltige Weiſe an den Tag legte, ganz geeignet war, dem Hofe nicht nur die Ausſicht auf baldige Abberufung dieſes Geſandten zu entziehen, ſondern auch oberflächlichen misgünſtigen Urtheilen über den Werth deſſelben zu begegnen. Dieſelbe Wirkung auf das franzöſiſche Miniſterium konnte in den nächſtfolgenden Jahren von den vielfachen Zeichen ungeſchwächter Gewogenheit erwartet werden, welche der

---

aber auch widerlegt finden wir ſie durch keine Thatſache und mit der Staatsklugheit des ſchwediſchen Kanzlers möchten ſie wol noch am eheſten vereinbar ſein.

Kanzler seinem Gesandten zu Theil werden ließ, und an welche sich schon im Jahre 1636 die Bestätigung desselben im Gesandtschaftsposten von seiten der schwedischen Reichsverweſung anschloß. Indeß mußte de Groot vornehmlich sich selbst die Aufgabe stellen, die Stimmen im französischen Cabinet möglichst für sich zu gewinnen, und diese Aufgabe mußte ihm um so wichtiger sein, wenn sie auch zugleich um so schwieriger war, als er nur zu gut wußte, wie wenig diese Stimmen ihm günstig waren und sein konnten, solange Richelieu gegen ihn eingenommen war. „Richelieu und Mazarin", sagt Wicquefort mit unzweifelhaftem Rechte, „waren dergestalt die unumschränkten Herren der (französischen) Staatsgeschäfte, daß es unmöglich war, ohne ihre beistimmende Theilnahme etwas am Hofe zu erreichen, und deshalb eine Thorheit, dies auch nur versuchen zu wollen", wozu er wol mit nicht viel geringerm Rechte hinzusetzt: „Sie erblicken überdies die Fürsten in der Geringschätzung, die man dem Minister ihrer Wahl bezeigt, eine Misbilligung der letztern und insofern eine ihnen persönlich zugefügte Beleidigung." [1]) Aber de Groot hat, wie es scheint, nicht über sich gewinnen können, diese Grundsätze, deren Nothwendigkeit ihm einleuchten mußte, handelnd in Anwendung zu bringen. Statt dem Cardinal ausdauernd jene besondere achtungsvolle Aufmerksamkeit zu widmen, auf welche dieser große Staatsmann unbedingt alten Anspruch hatte, wie niedrig man immer seine sittlichen Grundsätze anschlagen mag, vermied es de Groot schon

1) Dessenungeachtet konnte Wicquefort doch wol nicht sagen: „Je puis dire avec certitude, que le mépris, que l'on avait pour ce ministre (Richelieu) en Angleterre, fut une des principales causes du malheur du roi et des désordres du royaume." („L'Ambassadeur et ses fonctions", I, 542.)

seit Anfang Mai 1636 gänzlich, mit ihm unmittelbar zu unterhandeln, und da er hiernach während seiner zehnjährigen Gesandtschaft nur im Laufe des ersten Jahres mit ihm in näherer persönlicher Beziehung gestanden hat, so ist dies sogar Veranlassung zu der, wie man glauben könnte, unmöglichen Behauptung geworden, er habe niemals dem Cardinal einen Besuch gemacht. [1]) Wäre übrigens diese Angabe ebenso gewiß richtig, als sie falsch ist, Richelieu würde sich vielleicht von dem schwedischen Gesandten weniger verletzt gefühlt haben, als ihn das Abbrechen der unmittelbaren Verhandlungen von seiten de Groot's verletzen mußte; die schwedische Ge-

1) Du Maurier (a. a. O., S. 413) hat jene Behauptung ausgesprochen. — Dem gewöhnlichen Laufe der Dinge gemäß finden sich überhaupt in den betreffenden Schriften über de Groot viele falsche Angaben, deren Berichtigung sehr leicht gewesen wäre, die uns aber um so weniger befremden können, als er namentlich auch der Gegenstand von Verleumdungen in einem Grade gewesen ist, den nur die Größe seines Verdienstes, der weithin leuchtende Glanz seines Namens und die Sucht der Menge, Glänzendes anzuschwärzen, einigermaßen begreiflich macht. Man hat zuletzt sogar gehofft, Glauben zu finden für die tolle Behauptung, de Groot beabsichtige ein Jude zu werden! — Es finden sich aber nicht blos bei verschiedenen Schriftstellern verschiedene Angaben über den Betrag des französischen Jahrgeldes, welches im Jahre 1622 de Groot bewilligt worden war, und über den Zeitraum, während dessen er es bezogen hat, über die Gründe, welche den Cardinal zur Entziehung dieses Gnadengehalts bestimmt haben, über Oxenstjerna's Handlungsweise in Betreff der de Groot'schen Gesandtschaft und über vieles andere Dahingehörige, sondern selbst ein guter Schriftsteller, wie Wicquefort, ist wenigstens in einer seiner Angaben, wie es scheint, nicht einmal sich selbst gleichgeblieben. Im „L'Ambassadeur et ses fonctions" (Haag 1681, I, 240) wird ausdrücklich der großen Ehrenbezeigungen erwähnt, mit welchen der schwedische Kanzler in Frankreich aufgenommen wurde, und kein Wort des Verfassers deutet an dieser Stelle auf Unzufriedenheit des Kanzlers mit jener Aufnahme hin. Dagegen wird an einer andern Stelle desselben Werks (II, 26) diese Unzufriedenheit geradehin als Triebfeder der Handlungsweise Oxenstjerna's in Bezug auf die fragliche Gesandtschaft bezeichnet.

ſandtſchaft aber konnte Vortheile von dieſem Abbrechen ſich jedenfalls nicht verſprechen. Wodurch es angeblich zunächſt herbeigeführt wurde, ſcheint uns keinen Grund zur Rechtfertigung de Groot's zu enthalten. Der Cardinal, der, wie Voltaire ſagt, „vor den Prinzen den Vorrang hatte und dem nur die Krone fehlte", machte auch in ſeinem Palaſte beim Empfange faſt aller Beſuche, und namentlich der Geſandten, auf dieſen Vorrang Anſpruch, und de Groot glaubte der Würde ſeines Hofs etwas zu vergeben, indem er ſich dieſem Anſpruche fügte. Daß eben dieſer Grund, und nicht etwa perſönliche Eitelkeit ſeine damalige Handlungsweiſe beſtimmt hat, verſichert er vollkommen glaubhaft, obgleich ſein Widerwille gegen Richelieu vielleicht auch hierbei nicht ganz außer dem Spiel geblieben iſt; ohne ſein Wiſſen, denn er täuſchte ſich wol, als er eines Tags in dieſer Beziehung ſchrieb: „Es handelt ſich zwiſchen dem Cardinal und mir nicht um Perſönliches." Auch ſcheint es außer Zweifel zu ſein, daß unter den in Paris damals anweſenden Geſandten nicht zuerſt de Groot, wie freilich ſelbſt Pufendorf angegeben, ſondern die engliſchen Geſandten, Vicomte von Scudamore und Graf Leiceſter, aus dem angeführten Grunde die Beſuche bei Richelieu eingeſtellt haben, und de Groot von ſeinem Hofe auf die betreffende Anfrage, ob er ſeine Beſuche bei dem Cardinal unter den obwaltenden Umſtänden mit Anerkennung des ſtreitigen Anſpruchs fortzuſetzen habe, den Befehl dieſer Anerkennung nicht erhalten hat. Aber auch das Gegentheil iſt ihm, wie es ſcheint, nicht ausdrücklich befohlen worden, und wäre dies geſchehen, ſo würde er, dünkt uns, nicht vergeblich Oxenſtjerna vorgeſtellt haben, wie bedenklich es ſei, einer leeren Förmlichkeit die Sorge für irgend-

eine öffentliche Angelegenheit hintanzuſetzen. [1]) Wir überſehen hierbei nicht einen Augenblick, daß alle derartigen, zum Theil lächerlichen Förmlichkeiten nur an ſich leere ſind, und daß der kleinſten die begleitenden Umſtände eine ſehr große, ſelbſt eine entſcheidende Bedeutung geben können und in Einzelfällen gegeben haben. Daß dies aber auf die in Rede ſtehende Förmlichkeit im vorliegenden Falle Anwendung finde und das Anſehen der ſchwediſchen Krone auch nur bloßgeſtellt geweſen ſein würde, wenn de Groot dem Cardinal den beanſpruchten Vorrang zugeſtanden hätte, müſſen wir bezweifeln, ja wir glauben, daß darunter die Würde der Geſandtſchaft um ſo weniger gelitten haben würde, je weniger die fragliche Höflichkeitsbezeigung in der Gewährung eine Spur von Unfreiwilligkeit gezeigt hätte. Dem Stolze des Kirchenfürſten (quia regibus pares), namentlich des allmächtigen

1) Schon am 14. Sept. 1635 benachrichtigte de Groot den Kanzler von Scudamore's Weigerung, dem ſtolzen Cardinal Beſuche zu machen; die Worte der Benachrichtigung bezeichnen deutlich genug ſowol das große Gewicht, welches de Groot — nicht mit Unrecht, aber wol nicht im rechten Sinne — auf die Sache legt, als den Wunſch, Scudamore's Beiſpiel folgen zu dürfen: „Ich melde dies", ſagt er, „nicht in der Meinung, daß wir in allem die Engländer zum Muſter nehmen müßten, ſondern damit wir nichts thun, was uns verächtlich machen könnte, denn ich bin überzeugt, daß nichts den Vortheil der Könige und Königreiche mehr beeinträchtigt." In gleicher Weiſe berichtet er am 2. Juni 1636 nach Leiceſter's Ankunft in Paris, mit dem Zuſatze: „Ich lobe diejenigen, welche ihre Rechte vertheidigen, doch wage ich nicht, ohne Befehl ihnen nachzuahmen." Deſſenungeachtet beſchloß er, dies einſtweilen zu thun, und da er auch bis zur Mitte des folgenden Jahres den Befehl nicht erhielt, dem Cardinal Beſuche zu machen, ſo ſprach er ſelbſt ſich von denſelben für immer los. Daß dies nachträglich vom Cabinet zu Stockholm gutgeheißen worden iſt, geht aus einer Aeußerung Salvius' (Pufendorf) und vornehmlich aus einem Schreiben de Groot's an den Kanzler (vom 12. März 1639) hervor; dieſer ganze Hergang der Sache aber ſcheint unſere obige Anſicht derſelben genügend zu rechtfertigen.

Richelieu, beugten ſich willig viele, die höher ſtani des Miniſters eher entbehren konnten, als ein ſchr Geſandter. Der erſte Prinz von Geblüt und der beſonnenſte, Condé, überließ freiwillig Riche Vorrang, und während er dadurch weſentliche V erreichte und ſich ſicherte, verlor der weniger klu ſtolze und heftige Graf von Soiſſons durch da gengeſetzte Verfahren Freunde, Anhänger und ſe Leben. Auch Prinzen des Auslandes, wie J nachmaliger König von Polen, und im Jahre 1 Kurfürſt von der Pfalz brachten der klugen Be tigung obwaltender Verhältniſſe ohne Bedenken Rede ſtehende Opfer, und wenn es unter den itali Fürſten einzelne gab, welche wenigſtens einem Ec dem ſie einen Gegenbeſuch abſtatteten, in ſeinem den Vorrang verweigerten, ſo hat dagegen der pi tiſche Oxenſtjerna ſelbſt keinen Anſtand genomm chelieu, als er ihm im April 1635 ſeinen Beſuch jenes vielbeſprochene Opfer zu bringen, obwol al der Cardinal höflich genug geweſen war, dem ſchen Kanzler den Vorrang anzubieten. [1]) Erwä nach dieſen Thatſachen noch, daß das Benehmen lieu's gegen de Groot keineswegs immer ein ſ unmuthig abſtoßendes war, und daß es gerade Zeit des fraglichen Beſuchs den Wunſch einer Ann

1) Ganz richtig heißt es bei Cattenburgh (a. a. O., „Oxenstiern vond voorzichtig geraden te wyken vc welken de Vader van Christina met de uiterste fierh hebben gehandelt. De Kancelier ontzag zick die tro gaande te maken, en zocht hem in te nemen door ee ventheit, die hy op een anderen tydt niet voor he gehad hebben." Dieſe „andere Zeit" war im Frühjahr nicht gekommen, und ſomit wäre es wol doppelt rathſam für geweſen, dem Beiſpiele des großen Kanzlers zu folgen.

rathen ſchien, ſo möchte das Verfahren de Groot's
ıur um ſo auffallender ſein. Er erzählt in ſeinen
n, daß am Schluſſe eines Beſuchs, den er dem Car-
m September 1635 abſtattete, und bei welchem dieſer
ınzen ſich ſehr übel gelaunt bezeigt hatte, Richelieu
ch ihn bis an die Thür des Zimmers begleitet und
ſeine Kränklichkeit entſchuldigt habe, daß er ihn
weiter begleite; wir erſehen aus eben dieſen Brie-
aß bei einem zweiten Beſuche der Cardinal ſich in
her Weiſe benommen, daß er bei einem dritten ihm
den oft erwähnten Vorrang (la droite) gegeben,
ıfange des Jahre 1636 ihm bei einem ſolchen Em-
: viel Verbindliches geſagt, auch ihn für die Zu-
:ine rückhaltsloſere Offenheit zugeſichert, endlich daß
der letzten perſönlichen Verhandlung, welche zwi-
ihm und de Groot ſtattgefunden, dieſem ein an-
nd herzliches Vertrauen bezeigt, ihn umarmt, ihn
ımen der ſchönen Wiſſenſchaften, welche ſie ja beide
egen ſich angelegen ſein ließen, gebeten habe, alles
in ſeiner Macht ſtehen würde, zum Vortheil der
ıen Sache aufzubieten, und daß der Cardinal zu
dieſen, um das Andenken an das Vergangene aus-
en, ſcherzend hinzugefügt habe, man wiſſe wol, die
)ſen ſeien Thoren, aber man müſſe auch geſtehen,
men leicht wieder zu geſundem Verſtande zurück.
kennt nun freilich die beſondern Gründe, welche
ieu damals eine ſolche Sprache führen ließen: er
nicht umhin, Rückſicht darauf zu nehmen, daß
oot in Stockholm als Geſandter beſtätigt worden
ınd die Gunſt Oxenſtjerna's fortfuhr, ihn auszu-
:n, auch hatten zu derſelben Zeit die gegen de Groot
:eten holländiſchen Ränke durch den Fall Pauw's,
Geſandten, viel von ihrem Einfluſſe verloren, und

daß der Prinz von Oranien ſich günſtig über den ſchwediſchen Geſandten geäußert hatte, war nicht unbekannt geblieben. Wir ſind daher weit entfernt zu fordern, daß de Groot in den vorher angeführten Thatſachen den Ausdruck einer faſt plötzlich in Wohlwollen umgewandelten Geſinnung hätte erkennen ſollen; aber wir glauben, daß ein Zeitpunkt, in welchem Richelieu ein höfliches, freundliches, ſcheinbar faſt herzliches Benehmen gegen de Groot ſeinerſeits für angemeſſen hielt, für dieſen der ſchicklichſte geweſen wäre zu dem Verſuch, ſich in ein bleibend günſtigeres Verhältniß zu dem Gebietenden zu ſtellen, jedenfalls aber ſehr übel gewählt war, ſelbſt das bisherige misliche, aber doch unmittelbare Verhältniß zu ihm gänzlich aufzuheben. Wenn ſeit dieſem Bruche de Groot's Abberufung von Paris franzöſiſcherſeits eifriger als je betrieben wurde, ſo kann dies wol nicht im geringſten auffallend genannt werden; einen neuen Beweis aber dafür, daß er, wie die genannten engliſchen Geſandten, die Würde ihres Hofs in der erwähnten Beziehung mit falſch verſtandener Gewiſſenhaftigkeit überwacht haben, kann man wol auch darin finden, daß die nächſten Nachfolger dieſer Geſandten dem Cardinal Mazarin die Ehre des Vortritts niemals ſtreitig gemacht haben, und ſelbſt der berühmte Protector von England, wie ſehr er ſich auch in der Rolle eines eifrigen Proteſtanten gefiel, unbedingt geſtattet hat, daß Loccard, ſein Geſandter in Paris, jenem Cardinal alle Ehrenbezeigungen erwies, welche nach Leiceſter's und de Groot's übel angebrachtem, ängſtlichem Stolze ein Cardinal nur Katholiken gegenüber in Anſpruch nehmen dürfe. Du Maurier hat in dieſem Benehmen de Groot's, welches er unbegreiflichen Starrſinn nennt, „holländiſche Hartnäckigkeit" wiederzuerkennen geglaubt, und vielleicht dürfte

man bei einem Hinblick auf die Geſchichte der Niederlande und ſelbſt auf manche Einzelheiten in unſers de Groot früherm Leben auch dieſe Bezeichnung nicht eben ganz unpaſſend nennen können. — Zur Zeit der ſogenannten Verſchwörung Cinq-Mars' (1642) war das Verhältniß de Groot's zu Richelieu ſchon ein ſo altbegründet ungünſtiges, daß an die Wiederherſtellung eines guten Vernehmens zwiſchen beiden wol nicht mehr zu denken war. Aber de Groot war ſeines Amtes noch nicht enthoben, und wenn die ihm ertheilte Dienſtanweiſung ihm unter anderm zur Pflicht gemacht hatte, der königlichen Familie von Frankreich ſich vorkommendenfalls nach Kräften dienſtbar zu bezeigen, was er zu thun wol keine Gelegenheit gehabt hat, ſo gebot dagegen, wie wir glauben möchten, die Klugheit, daß er in eine innere Angelegenheit Frankreichs unberufen und zwecklos ſich niemals einmiſche und ſeine gelegentlichen Urtheile über eine ſolche Angelegenheit wenigſtens von jeder Parteifarbe rein erhalte. De Groot hat dies nicht gethan. Er ſtand in einem angenehmen, freundſchaftlichen Verkehr mit Herrn von Marca, dem Präſidenten des Parlaments von Béarn, den Richelieu's Wille zu einem der Richter Cinq-Mars' und ſeines Mitwiſſers, de Thou, mit welchem de Groot ebenfalls befreundet war, gemacht hatte. Nun fiel allerdings de Thou als Opfer eines ältern, ſelten in Anwendung gekommenen Geſetzes, und es mag gern entſchuldigt werden, daß de Groot mit nicht wenigen die Meinung theilte, jener höchſt achtungswerthe Sohn de Thou's, des Geſchichtſchreibers, ſei ein Opfer gar nicht des Geſetzes, ſondern lediglich der perſönlichen Erbitterung des Cardinals geworden. Aber abgeſehen davon, daß dieſe Meinung gegenwärtig als irrig anerkannt iſt, indem die erwähnte, unzweideutige, nie außer Kraft

geſetzte Verordnung Mitwiſſer um eine Verſchwörung von gleicher Strafe, als Urheber und Theilnehmer, getroffen wiſſen wollte, und das Verfahren des Cardinals ſehr hart, aber darum noch nicht ungerecht genannt werden kann, durfte de Groot, den Staatsmann und Geſandten am franzöſiſchen Hofe, ſeine gemüthliche Biederkeit und ſeine Freundſchaft für den Geopferten doch wol jedenfalls nicht in der Art überraſchen, wie geſchehen iſt. De Groot überhäufte Marca, in welchem er ein blindes Werkzeug der Rache des Cardinals zu ſehen glaubte, wegen jenes richterlichen Ausſpruchs mit den rückſichtsloſeſten, bitterſten Vorwürfen und brach jedes Verhältniß zu ihm in ſo auffallender Weiſe ab, daß Marca, obwol ein Mann von Beſonnenheit und Milde, eine Beſchwerde oder wenigſtens Klage über die erfahrene Kränkung an den Cardinal durch die Nichte und Vertraute deſſelben, die Herzogin von Aiguillon, gelangen ließ. [1]) Iſt damals die Ungunſt Richelieu's gegen de Groot

---

1) Das Geſetz, welches de Thou verurtheilte, ſtammte bekanntlich aus der Zeit Ludwig's XI., und dieſer Urſprung erklärt nach Voltaire hinreichend die Grauſamkeit deſſelben. Im allgemeinen mag dies eingeräumt werden, auch walteten unleugbar im vorliegenden Falle Umſtände ob, welche die Anwendung des betreffenden Geſetzes auf de Thou zu einer faſt unerhört harten Maßregel machten, und wäre erwieſen, daß Richelieu, wie behauptet worden, jene Maßregel ergriffen hat, um eine Beleidigung, welche ſeine Familie durch den Geſchichtſchreiber de Thou erfahren, an dem Sohn deſſelben zu rächen, ſo wäre die Hinrichtung des Letztern, wie man heute zu ſagen pflegt, nicht blos ein Verbrechen, ſondern auch eine falſche Maßregel zu nennen, durch welche der Cardinal mit ſich ſelbſt inſofern in Widerſpruch gerathen, als ſie ſeinem höchſten Grundſatze in Regierungsangelegenheiten: „La raison doit être la règle et conduite d'un état", zuwiderlief. Aber mit dieſem Grundſatze hat jenes Verfahren ganz und gar nicht in Widerſpruch geſtanden, denn ohne eine unerbittliche Strenge hätte Richelieu ſich nicht im Beſitze der Macht zu erhalten vermocht; die neuere Zeit hat daher auch den Cardinal in dieſer

noch überhaupt einer Steigerung fähig gewesen, so war jetzt wol geschehen, was möglich war, sie auf ihren Höhepunkt zu treiben.

Entschädigung für dieses in jeder Hinsicht unglückliche Verhältniß zu dem ersten Minister Frankreichs in der Gunst des Königs zu finden, durfte de Groot nicht hoffen, scheint aber dennoch von dieser Hoffnung sich nicht frei gehalten zu haben, da er nach dem Abbrechen aller persönlichen Verhandlungen mit dem Cardinal einen Empfang beim Könige ungleich öfter, als im ersten Jahre seiner Gesandtschaft, nachgesucht hat. Immer wurde diesen Gesuchen gewillfahrt und fast ohne Ausnahme bezeigte der König bei solchen Gelegenheiten dem schwedischen Gesandten eine Gewogenheit, welche der Sache Schwedens wol manche nützliche Frucht versprochen hätte, wäre der König nicht — Ludwig XIII., der Erbe des Throns, nicht des Geistes seines Vaters gewesen, und könnte ihm ein größeres Verdienst beigelegt werden, als daß er, von welchem Frau von Motteville sagen konnte: „Während seine Feldherren Schlachten gewinnen und Städte er-

---

wie in vielen andern Bezügen, die ihm lange verweigerte Gerechtigkeit widerfahren lassen (F. von Raumer, „Geschichte Ludwig's XIII. und des Cardinals Richelieu", in dessen „Historischem Taschenbuch", Leipzig 1830, erster Jahrgang, S. 1—167). Uebrigens könnten wir, wenn dies auch nicht geschehen wäre, de Groot's Benehmen in dieser Angelegenheit darum doch nicht für angemessen halten; er hatte keinen Beruf, sich in der oben angegebenen Weise zum Richter des Cardinals aufzuwerfen und sich ihm dadurch noch verhaßter zu machen, als er ohnehin war. Endlich behauptet Richard („Parallèle du Cardinal de Richelieu et de Mazarin", Paris 1716, S. 171), es sei nicht Marca, sondern der dem Cardinal unbedingt ergebene Staatsrath Laubardemont gewesen, welcher das fragliche Gesetz in den gerichtlichen Verhandlungen wider de Thou zur Geltung gebracht habe. Ist diese Angabe richtig, so schließt sie zugleich einen neuen Grund der Misbilligung des Verfahrens in sich, welches de Groot bei dieser wichtigen Gelegenheit beobachtet hat.

obern, beſchäftigt er ſich mit Vögelfangen", Einſicht genug beſaß, um einem Richelieu die Leitung der Staatsgeſchäfte nicht nur zu übertragen, ſondern ihm auch 17 Jahre lang ein Vertrauen zu bewahren, welches auf verſtändigen Erwägungen beruhte, ohne durch perſönliche Zuneigung unterſtützt zu werden. Ludwig ſchätzte de Groot, den Gelehrten, ohne Zweifel ganz ſo hoch, als es der Ruf deſſelben forderte, aber über irgendeine Angelegenheit der ſchwediſchen Geſandtſchaft durch den König beſtimmend oder gar umſtimmend auf den Cardinal einzuwirken oder auch nur jenen zu einer Aeußerung zu veranlaſſen, welche gegen dieſen ſich hätte geltend machen laſſen, war bei der Lage der Sachen undenkbar, und mit dieſer letztern möchte es wol auch in ſehr naher Verbindung geſtanden haben, daß der König bald nach de Groot's Ankunft in Paris gegen ihn zwar den Wunſch ausſprach, er möge lange in ſeinem Poſten verbleiben, aber auch die Hoffnung, er werde beſonders in Bezug auf niederländiſche Angelegenheiten ſehr nützlich werden können, daß ſpäterhin de Groot durch Graf Brulon bedeutet wurde, es werde der König ihm immer gern Gehör gewähren, wenn es ſich auch nicht um Staatsangelegenheiten handle u. dgl. m. Wo von dieſen bei einem Empfange die Rede war, hatte Ludwig entweder vorher die betreffende Anſicht Richelieu's zu der ſeinigen gemacht und beſtätigte nur, was dieſer hoffen zu laſſen und zu verſprechen oder zu verweigern für gut befunden hatte, oder er verwies den Geſandten auf Verhandlungen mit den Miniſtern. In der ganzen Geſchichte der de Groot'ſchen Geſandtſchaft ſtoßen wir nicht auf einen Fall, in welchem der Geſandte etwas durch den König erreicht hätte, und — was ſich ebenfalls leicht erklärt — auch das perſönliche Wohlwollen des Prinzen von Condé hat keine

Spur von förderndem Einfluſſe auf die Geſchäfte dieſer Geſandtſchaft zurückgelaſſen. Hiernach ſehen wir nun de Groot ſeit dem Frühjahre 1636 beſchränkt auf Verhandlungen mit den einzelnen untergeordneten Miniſtern, namentlich Bouthillier, Chavigny, Bullion, Servien und dem ſchon erwähnten Kapuziner Joſef, der, ohne einen beſtimmten Rang im Cabinet einzunehmen, Richelieu's volles Vertrauen in einem Grade beſaß, wie kein anderer. Es bedarf nicht erſt der Bemerkung, daß alle dieſe Staatsmänner bei den Unterhandlungen niemals von der Sprache abweichen konnten, welche Richelieu's Gebot ihnen vorgezeichnet hatte, daß de Groot im günſtigſten Falle hoffen konnte, durch den Kapuziner irgendetwas bei dem Cardinal zu erreichen und daß das perſönliche Wohlwollen der „grauen Eminenz", wie die Hofleute jenen nannten, nichts weniger als ein verwerfliches Mittel zum Zwecke geweſen wäre. Aber was de Groot ſehr bald von dem Cardinal entfernt hatte, wir meinen die Scheu vor einer möglichen Verletzung der geſandtſchaftlichen Würde, ließ ihn auch in ſeinem Benehmen gegen Joſef nur wenig ſchonende Rückſicht auf den wichtigen Einfluß dieſes Mannes nehmen, der als Miniſter behandelt ſein wollte und zu ſolcher Forderung inſofern ganz berechtigt war, als er in Richelieu's Augen mehr als einen Miniſter und Geſandten aufwog. De Groot begnügte ſich damit, ihm beim Zuſammentreffen höflich zu begegnen, konnte ſich nicht entſchließen, ihm einen Beſuch zu machen, hielt auch dieſes Verfahren durch das Beiſpiel des engliſchen Geſandten für gerechtfertigt, und konnte hiernach nicht überraſcht ſein, als er vernahm, daß Joſef ganz öffentlich von dem Wunſche des franzöſiſchen Miniſteriums ſprach, de Groot von ſeiner Stelle entfernt zu ſehen.

Wie lebhaft dieſer Wunſch geweſen iſt, davon zeugen unter anderm zwei Schreiben vom Juli 1639, welche der außerordentliche franzöſiſche Geſandte d'Avaux in Deutſchland von ſeinem Hofe erhielt, der auch den Plan des Erſtern, durch Salvius auf das Cabinet von Stockholm für die Zurückberufung de Groot's zu wirken, vollkommen guthieß, aber dabei ſorgfältige Rückſicht auf Oxenſtjerna, als Stütze de Groot's, zu nehmen empfahl. In dem zweiten dieſer Schreiben iſt die Rede von den Verleumdungen, welche der ſchwediſche Geſandte angeblich über die Lage Frankreichs verbreitet hatte, und hier heißt es am Schluſſe: „Um den Uebelſtänden zu begegnen, welche ſolche Verleumdungen des Herrn de Groot zum Nachtheile der beiden Kronen endlich herbeiführen könnten, iſt die Abberufung deſſelben nothwendig. Er (d'Avaux) wird dies ſehr dringend als eine für Frankreich und Schweden außerordentlich wichtige Angelegenheit vorſtellen, wird aber dieſelbe auch ſo geheim und umſichtig, als ihm möglich ſein wird, behandeln, und zuſehen, ob er für jenen Zweck den Herrn Salvius gewinnen kann, damit dieſer dem Könige die gewünſchte Befriedigung verſchaffe.“ [1])

---

1) In dem ſchon erwähnten Schreiben vom 2. Juni 1636 erklärt de Groot mit dürren Worten: „Den Vater Joſef, da er kein öffentliches Amt bekleidet, beſuche weder ich, obgleich ich von vielen Franzoſen darum erſucht worden bin, noch werden ihn die Engländer beſuchen.“ Ein wohlfeiler Entſchluß, und auch ziemlich leicht in Ausführung zu bringen; aber konnte dieſes Verhalten den ſchwediſchen Angelegenheiten zum Vortheil gereichen? Wir glauben dieſe Frage ſchon nach dem oben Geſagten mit Zuverläſſigkeit verneinen zu müſſen, und wollen hier nur noch bemerken, daß Joſef überhaupt kein Staatsmann war, auf den man mit Geringſchätzung herabblicken konnte. Voltaire fertigt ihn freilich mit den Worten ab: „Le capucin Joseph de Tremblai — nach Flaſſan hat ſich Joſef vor ſeinem Eintritte

Wir müssen es auffallend nennen, daß die meisten derjenigen Schriftsteller, welche auf de Groot's schwedische Gesandtschaft geringes Gewicht legen, ja von ihr Gründe zum Tadel entlehnen, nicht seines Verhaltens gegen die einflußreichen Männer des französischen Hofes und Cabinets in dieser Beziehung erwähnen, während sich aus dem Vorigen wol ergeben haben dürfte, daß er gerade in Rücksicht auf dasselbe nicht freigesprochen werden kann von einem Misgriff, vor welchem ihn sogar ausdrückliche Bestimmungen seiner Dienstanweisung hätten warnen können und sollen, und daß man dagegen nicht selten einen Vorwurf gegen ihn erhoben hat, der

---

in den Kapuzinerorden Freiherr von Mafflée genannt — homme en son genre aussi singulier, que Richelieu même, enthousiaste et artificieux, tantôt fanatique, tantôt fourbe, voulant à la fois établir une croisade contre le Turc, fonder les réligieuses du Calvaire, faire des vers, négocier dans toutes les cours et s'élever à la pourpre et au ministère." Er ist aber auch schon längst richtiger gewürdigt worden, wie namentlich in wenigen, aber sehr treffenden Zeilen von Capefigue („Richelieu, Mazarin, la Fronde et le règne de Louis XIV.", Paris 1835, V, 316), und selbst jene gallsüchtige Schilderung des Spötters von Ferney läßt wol errathen, daß Josef ein Mann von vielem Verstande, großen Talenten und reicher Erfahrung war. Schon seit 1618 war er mit Staatsgeschäften betraut worden, und der Bischof von Luçon hatte sich nur eben erst in den französischen Minister und Cardinal Richelieu verwandelt, als er Josef dringend zu sich einlud, wie er ihm denn auch bis zum Tode desselben (1638) ununterbrochen das größte Vertrauen bewiesen hat. Daß Josef dasselbe vollkommen verdiente, erfuhr Richelieu selbst am meisten zu einer Zeit, in welcher er — ohne Josef — daran verzweifelt hätte, sich auf der Höhe seiner Stellung zu erhalten. — Ein französischer Staatsmann von solcher Einsicht und solchem Einflusse, als Josef besaß, konnte, vielleicht gerade weil er amtlos und unbetitelt war, von einem Gesandten in Paris am wenigsten ungestraft vernachlässigt werden. — Die beiden oben erwähnten Schreiben des französischen Cabinets an d'Avaux finden sich bei Arkenholz („Mémoires concernantes Christine, rheine de Suède", Amsterdam und Leipzig 1751, IV, 311, 316).

ſich, unbefangen und genau geprüft, zwar nicht gerade-hin als ungegründet erweiſt, dem wir aber doch nur in gewiſſem Sinne und in gewiſſer Beſchränkung Gültigkeit zugeſtehen können, wir meinen den Vorwurf, daß in ſeiner Perſon der Gelehrte nachtheilig auf den Geſandten gewirkt habe.

Oefter iſt von Neidern und Feinden de Groot's behauptet und auch in ſpäterer Zeit die Behauptung nicht ſelten leichtſinnig wiederholt worden, daß er, der nach ſeinem eigenen Ausdrucke „Lieblicheres nicht kannte, als die Muſen" (dulces ante omnia Musae), die Geſchäfte ſeiner Geſandtſchaft ſeinen gelehrten Arbeiten hintangeſetzt habe. Aubery du Maurier, wenig eingedenk der Achtung, die er dem alten Freunde ſeines Vaters und ſeines Hauſes ſchuldig war, ſagte: „De Groot verfaßte während ſeiner langen, zwölfjährigen Geſandtſchaft mehrere Werke . . . ., vorzugsweiſe beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen, das Alte und das Neue Teſtament betreffend, was ihn denn nöthigte, ſich in die Bücher zu vergraben. . . . Zu ſpät hatte der Kanzler erwogen, daß dieſer Geſandte ſich von der Geſellſchaft der Lebenden zurückgezogen hatte, und daß er, den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht hindurch nur mit den Todten verkehrend, um gottesgelehrte Werke auszuarbeiten ihm nichts liefern kann, als Neuigkeiten vom Pont-neuf in ſchönem Latein." Wicquefort, nachdem er in ſeinen „Denkwürdigkeiten" geäußert hatte: „Obgleich de Groot durch ſeine Geſandtſchaft den vorher erlangten Ruf gerechtfertigt hat, ſo meinten dennoch ſeine Freunde, er würde ſeine Zwecke noch ſicherer erreicht haben, wenn er den Geſchäften mehr und den Büchern weniger Zeit geopfert hätte", ſagt zur Rechtfertigung dieſer Aeußerung in einem ſpätern Werke: „Ich bewundere, wie

jeder andere den Geiſt, die Rechtlichkeit und die Werke dieſes großen Mannes (de Groot's), und habe überdies noch beſondere Gründe ſein Andenken zu verehren, daher iſt mir nicht in den Sinn gekommen etwas zu ſagen, was ſeinen großen Ruf verkleinern ſollte. . . . Ich weiß, daß ein Mann wie er keine anſtändigere und beſſere Erholung finden kann", als die Wiſſenſchaften gewähren, „aber ich wünſchte, wie ſeine Freunde, daß er wiſſenſchaftliche Arbeiten nicht zu ſeiner fortwährenden Beſchäftigung (occupation) gemacht hätte in einem Amte, welches den ganzen Mann für ſich in Anſpruch nimmt. Weit entfernt, alle Gelehrten von Aemtern dieſer Art ausſchließen zu wollen, wünſche ich, daß alle, die ein ſolches Amt übernehmen, gelehrt wären, vorausgeſetzt daß ſie mit ihrem Wiſſen auch alle übrigen nöthigen Eigenſchaften verbinden." [1]) Mit viel weniger Mäßigung und Milde, als ſich in dieſen Bemerkungen Wicquefort's ausſpricht, iſt die gelehrte Thätigkeit, welche de Groot während ſeiner Geſandtſchaft entwickelt hat, von andern tadelnd beurtheilt worden, und am häufigſten nahm dieſer Tadel die Farbe ſpottender Geringſchätzung und ſchneidenden Hohnes an, meiſtens allerdings mit beſonderm Bezuge auf die Richtung, welche de Groot ſeiner Thätigkeit im Gebiete der Gottesgelehrſamkeit gegeben. Um jedoch fühlbar zu machen, daß ſeine Gelehrſamkeit ihn überhaupt die Stellung eines Geſandten habe vergeſſen laſſen, waren die Gegner zuweilen auch unverſtändig und ſchamlos genug, allerlei Geſchichtchen in Umlauf zu ſetzen,

1) Du Maurier, a. a. O., S. 424. — De Wicquefort, Mémoires touchants les ambassadeurs et les ministres publics (Haag 1677), S. 14. — De Wicquefort, L'Ambassadeur et ses fonctions, S. 167.

deren Gehaltlosigkeit dem Denkenden bald einleuchten mußte, die aber ihren Zweck doch nicht ganz verfehlt hatten, wenn sie auch nur einen Augenblick de Groot in ein lächerliches Licht stellten. So erzählte man sich z. B. als Beweis seiner Untauglichkeit zu allem Hofleben, daß er, wenn man ihn an Hoftagen mit andern Staatsmännern in den Vorzimmern der Großen warten ließ, sich von den Versammelten zurückzuziehen und im griechischen Neuen Testamente zu lesen pflege u. dgl. m. Daß aber derartige Erzählungen bei der gedankenlosen Menge Glauben fanden, sogar als beweisende, ist leicht zu erklären, denn sich einen vollständigen, richtigen Begriff von der damaligen fast nach allen Seiten hin Genüge leistenden Thätigkeit de Groot's zu bilden, konnte von allen gemeinen Köpfen in der That nicht füglich verlangt werden. Gerade das Jahrzehnd seiner Gesandtschaft war es, in welchem er die letzte Hand an seine Bearbeitung der „Anthologie" und seine herrliche „Niederländische Geschichte" legte, eine neue Ausgabe von Prokop's „Geschichte der Vandalen und Gothen" besorgte, nachdem er sich lange mit den Vorarbeiten zu einem „Leben Gustav Adolf's von Schweden" beschäftigt hatte; es war das Jahrzehnd, in welchem er seine „Abhandlungen über den Ursprung der amerikanischen Völker" ausarbeitete, und in welchem er überdies noch den Gegenständen christlicher Gottesgelahrtheit mit erneutem und verdoppeltem Eifer seine Forschungen zuwandte und in seinen „Erläuterungen zum Alten und Neuen Testamente", wie in einer nicht geringen Anzahl kleinerer Schriften für die Erfüllung seines höchsten Wunsches, Wiederherstellung der Einheit der Kirche, mit Aufwand aller seiner großen Kräfte zu wirken nicht abließ. Rechnet man zu allem diesen hinzu, daß er in demselben Zeitraume, in

elchem ihn ſo mannichfaltige, tiefſinnige und umfang-
iche Arbeiten beſchäftigten, mit den Gelehrteſten ſeiner
itgenoſſen in ſtetem Briefwechſel ſtand, ſo könnte ge-
iß nichts weniger überraſchen, als die Thatſache, daß
ſich in den Geſchäften ſeiner Geſandtſchaft bald dieſe,
ld jene größere oder kleinere Vernachläſſigung habe zu
chulden kommen laſſen. Aber es liegt nicht blos durch-
us nichts vor, was zum Beweiſe dieſer Thatſache be-
ut werden könnte, vielmehr dient alles, was wir von
inem geſandtſchaftlichen Leben wiſſen, nur zur Beſtäti-
ung des Lobes, welches wir in Obigem ſeinem Amts-
ifer ertheilt haben, ſondern es haben auch ſelbſt jene
egner de Groot's, welche keinen Anſtand genommen,
m einer Unredlichkeit, namentlich der Zugänglichkeit für
anzöſiſche Beſtechungen zu beſchuldigen, ihm, ſoviel
ekannt, Vernachläſſigung auch nur eines ſeiner eigent-
ichen, offenkundigen geſandtſchaftlichen Geſchäfte niemals
ur Laſt gelegt; immer hat man ſich mit der ganz all-
emein gehaltenen Behauptung begnügt, daß er dem
mte ſeine Studien vorziehe. Wir dürfen hiernach als
rwieſen anſehen, daß in dem eben angedeuteten Sinne
ie gelehrte Thätigkeit de Groot's den ſtaatsmänni-
hen Leiſtungen deſſelben in Paris keinen Eintrag ge-
han hat.

Aber der Wirkungskreis eines Geſandten, ſobald ſeine
Sendung auch nur von einiger größerer Bedeutung iſt,
arf nicht eingeſchränkt werden auf das, was wir eben
ine eigentlichen Geſchäfte genannt haben, und worunter
ir einen großen Theil der Arbeiten ſeines Cabinets,
ntliche Unterhandlungen in mündlicher Rede, perſön-
hes Erſcheinen am Hofe u. dgl. m. verſtanden haben,
ndern es fordert eine ſolche Sendung, daß der Ge-
ndte bei jeder Gelegenheit für die Sache ſeines Hofs

wirke, daß er ſich alſo ſolcher Gelegenheiten nicht
Zurückgezogenheit beraube, vielmehr durch eine angen
Lebensweiſe und ein anſprechendes gewinnendes Ben
ſie oft herbeiführe und überall mit richtigem Takte
benutzen wiſſe. De Groot mußte, wie es ſcheint,
Forderung immer um ſo mehr eingedenk bleiben, j
niger er am franzöſiſchen Hofe ſich ſchon bei ſeine
kunft gern geſehen wußte, und daß ihm viele Eige
ten, welche eine wichtige Geſandtſchaft in dieſem S
vorausſetzt, gemangelt haben, kann durchaus nic
hauptet werden. Schon ſein Aeußeres war nichts w
als unangenehm und konnte am wenigſten ein una
liches genannt werden. Geboren im Jahre 1583, h
zwar das kräftigſte Mannesalter ſchon beim Antritte
Geſandtſchaft überſchritten, aber ſeine äußere Erſch
und ſeine körperlichen wie ſeine geiſtigen Kräfte z
nur von vollkommenſter Entwickelung. Er war, wie
angegeben, von ſchlankem Wuchſe, aber zugleich ſein
derbau kräftig genug, um ihn in der Leichtigkei
welcher er anſtrengende körperliche Bewegungen
viele Leute ſeines Alters übertreffen zu laſſen, unt
Geſundheit, wenn auch nicht immer ungeſtört,
nur ſelten eine ſolche Störung, die ihn längere Zei
durch an dem freien Gebrauche ſeiner Kräfte ge
hätte. Aus ſeinem bräunlichen Antlitze leuchteten
einer hohen Stirn geiſtvolle dunkelblaue Augen, di
war ein wenig gebogen, das Haar hellbräunlich
ganze Aeußere nach der Verſicherung der Zeitge
dem Guſtav Adolf's ähnlich. In de Groot's M
ſeiner Haltung, ſeinem ganzen Benehmen, war der
ſittliche Ernſt, wie die liebenswürdige Milde, di
auszeichnete, unverkennbar ausgedrückt, und nur
mochte auch im ganzen Aeußern unſers de Groo

mißt werden von jener zwangloſen und doch rückſichtsvollen Feinheit der Sitte, die im Verkehr mit den Großen am wenigſten entbehrlich erſcheint, weil ſie in demſelben am öfterſten ein Ziel erreicht, welches nur zu leicht ſelbſt dem größern Verdienſte unerreichbar bleibt, wenn ihm dieſer beſtechende Firnis mangelt. Daß es überdies de Groot längſt ſchon nicht an Gelegenheit zur Uebung in jenem Verkehr gefehlt hatte, wiſſen wir, und oben bereits iſt angedeutet worden, daß er in einzelnen Fällen nicht zu ſtolz war, ſich ſelbſt zu Schmeicheleien gegen die Großen herabzulaſſen. Die Zueignung ſeines „Aratus“ an die holländiſchen Reichsſtände, die lange, ſchwülſtige Rede, in welcher er Anna von Oeſterreich zu ihrer erſten Schwangerſchaft als Geſandter Glück wünſchte, und vornehmlich die Zueignung ſeines „Kriegs- und Friedensrechts“ an Ludwig XIII. beweiſen dies. Wir wollen gern nur einen Ausdruck ſchuldiger Dankbarkeit darin erblicken, wenn er dem Könige ſagt: „Sowie die himmliſchen Geſtirne nicht nur großen Theilen des Weltgebäudes ſtrahlen, ſondern auch auf die einzelnen lebenden Weſen ihren Einfluß auszuüben nicht verſchmähen, ſo haſt du, das gütigſte irdiſche Geſtirn, nicht zufrieden, Fürſten zu erheben und das Los von Völkern zu erleichtern, auch mir, dem das Vaterland die Gunſt entzogen, Schutz und Troſt ſein wollen.“ Aber dieſe Zueignung nimmt fortwährend Bezug auf den Beinamen des „Gerechten“, den man Ludwig ungefähr mit demſelben Rechte gegeben, mit welchem man etwa heute einen König, wenn er auch nicht an die gewaltige Kraft der Ritterzeit, ſondern an Don Quixote erinnert, einen „ritterlichen“ nennt, und ſetzt dem Geprieſenen auseinander, wie ſehr er jenen Beinamen verdiene, „weil er ſeinem über allen Ausdruck großen Vater nachahme,

weil er Unterthanen, welche die Unbekanntſchaft mit ſeinem Wohlwollen den Pfad der Pflicht hatte überſchreiten laſſen, nichts entziehe, als die Gelegenheit zu neuen Vergehungen, weil er keine Gewaltthätigkeit übe gegen diejenigen, welche über Religionsgegenſtände eine von der ſeinigen abweichende Anſicht hegen, und weil endlich ſein Privatleben mitten in einem mit ſteter Verführung drohenden Glanze dergeſtalt übereinſtimme mit ſeiner Regierung, ſo rein und unſchuldig, ſo von jedem Fehltritte frei ſich darſtelle (ita ab omnibus culpis immunem se praestat), daß es nicht blos von den Menſchen, ſondern auch von himmliſchen Geiſtern (aesthereae mentes) bewundert zu werden würdig ſei". Wie wenig dieſes überſchwengliche Lob im Leben Ludwig's XIII. ſeine Beſtätigung findet, iſt bekannt; wenn es aber zuletzt den Lobredner zu dem Ausrufe hinreißt: „Dies heißt nicht blos den Namen des Gerechten, ſondern ſchon in dieſem Leben den des Heiligen verdienen, einen Namen, welchen das einſtimmige Urtheil der Frommen Ihren Ahnherren, Karl dem Großen und Ludwig, nach dem Tode beigelegt hat; dies heißt der allerchriſtlichſte König ſein, nicht nach öffentlichem Rechte, ſondern nach eigenem, perſönlichen", ſo liegt vollends am Tage, daß die Sprache dieſes Widmungsſchreibens nicht die ſeiner Ueberzeugung geweſen ſein kann, und wir möchten zur Ehre des Königs wünſchen, daß eben deshalb die Zueignung jenes weltberühmten Werks von Ludwig unbelohnt geblieben wäre. Daß Schmeicheleien vom Gehalte der ebenerwähnten mit der Rolle eines feinen Hofmannes unbedingt unvereinbar ſeien, dürfen wir nicht behaupten, nachdem noch dem größten Herrſcher unſers Jahrhunderts Derartiges von den vollendetſten Hofleuten und den gewiegteſten Staatsmännern geboten worden iſt, ohne eine misfällige Auf-

hme zu finden. Aber wenn de Groot bei einzelnen
rlichen Gelegenheiten in den ſtärkſten Ausdrücken, über-
upt — es läßt ſich nicht leugnen — in einer Weiſe,
ſeiner nicht ganz würdig war, den Großen geſchmeichelt
t, ſo ſtand damit im ganzen ſeine Denkart und ſeine
ammte Handlungsweiſe, namentlich ſein Auftreten in
: großen und feinen Welt, welcher er als Geſandter
gehörte, durchaus nicht im Einklange. Am liebſten
chte er in der vornehmen Geſellſchaft nur eben bei
en einzelnen feſtlichen Gelegenheiten eine Rolle ſpielen,
ı ſeinen Verhältniſſen ganz angemeſſenes großes Haus
machen war er wol bis zum Jahre 1640 durch noth-
ndige Rückſichten auf den damit verbundenen Koſten-
ſwand verhindert; aber ſchwerlich allein durch dieſe
ckſichten, denn wir ſehen ihn auch nach dieſem Zeit-
nkte wenig oder gar keinen perſönlichen Antheil an dem
reiben der höhern Kreiſe der franzöſiſchen Geſellſchaft neh-
en. Richelieu ſagt in ſeinem „Politiſchen Teſtamente“:
Der Fleiß eines Staatsmannes fordert nicht unaus-
ſetzte Beſchäftigung mit Staatsgeſchäften .... er er-
ubt alle diejenigen anſtändigen Zerſtreuungen, welche
: Angelegenheiten, mit welchen der Staatsmann ſich
rzugsweiſe zu beſchäftigen hat, nicht aus dem Auge
rlieren laſſen, denn ihnen muß ſein Geiſt, ſeine Ge-
nken und ſeine Neigung dergeſtalt zugewendet ſein,
ß er ein größeres Vergnügen nicht kennt, als das
reichen ſeiner amtlichen Zwecke.“ Was mit dieſen
orten der Cardinal insbeſondere von den Staats-
then fordert, findet ſicher die vollſte Anwendung auch
f Geſandte, und es ließe ſich mit Bezug auf dieſe zu
m Geſagten wol noch hinzufügen, daß die erwähnten
nſtändigen Zerſtreuungen“ zuweilen höchſt erſprießliche
nnäherungen zwiſchen Staatsmännern herbeiführen, die

ſich amtlich mehr oder weniger feindlich entgegenſtanden und daß ſelbſt manches dornige Geſchäft glücklicher eingeleitet wurde oder zur Reife gelangte in den Stunden eines heitern, geſellſchaftlichen Lebensgenuſſes als in Schweiße ſauerer Arbeit oder in der Stunde eines feierlichen Empfangs. Wie aber hätte zu ſolchen „Zerſtreuungen" nach allem vorher Geſagten de Groot noch die nöthige Zeit finden können, wenn ihm auch ſeine Neigung nicht widerſtrebt hätte? Kaum in Paris angelangt ſchrieb er (am 5. März 1635): „Ein großer Troſt gegen die widerwärtigen Hofangelegenheiten (aulica taedia) gewährt mir die Unterhaltung mit den wiſſenſchaftlich gebildetſten Männern, welcher ich gern widme was ich nur von Zeit bei den Geſchäften erübrigen kann" und ſchon am 9. deſſelben Monats an Saumaiſe: „Sobald ich die erſten Geſchäfte beſorgt haben werde, hoffe ich ſo viel Muße zu finden, daß ich zu unſern Wiſſenſchaften Zuflucht nehmen kann."

Leichter begreiflich kann kaum irgendetwas ſein, als dieſe und ähnliche Aeußerungen de Groot's, ſein Widerwille gegen manches ſeiner amtlichen Geſchäfte und die Entſchädigung für den Ekel an denſelben, die er einzig in den Wiſſenſchaften fand. Wir glauben eine ungerechte Bitterkeit in dem Ausſpruche eines geiſtvollen Schriftſtellers der Neuzeit zu finden: „Kein traurigeres Handwerk als das der gewöhnlichen Geſandten bei den Höfen! Sie ſind blos diplomatiſche Spione, Neuigkeitsforſcher und gegenſeitige Auflauerer. Man ſpürt an ihnen, wie bei allen Handwerkern, das Gewerbe, welches ſie treiben", und kaum errathen wir, aus welchem Grunde Wicquefort ſagen konnte: „Vielleicht giebt es im ganzen weltlichen Verkehr keine komiſchere Figur (personnage plus comique), als den Geſandten." Aber was in der erſtern

Behauptung Wahres liegt, wird man darum nicht verkennen dürfen, und wenn der letztgenannte Schriftsteller an einer andern Stelle seines Werkes sagt: „Man kann nicht leugnen, daß ein guter Gesandter zugleich eine große Theaterfigur sei, und daß er, um auf seinem Posten zum Ziele zu gelangen, ein wenig Schauspieler sein muß“ [1]), so wird dies keinen Widerspruch zulassen. Ebendeshalb aber können wir uns auch nicht verbergen, daß de Groot sich selbst am richtigsten beurtheilt hat, als er sagte: „Ich bin nicht für den Hof geschaffen.“ Zu der Sprache eines schmeichelnden Fürstendieners sich in einzelnen feierlichen Stunden zu erheben oder vielmehr zu erniedrigen, lag, wie wir gesehen haben, nicht außer seinem Vermögen, mit beinahe ängstlicher Pünktlichkeit besorgte er die eigentlichsten Geschäfte seines Amtes; aber er übersah, daß viele Stunden seiner gelehrten Zurück-

1) C. G. Jochmann, a. a. O., I, 137. — De Wicquefort, L'Ambassadeur et ses fonctions, I, 10; II, 3. — Die eben erwähnte Jochmann'sche Schrift enthält (II, 97) auch eine denkwürdige Prophezeiung in Betreff unsers Gesandtschaftswesens, die wol bis auf einen gewissen Grad in Erfüllung gehen könnte: „Die Menge der jetzt auf Kosten der Völker unterhaltenen Großbotschafter, bevollmächtigten Minister, Gesandten u. dgl. m. gehören offenbar nur zum diplomatischen Luxus. Vor hundert Jahren noch waren sie wegen Mangel des Postwesens, wegen Schwierigkeit und Langsamkeit der Communicationen der Länder eine kostspielige Nothwendigkeit, und sie gingen zu andern Höfen, wenn unterhandelt oder etwas ausspionirt werden sollte. Was den letztern Auftrag betrifft, glaube ich, werden viele jener diplomatischen Stellen, ehe ein Jahrhundert verstreicht, durch die periodische Presse, bei Vermehrung der Telegraphen, Dampfwagen, Dampfschiffe, Eisenbahnen als völlig unnütz abgeschafft werden. Schon heutigen Tags ist es so weit gekommen, daß nicht wenige diplomatische Agenten ihre Depeschen aus Zeitungen und Stadtgesprächen zusammenstoppeln und ihre politische Frau-Baserei mit gravitätischem Tone ihren allerhöchsten Behörden verkünden. — Schon Canning sagte: die besten Kundschafter in Frankreich, die man in England halten kann, sind die pariser Zeitungen.“

gezogenheit von der Gesellschaft gewissermaßen auch dem Amte gehörten, dem er sie entzogen, und daß er diesem nur in lebendigem Verkehr mit der Welt, nur in einer von amtlichen Verhandlungen niemals zu erwartenden Annäherung an Kreise, in welchen seine Gegner sich bewegten, vollkommen Genüge leisten konnte. Es ist daher in diesem Sinn allerdings nicht mit Unrecht gesagt worden, daß er seine Stellung als Gesandter in ihrem ganzen Umfange richtig aufzufassen und diese Auffassung sein ganzes Thun und Lassen in Paris anzupassen durch die Treue gehindert worden sei, die er frühzeitig den Musen gelobt und bis ans Ende seiner Tage bewahrt hat. Was seine Neigung zur Zurückgezogenheit nothwendig noch um vieles vermehrte, war die mistrauische argwöhnische Gemüthsstimmung, welche sich seiner im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten seines Lebens mehr und mehr bemächtigt hatte und in den Jahren seiner Gesandtschaft vornehmlich auch durch den tiefen Verdruß genährt wurde, den es ihm erregte, sich in Betreff von Religionsangelegenheiten verkannt zu sehen. Sollte er dieses Mistrauen zuletzt auch nicht, wie behauptet worden, auf seine besten und treuesten Freunde, wie namentlich Dupuy, ausgedehnt und den Verdacht gehegt haben, daß ihre Besuche keinen andern Zweck hätten, als ihn auszuhorchen und seine Aeußerungen Richelieu zu hinterbringen: so ist doch gewiß, daß allmählich an die Stelle seines frühern sanften, leutseligen Benehmens eine gewisse schroffe, schneidende Heftigkeit getreten ist, welche von Unkundigen leicht als Frucht des Hochmuths angesehen wurde. Daß übrigens seine Versuche, irgendeinen Zweck seiner Sendung — ohne Richelieu — unmittelbar durch den König zu erreichen, mißlingen mußten, ist schon oben bemerkt worden; aber auch

von der übergroßen Strenge, mit welcher er Anſtandsformen überwachte, die gegen ihn, als Vertreter der alten Krone Schwedens, nach ſeiner Meinung nicht im geringſten verabſäumt werden konnten, ohne die Würde jener Krone zu beeinträchtigen, durfte er ſich nichts Beſſeres verſprechen. Höchſt wahrſcheinlich würde ein anderer ſchwediſcher Geſandter, vielleicht weniger bieder als de Groot, aber dieſem in den Künſten eines feinen Hofmanns überlegen, Mittel gefunden haben, zu vereinigen, was jene Würde wirklich forderte, mit der unerlaßlichen Rückſicht auf die Vortheile, welche wol nur bei einem guten Vernehmen mit den Miniſtern Frankreichs und vor allem mit dem Cardinal, erreichbar waren. Ein Vergleich, den man in dieſen Beziehungen z. B. zwiſchen de Groot und jenem Chanut anſtellen würde, der ſeit 1645 als franzöſiſcher Geſandter an Chriſtinens Hofe eine glänzende Rolle ſpielte, könnte nicht zum Vortheile des Erſtern ausfallen. Beide erinnern uns an Wicquefort's Ausſpruch: „Ein Gemiſch von Förmlichkeiten, Wohlanſtändigkeiten und Rückſichten kann wol einen politiſchen Pedanten bilden, nicht aber einen vollkommenen Geſandten, der ein durchaus feiner Mann, ganz der Hofſitte entſprechend (parfaitement galant homme, c'est-à-dire, un homme fait à la mode de la cour) ſein muß.“ Auch ein Sohn unſers de Groot, jener Peter de Groot, von welchem Wicquefort ſagen konnte: „Niemals wohnte eine ſo ſchöne und ſo große Seele als die ſeinige in einem ſo misgebildeten Körper“, hat als holländiſcher Geſandter in Kopenhagen, Stockholm und Paris ſeinen Beruf zu einer ſolchen Stellung um vieles erfolgreicher als ſein Vater bewährt. [1])

1) De Wicquefort („Mémoires touchants les Ambassadeurs

Oft iſt als Beweis, daß de Groot ſeine Aufgabe als Geſandter vollkommen gelöſt hat, die ihm ſo lange bewahrte Gunſt Oxenſtjerna's und die Geſchichte der Entfernung de Groot's von ſeinem Geſandtſchaftspoſten angeführt worden; wir glauben dieſem Beweiſe nicht volle Gültigkeit zugeſtehen zu können, obwol wir zugleich anerkennen müſſen, wie wir auch bereits hinlänglich angedeutet haben, daß das Verfahren des Kanzlers in Betreff der fraglichen Geſandtſchaft manches räthſelhaft läßt. Mit Bezug auf das, was wir über dieſen Gegenſtand ſchon oben bemerkt haben, erinnern wir hier nur noch zuvörderſt daran, daß Oxenſtjerna zwar triftige Gründe hätte finden können, de Groot zeitig von ſeinem Geſandtſchaftspoſten zurückzurufen, nicht aber eigentlichen Grund zum Tadel eines Geſandten, der alle ihm ertheilten Aufträge mit ebenſo viel Eifer als Pünktlichkeit vollzog, den er überdies anderweitig ſehr hoch ſchätzte, und der, wie er ſehr wohl wußte, durch ein tadelndes Schreiben ſeinen wahrhaft verehrten Gönners ſehr ſchmerzlich berührt worden wäre. Zu dieſen Erwägungen mögen denn wol noch andere, namentlich auf die Perſon des Cardinals bezügliche, verſtärkend hinzugetreten, und Oxenſtjerna durch alles dies beſtimmt worden ſein, in ſeinen Schreiben an de Groot immer nur das wohlverdiente Lob eines ausgezeichneten Dienſteifers auszuſprechen und vielleicht was weniger an ihm gefiel, mit Stillſchweigen zu übergehen, weil es ſchwerlich noch in der Macht des hoch-

---

et les Ministres publics", S. 14) ſagt mit Bezug auf Hugo de Groot: „Au contraire son fils, qui n'a de l'étude que ce qu'il faut pour former un galant homme a acquis et avec justice la réputation d'un des plus adroits négociateurs, que les provinces unies aient eu depuis que leur état subsiste. Il en possède toutes les qualités" etc.

bejahrten Gelehrten gelegen hätte, Anforderungen zu entsprechen, die ſich mehr auf ſeine Stellung und Haltung im allgemeinen, als auf einzelne Angelegenheiten des Amtes bezogen hätten. Daß es ſich eben ſo und nicht anders mit den immer erneuten Verſicherungen der Zufriedenheit des ſchwediſchen Cabinets verhalten hat, iſt um ſo wahrſcheinlicher, als dem Belobten vom Hofe endlich „Gehülfen" zugeſandt wurden, die nicht dieſen Namen, ſondern den lauernder Kundſchafter verdienten, und in welchen auch de Groot die Vorboten ſeines Falles nicht verkannt hat. Um die Zeit dieſer Sendungen wenigſtens iſt die Geſinnung Oxenſtjerna's gegen de Groot als Geſandten ohne Zweifel nicht mehr eine vollkommen günſtige geweſen, und davon mag man ſchwerlich mit Unrecht einen Grund auch in den kirchlichen Beſtrebungen de Groot's zu finden geglaubt haben. Der ſchwediſche Kanzler misbilligte den Wunſch der Kircheneinigung nicht, ſondern er theilte ihn, obwol Kenntniß der Welt und der Menſchen den Erfahrenen wenig oder gar nicht an die Möglichkeit der Erfüllung glauben ließ; aber die Anſichten, zu welchen de Groot auf dem Wege ſeiner gottesgelehrten Forſchungen endlich durch jenen Wunſch geführt worden war, welche ihn den Papſt und die Kirchenherrſchaft überhaupt als nothwendig und die Anrufung der Heiligen ſowie den Bilderdienſt mindeſtens als zuläſſig anerkennen ließen, welche ihn gegen Proteſtanten, die ſeine vermittelnden Anſichten in Angelegenheiten der Kirche nicht theilten, wie namentlich gegen Chemnitz, zu einer gehäſſigen Bitterkeit verleiteten, und welche ſomit den dringenden, wenn auch irrigen Verdacht ſeines nahen oder ſchon erfolgten Uebertritts zur katholiſchen Kirche erweckten und täglich weiter verbreiteten, konnte in Schweden nicht beifällig aufgenommen

werden, und der Reichskanzler hat sie zuverlässig als die Ansichten eines hochgestellten schwedischen Staatsbeamten, den er immer durch besondere Gunst ausgezeichnet, entschieden gemisbilligt. So sah der vielfach Angefeindete sich endlich auch des Schildes beraubt, welches ein Jahrzehnd hindurch ihn gegen unzählige giftige Pfeile des Hasses und des Neides geschützt hatte; er selbst hatte den Feinden eine neue scharfe Waffe in die Hand gegeben, und obwol Hof und Cabinet von Stockholm nicht aufhörten, ihm Versicherungen der vorzüglichsten Zufriedenheit und vollkommensten Gewogenheit zu ertheilen: so dürfen wir dennoch als Thatsache betrachten, daß sein Entlassungsgesuch am schwedischen Hofe so wenig unwillkommen als unerwartet eingegangen ist.

Auch das Benehmen, welches Christine, die Königin, gegen de Groot beobachtete, als er aus Frankreich in Stockholm angelangt war, ist gewiß immer misverstanden worden, so oft man es als Beweis wahrer und vollkommener Zufriedenheit der Herrscherin mit den Leistungen ihres Gesandten betrachtet hat; eine genauere Erwägung lehrt, daß es beinahe ebenso wenig ein Zeugniß dieser Zufriedenheit, als der Ungnade, enthält. Allerdings hatte er vor seinem Abgange aus Frankreich melden können: „Die Königin von Schweden hat ein Schreiben an mich erlassen, in welchem sie mir großes Lob und große Versprechungen ertheilt; auch hat sie in einem Schreiben an die regierende Königin (von Frankreich) meiner Treue und Klugheit vollgültige Zeugnisse ausgestellt", und ebenso in einem andern Briefe: „Der Brief, den unsere Königin an die (französische) regierende Königin, mich betreffend, geschrieben hat, ist so ehrenvoll, als irgendeinmal einer geschrieben worden ist. Unsere Königin verspricht mir große Belohnungen und läßt mich

warten, daß ſie auch ſpäterhin der guten Dienſte nicht
neingedenk ſein werde, die ich während ihrer Minder-
hrigkeit geleiſtet habe." Dem in Wismar Angelang-
n bereitete General Wrangel einen feierlichen Em-
ng, auch Oxenſtjerna ließ es an Achtungsbezeigungen
gen ihn nicht fehlen, die Königin ſelbſt eilte von Up-
la nach Stockholm, um dort den berühmten de Groot
erſönlich kennen zu lernen, gewährte ihm mehreremale
n ſehr gnädiges Gehör, machte ihm bei ſeinem Ab-
ange von Schweden ein Geſchenk an Geld und Silber-
eräthe, und hat auch ſpäterhin in einem an die Witwe
e Groot's gerichteten Schreiben, in welchem ſie ſich
amoureuse des écrits de mon Grotius" nennt und
rch welches ſie ſich den Beſitz der nachgelaſſenen Bücher-
häße des Verewigten ſicherte, mit großer Achtung von
m und ſeinen Verdienſten geſprochen. Aeußerungen
s Misfallens, bezüglich auf ſeine Amtsführung in
aris, hat weder Chriſtine noch Oxenſtjerna ihn ver-
ehmen laſſen. Daß aber alle jene Zeichen der größten
chtung dem weltberühmten Gelehrten galten und dem
euen Staatsdiener, der als Geſandter geleiſtet hatte,
as er nach ſeiner ganzen Perſönlichkeit zu leiſten ver-
ochte, daß ſie nicht als Ausdruck vollkommenſter, beſon-
rer Zufriedenheit mit jenen Leiſtungen angeſehen wer-
n konnten, dürfen wir wol als thatſächlich erwieſen an-
hen. Es wurde ihm ein neuer Geſandtſchaftspoſten
cht, wie er erwartet zu haben ſcheint („Regina alibi
ea opera vult uti", hatte er geſchrieben), anvertraut,
s reichlichſt ihm ertheilte Lob führte lange zu keiner
rklärung über die amtliche Stellung, die man jetzt ihm
uzuweiſen gedenke. Erſt nachdem er, müde dieſer Zö-
rungen und, wie er glaubte, ein Gegenſtand des Nei-
s für die Hofleute, die ihn zu einer hohen Stellung

berufen zu ſehen fürchteten, wiederholt um die Erlaub
Schweden zu verlaſſen, gebeten hatte, bot ihm Chri
einladend an, als Staatsrath in ihrem Königreich
bleiben. Daß er von dieſem Anerbieten keinen Gebr
machen würde, war mit Wahrſcheinlichkeit vorherzuſ
da er über den ungünſtigen Einfluß des nordiſchen
mas auf ſeine Geſundheit geklagt hatte. — Wir fol
nun aus allem bisher Geſagten, daß die Königin
die größte Unbilligkeit, ja ohne offenbare Ungerechti
de Groot nicht mit ihrer Ungnade hätte belaſten kön
und dürfen, daß dies nicht geſchehen iſt, Chriſtinen
fern einigermaßen zur Ehre anrechnen, als ihre Nei
gen gerade dem Lande zugewandt waren, in welchen
Geſandter ſeine undankbarſte Rolle geſpielt hatte.
wir müßten Schein und Weſen miteinander verwed
wollten wir aus dem Geſagten folgern, daß de Gro
jener Rolle bis zu ſeinem Abtreten vom Schau
Oxenſtjerna und ſeine Königin vollkommen befri
habe, und immer wird es daher nur um ſo mehr bed
werden müſſen, daß er ungezählte koſtbare Stunden ſ
Lebens in einem Amte verloren hat, in welchem er
vielfach Unerſetzliche und Unübertreffliche, wol ohn
ſondere Schwierigkeit hätte nicht blos erſetzt, ſondern
übertroffen werden können. [1])

---

1) Wir haben, einleitend in den vorliegenden Aufſatz, vo
abweichenden Urtheilen geſprochen, die über de Groot's geſandt
liche Leiſtungen gefällt worden ſind; es dürfte nicht überflüſſig
hier noch ein Wort über dieſen Gegenſtand beizufügen. Die
nes Grotii vindicati" und Cattenburgh's oben angeführtes
ſind unbedingte Lobreden auf de Groot und können deshalb hier
in einigen Betracht kommen. Auch Leibniz („Opera omnia. S
Lud. Dutens", Genf 1768) erklärt (V, 355) ſchlechthin: „Gr
male tractasse negotia calumnia Auberii fuit", und (V,
„Qui Grotium ad negotia status plane aptum fuisse cre

runt, decepti sunt a quibusdam malevolis. Acta eius aliud clamant", eine Erklärung, welche, wie man sieht, nicht ausdrücklich von den gesandtschaftlichen Leistungen de Groot's spricht, und von den beweisenden Thatsachen, auf welche sie Bezug nimmt, keine angibt. Ebenso bewundert Schröckh in de Groot nicht weniger den Gesandten als den niederländischen Staatsmann und den Gelehrten. Burigny dagegen rühmt zwar ebenfalls de Groot auch als Gesandten, deutet aber doch wenigstens an einigen Stellen seines Werks an, daß eine zu weit getriebene argwöhnische Peinlichkeit de Groot am französischen Hofe zuweilen irre geleitet habe. — Du Maurier's leichtsinnige Anklagen tragen im ganzen das Gepräge einer böswilligen Oberflächlichkeit zu deutlich an sich, als daß sie überzeugen könnten, sie würden aber vollends alle Bedeutung verlieren, wäre erwiesen, daß Du Maurier, wie man versichert, sich an Richelieu verkauft hatte. Le Vassor in seiner „Histoire de Louis XIII." (V, 130) vertheidigt zwar verdientermaßen de Groot gegen die Beschuldigung, er habe nur Neuigkeiten von Pont-Neuf an Oxenstjerna gemeldet: „Dieser Spötter (der Urheber der Beschuldigung) hatte niemals die Briefe de Groot's gelesen, oder wußte auch wol nichts von der Geschichte Ludwig's XIII. seit der Ankunft dieses Gelehrten in Paris", freilich habe de Groot dem Kanzler auch manche falsche Nachricht gegeben, wer aber die de Groot'schen Briefe mit Ueberlegung lese, werde sich bald überzeugen, „daß sie die geheimsten Ereignisse aus der Zeit jener Gesandtschaft mit großer Feinheit und Scharfsinn, wenn auch nur in wenigen Worten berührten". Aber diese Vertheidigung hat Le Vassor nicht abgehalten, an einer andern Stelle jenes Werks (II, 333) zu erklären: „De Groot war ein ebenso schlechter Unterhändler (mauvais négociateur), als er ein geschickter Schriftsteller (habile écrivain) war." (Uns dünkt, mit dem letztern sei zu wenig, wie mit dem erstern zu viel gesagt.) — Marquis d'Argenson hat in seinen „Loisirs d'un ministre" und „Essays" (II, 206) seine Anklage de Groot's, des Staatsmannes (von dem Gesandten spricht er nicht), bis zu einer lächerlich frechen Behauptung gesteigert, wenn wir folgender Angabe der „Biographie universelle" (Artikel: Grotius) vertrauen dürfen: Le marquis d'Argenson dans ses prétendus «Loisirs» etc., après avoir traité Grotius de «prétendant, qui ne frequentait que les pédants de l'université», lui, que les Desmares, les de Thou, les Bignon, les Duvair, les Dumaurier, les Dupuy, les Casaubon, les Peiresc, les Saumaise se félicitaient d'avoir pour ami, ajoute, qu'il «écrivait aux États-généraux en beau Latin des nouvelles puisées dans les plus mauvaises sources», lui, qui sous aucun rapport n'a jamais eu à entretenir de nouvelles les États-généraux, «parceque» (et ceci est le comble du ridicule) «il ne savait écrire, ni en français, ni même en hollandais»." (In zwei mir vorliegenden Abdrücken jener Schrift habe ich die oben angeführte Stelle vergebens gesucht.) Aber auch der verständige Ausspruch Geri-

fier's („Tableau de l'histoire générale des Provinces unies", V, 518): „De Groot wußte sich mit so viel Verständigkeit u schick (sagesse et dextérité) zu benehmen, daß er sich (als Ges zehn Jahre lang auf seinem Posten behauptete, mitten unter de nigsten Verhandlungen", bedarf wol der Berichtigung, die sich serer obigen Darstellung von selbst ergibt. — H. L. Freiherr von teda („Literatur des gesammten, sowol natürlichen als positive kerrechts", Regensburg 1785, S. 177 fg.) hat zwar das albern chen von de Groot, der am Hofe im Neuen Testamente liest, aufgenommen (die Entstehung dieses Märchens läßt ohne Sch keit eine Erklärung zu, nach welcher auch nicht ein Schatt Lächerlichkeit auf de Groot fällt), irrt auch wol in der M es mochte de Groot, „der einen großen Theil seiner Zeit de sinnigsten theologischen und kritischen Untersuchungen des Alt Neuen Testaments widmete ...., zu Zeiten an der bei den verwickelten damaligen Staatsgeschäften nöthigen Betriebsa fehlen", behauptet aber schwerlich mit Unrecht, daß de Gr Verkehr mit dem Cardinal „zum Nachtheile der Geschäfte" a chen hat, und bemerkt ebenso richtig, daß im allgemeinen de die Erwartungen, die man von ihm als Gesandter gehegt, nic erfüllt habe, woran, wie es scheine, die Schuld theils der Lage der theils aber auch ihm selbst beizumessen sei. — Auffallend fanden Aeußerungen Luden's über die fragliche Gesandtschaft. Nachdem er S. 237) des „Mauvais négociateur" Le Vassor's erwähnt hat, „Andere urtheilen, nicht ganz mit Unrecht, auf dieselbe Weise." selben Blattseite lesen wir aber auch: „Daß sich de Groot der W Reichskanzlers nicht unwerth bewiesen, würde schon daraus daß er zehn Jahre, ungeachtet aller Verleumdungen und Mad nen, im ganzen zu Oxenstjerna's und Schwedens Zufriedenh in seiner Würde zu behaupten wußte. Ueberhaupt läßt sich v einem Manne wie de Groot nichts anderes erwarten, als daß Vorsicht, Thatkraft und Genauigkeit alles angewendet habe was er für seines neuen Vaterlandes Wohl nur irgend thun zu glaubte. Aber de Groot that das auf seine Weise, und die war n solche, daß sie den Beifall des französischen Hofs hätte haben k Bei diesem Ausspruche darf gewiß nicht übersehen werden, daß d keineswegs nach eigenem Wunsche und Willen, sondern nach d schlüssen Oxenstjerna's zehn Jahre lang Gesandter in Paris gew daß Diensteifer, redlichster Wille und selbst ein großes M Einsichten noch keinen vollkommenen Gesandten bilden, und da de Groot auf seine Weise dem schwedischen Hofe nützlich zu gestrebt hat, die Frage sich nothwendig aufdringt, ob dies die richtige, den Ansprüchen und dem Vortheile Schwedens a sensteste war. Wir haben gerade diese Frage durch den vorli Aufsatz verneint und glauben unsere Antwort nicht durch chende Gründe unterstützt zu haben.

# V. Die Grafen von Königsmark.

Die Königsmark kommen unter dieſem Namen zuerſt in der Mark Brandenburg vor, wo ſie ſich auch bis heutigen Tags in Blüte erhalten haben. Alte Tradition zählt ſie zu den deutſchen Kriegsmannen, welche bei der allmählich durchgeführten Unterwerfung der dortigen Slawen unter deutſche Herrſchaft und Sitte daſelbſt angeſetzt und beſtimmt wurden, von ihren Burgwarten aus das bezwungene Volk in Gehorſam zu halten und das Land gegen die Einbrüche der ferner wohnenden noch ungebändigten Stämme zu ſchützen. Die Verwandtſchaft des Wappens einer Anzahl von Adelsfamilien, deren Stammſitze, nämlich die Ortſchaften, von denen ſie ihren Namen führen, ſämmtlich in ein und derſelben ganz vornehmlich für jenen Zweck geeigneten Gegend liegen, der Möllendorf, Rohr, Beuſt, Königsmark u. a., macht es wahrſcheinlich, daß ſie urſprünglich aus Einem Geſchlechte ſtammten, und die Vermuthung hat vieles für ſich, daß ſie aus Thüringen kamen und dem dort längſt verſchwundenen Geſchlechte derer von Rohrbach entſproſſen, deſſen Wappen daſſelbe war, deſſen Name in einem Dorfe jener Gegend und vielleicht zur Hälfte in dem Namen

der Rohr fortlebt. Urkundlich zuerst kommt 1225 ein Henricus de Kongesmark vor. [1])

Wie die meisten jener Geschlechter, waren auch die Königsmark kriegerischer Natur und haben sich vielfach im Kriege hervorgethan. Dies vornehmlich im brandenburgischen, im kaiserlichen und im schwedischen Dienste. Während der Hauptstamm sein weniger glänzendes, aber immerhin wirksames und gesichertes Dasein in der Mark fortsetzte, von wo aus denn einzelne Glieder sich auswärts und vornehmlich im Dienste des Kaisers versuchten, der damals auch märkischen Edelleuten noch ein vaterländischer Dienst, der vertrauteste und geehrteste war [2]), und Ruhm und Beute von da nach Hause zu bringen suchten, einzelne auch wol sporadisch in Nachbarlande, namentlich nach Sachsen übersiedelten, wo das Geschlecht doch niemals hat dauernd einwurzeln wollen, haben sich zu zwei verschiedenen malen Zweige des Stammes nach Schweden hinübergezogen, sind dort vollständig eingebürgert und zu hohem Glanze und Ansehen gediehen, beide aber, nach längerm Bestande, wieder untergegangen. Zuerst soll 1346 Johann Königsmark nach Schweden gekommen sein, wo man ihn durch die Hand der Marie Sture, des Reichsraths Edmund Sture Tochter, mit diesem mächtigen Geschlechte zu verknüpfen und an Schweden zu fesseln gewußt habe. Sein Sohn Christian wurde Reichsrath und Statthalter von Westgothland, wo er, nebst seinem ältesten Sohne, am 24. Febr. 1389

1) Beckmann, Anhaltinische Chronik, I, 529.

2) Damals hielt man noch nicht den Kampf für „die österreichischen Nebenländer" für eine undeutsche Sache und würde nicht im Traume daran gedacht haben, einer Einverleibung Ungarns und Siebenbürgens in das Reich zu widerstreben. Italien vollends war ja de jure ein Reichsland.

n der Schlacht wider die Dänen bei Schloß Arelwalde, n der König Albrecht und Prinz Erich gefangen wur- en, tapfer kämpfend den Tod fand. Dieſes Chriſtian weiter Sohn Albert, gleichfalls Reichsrath, pflanzte den Stamm fort. Sein Sohn Johann ward Reichsrath, Gouverneur von Wermeland und Dalen und, mit Anna Waſa vermählt, der Ahnherr eines zahlreichen Geſchlechts, eſſen Häupter unter den erſten des Volks ſtanden, deſ- en Söhne und Töchter ſich fortdauernd mit den ange- ehenſten Familien verbanden, das aber im 17. Jahr- undert mit dem Reichsrathe Beuſt Königsmark im Mannesſtamm erloſch.

Vollkommen unabhängig von dieſer vornehmen Ver- wandtſchaft, lediglich durch die eigene Kraft und die Gunſt der Zeitlage und des Kriegsglücks, ſchwang ſich in anderer Königsmark gleichfalls in Schweden zu noch höherm Ruhm und Beſitz empor, und begründete einen Glanz der Familie, der wol blendender ſtrahlen, aber freilich auch raſch und blutig wieder verſchwinden ollte. Johann Chriſtoph von Königsmark ſtammte von Rutger Königsmark, der um 1530 auf Kitzlin in der Mark ſaß und dieſes Beſitzthum ſeinem Sohne Andreas Joachim Chriſtoph [1]) und ſeinem Enkel Chriſtoph Konrad vererbte, welche beide dem Kaiſer wider die Türken dien- en. Dem Konrad wurde von Beatrix Eliſabeth von Blumenthal am 25. Febr. 1600 Johann Chriſtoph geboren, er ſeine Jugendbildung an Herzog Friedrich Ulrich's zu Braunſchweig Hofe erhielt, bei Ausbruch der böhmiſchen Unruhen aber im kaiſerlichen Heere Kriegsdienſte nahm und als Reiter in das Regiment des Herzogs Julius Hein- rich von Sachſen-Lauenburg trat. In dieſem Dienſte

1) Vermählt mit Dorothea von Bülow.

war er allmählich zum Rittmeister aufgerückt, als das Auftreten Gustav Adolf's auf deutschem Boden ihn bestimmte, den kaiserlichen Dienst mit dem schwedischen zu vertauschen, der den Protestanten nicht blos befreundeter, sondern auch seiner Beförderung günstiger war. Königsmark wurde zunächst in des Generalmajors Wolf Heinrich von Baudiß [1]) Dragonerregiment Oberstwachtmeister und dann in des Obersten Klaus Dietrich von Speerenreuter [2]) Regiment Oberstlieutenant. Er verstand es, dieses Regiment, als nach dem prager Frieden mehrere deutsche Regimenter deutsche Kriegsherren suchten und namentlich in lüneburgische Dienste traten, bei Schweden zu erhalten. Seinem deutschen Vaterlande hat er mit diesem den Fremden geleisteten Dienst freilich wenig genutzt, wie er denn überhaupt zu den schlimmen Geisseln gehört hat, durch welche Deutschland zu jener Zeit für

1) Von dem aus der Oberlausitz stammenden holsteinischen Zweige dieses Geschlechts. Er trat zuerst in dänische Dienste, wo er 1625 Oberst ward, schloß sich den Schweden an, wie diese sich in die deutschen Händel einmischten, ward Generalmajor; 1631, wo er bei Werben verwundet ward, Generallieutenant; 1632 Feldmarschall der schwedischen Armee in Niedersachsen, mit der er aus Westfalen einen glücklichen Streifzug bis über den Rhein machte. Im Jahre 1638 entsetzte er das von den Spaniern belagerte Andernach, verließ aber dann den schwedischen Dienst, in dem er sich nicht genug belohnt glaubte, und trat als Generalfeldmarschall in den Dienst Kursachsens. Indeß, bei Dömitz geschlagen, vor Magdeburg 1636 gefährlich verwundet, hat er auch diesen Kriegsdienst aufgeben müssen und ist weiterhin nur noch zu diplomatischen Missionen gebraucht worden. Er starb um 1650. Von Sophie von Ronger wurden ihm zwei Söhne geboren, die den Stamm fortpflanzten, der jetzt gräflich ist.

2) Ein kühner Parteigänger aus Livland, der erst schwedischer Oberst und Generalmajor war, seit 1635 aber auch verdrießlich wurde, einen Anschlag gemacht haben soll, seine Truppen zum Kaiser überzuführen, dann wenigstens selbst in des Kaisers Dienst trat, nach dem Frieden aber in seine Heimat zurückkehrte, wohin er eine fränkische Gemahlin, eine Lentersheim, mitbrachte, die er 1633 geehelicht.

eine Schwäche, seine Uneinigkeit und seine Verblendung gezüchtigt ward. Zunächst kämpfte er unter Feldmarschall Kniphausen [1]), ward aber am 16. Dec. 1635 bei einem Einfall in Westfalen gefangen. Als er im nächsten Jahre wieder ausgelöst worden, bekam er jenes Regiment als Oberster und schlug bald darauf den Grafen

---

1) Dodo von Inn- und Kniphausen, ein Sohn des Freiherrn Philipp Wilhelm († 1652), der den Anspruch auf den wirklichen Besitz Kniphausens aufgab und sich nur Namen und Titel vorbehielt. Dodo war 1582 geboren, besuchte deutsche und französische Akademien und suchte dann die Kriegsschule unter Prinz Moritz von Oranien auf, dem er erst im Hofdienst aufwartete, dann aber als Kapitän in den Dienst der Staaten trat, wo er rühmlichen Antheil an der standhaften, wenn auch zuletzt vergeblichen Vertheidigung Ostendes nahm und mehrfache Wunden davontrug (1604). Nach deren Heilung verließ er den holländischen Dienst und ward bei Graf Enno von Ostfriesland Droste und Hauptmann der Feste Stickhausen. Im Jahre 1613 trat er als Oberstlieutenant in den Dienst der Hansa, zog 1615 der Stadt Braunschweig zu Hülfe und ward darauf Oberst im Dienste der Union. Im Jahre 1621 finden wir ihn als Generalmajor bei Herzog Christian von Braunschweig, wo er aber bei Höchst (1622) gefährlich verwundet, später auch angeklagt ward, daß er einen Paß nicht gebührend vertheidigt, und erschossen werden sollte, indeß schuldlos befunden ward. Dann ward er Generalmajor bei den Mansfelden, ward aber 1626 an der dessauer Brücke gefangen und saß ein Jahr auf dem Schlosse zu Halle, aus dem er endlich in Weiberkleidern entkam und erst in dänische, dann in englische, 1630 in schwedische Dienste trat. In Neubrandenburg von Tilly gefangen, wurde er doch bald wieder ausgelöst, war mit im Lager vor Nürnberg und bei Lützen. Nachher kämpfte er als Feldmarschall in Westfalen, trat aber aus dem Dienste, weil Oxenstjerna die von ihm bewilligte Capitulation von Osnabrück nicht ratificiren wollte. Es litt ihn aber nicht lange in der Ruhe. Er reiste 1635 mit allerlei Vorschlägen zu dem Kanzler, bekam auch die frühere Stellung wieder, ward aber im December von den Generalren Gelren und Leutersheim überfallen, sodaß er im Hemde nach Hundelose flüchten mußte, und bald darauf von Leutersheim bei Osnabrück nochmals angegriffen. Als er eben mit den Worten: „Hilf Gott! Hilf Jesus!" den Degen gezogen hatte, traf ihn eine Musketenkugel an den Kopf, daß er todt vom Pferde sank. Er war mit Anna von Rhaden verehelicht, die ihm fünf Söhne und zwei Töchter geboren hatte.

von Naſſau-Dillenburg bei Rothkirchen im Weſterwalde. Er commandirte darauf zu Osnabrück und 1637 zu Lemgo. Dieſes mußte er zwar dem ihn belagernden General Götz vermittelſt Accordes übergeben, ſammelte aber bald wieder neue Kräfte, bemächtigte ſich 1639 des Eichsfeldes, rückte in das Würzburgiſche, nahm Lohra und Klettenberg und ſtieß darauf mit ſeinen Truppen zu Baner, wie dieſer in Kurſachſen einfiel. Hier, wo er unter anderm Querfurt wegnahm und bis zum Frieden als ſein beſonderes Eigenthum nutzte, hielt er ſich bis Ende 1640, wo er ſich Baner's Zuge nach der Oberpfalz anſchloß und dabei die Vorhut führte. Im Jahre 1642 finden wir ihn bei Torſtenſon in Schleſien, wo er in dem Treffen bei Schweidnitz (am 22. Mai) den erſten Angriff that. Dann ward er wieder mit einigen Regimentern nach Sachſen entſendet, nahm Zeitz, entſetzte Mansfeld, machte die kaiſerliche Beſatzung von Nordhauſen nieder und brachte Querfurt abermals in ſeinen Beſitz. In der ſiegreichen Schlacht bei Leipzig befehligte er den linken Flügel, war auch mit bei der zweiten vergeblichen Belagerung Freibergs. Wie Torſtenſon nach Böhmen vorrückte, ließ er Königsmark mit ſeinem Streifcorps zurück, um bald nach Franken, bald nach Niederſachſen zu operiren, bald in Oberſachſen das ſchwediſche Schreckensregiment, das die damalige Phaſe des Kriegs bezeichnete, zu verlängern, oder auch ſonſt, wo im Norden ſich gegneriſche Völker zeigten, ihnen entgegenzutreten. Er nahm Mellerſtadt, Aſchersleben, Halberſtadt, Oſterwiek, blokirte Magdeburg, ward nach Pommern befehligt, die eingedrungenen Kaiſerlichen zu verjagen, legte ſich dann in die Stifter Verden und Hildesheim und erſchien 1644 wieder in Sachſen, wo er den Kroatenoberſten Reckowitz bei Zeitz ſchlug und dann Stellung bei Torgau nahm. Bei einem noch-

indringen in das Bisthum Halberſtadt verlor
gimenter. Zum Generallieutenant ernannt,
5 in das Erzſtift Bremen ein, nahm Stade,
Bremervörde, endlich das ganze Bremen
n, worauf er zum Statthalter dieſer beiden
llt wurde, die ſich die Schweden zu bleiben=
erſehen hatten. Von da mußte er den bei
:n [1]), wo Turenne ſeine erſte Niederlage er=
Mai 1645 durch Moritz und Johann von
zlich geſchlagenen Franzoſen zu Hülfe, ſei es
: Befehle ihn dazu drängten, oder daß die
in ihrem Kriegseifer gegen den Kaiſer un=
: Landgräfin Amalie von Heſſen=Kaſſel ihn,
)em Zuge nach Meißen begriffen war, beſtimm=
edrängniß Turenne's abzuhelfen. Jedenfalls
n dieſer Expedition nicht viel gelegen, und ſowie
nigung Turenne's mit dem Herzog von Enghien
trennte er ſich von den Franzoſen [2]) und eilte
rn zurück, wo er für eigene und der ſchwediſchen
Rechnung plündern und brandſchatzen konnte.
er reichlich, in Sachſen, in Schleſien, wo er
Greifenſtein und andere Plätze einnahm, vor
iederſachſen, das immer ſein liebſtes Feld blieb.
ang mit der Hauptarmee vereinigt und an den

---

Treffen wird häufig auch nach Mergentheim benannt.
nahmen ihm das ſehr übel, und die Trennung war kalt
lich, wenn auch in Grammont's Darſtellung die gewöhn=
ckung der Memoirenſchreiber im Spiele ſein mag. Dieſer
ch: Königsmark habe vor ſeinem Abzuge einen gemeinen
r wie ein Küſter ausgeſehen, zu dem Herzog von Enghien
dem Herzog erklärt habe: Se. Excellenz der Graf ließ
eit hiermit Abſchied nehmen, worauf der Herzog erwi=
r nähme hiermit auch Abſchied und wünſche, der Herr
ch mit ſeinen Huren brav luſtig machen.

meiſten wichtigern Actionen derſelben theilnehmend, erhielt er gegen Ende des Kriegs wieder die Freiheit, ein ſelbſtändiges Commando zu führen, worauf er durch die Oberpfalz nach Böhmen drang und vor Prag rückte. Die von ihm bewirkte Erſtürmung und Plünderung der Kleinſeite [1]) der böhmiſchen Hauptſtadt (26. Juli 1648), allerdings durch den Verrath des verabſchiedeten kaiſerlichen Rittmeiſters Odowalski gefördert, war bekanntlich die letzte bedeutendere Waffenthat des Dreißigjährigen Kriegs, und Königsmark wird das zweifelhafte Verdienſt zugeſchrieben, gewiſſermaßen den letzten Drucker gegeben zu haben, der zur Bewilligung der Bedingungen führte, welche im Intereſſe der Fremden und im Privatintereſſe einzelner, den Fremden verbündeter Reichsſtände geſtellt waren. Den wahrhaft gerechten Beſchwerden des Reichs und der Proteſtanten war man längſt Genüge zu leiſten entſchloſſen geweſen, und nicht um ihretwillen ward der Krieg verlängert, unter dem übrigens nicht Oeſterreich das Meiſte litt, ſondern das innere Deutſchland. Königsmark ſoll in Prag fünf Wagen voll Gold und Silber zuſammengerafft und mit 60 Wagen anderer Beute nach der Weſer geſchickt haben, worunter denn auch der Codex argenteus geweſen iſt. (Königsmark ſoll nicht ohne Sinn für Wiſſenſchaft geweſen ſein, wie man das ja wol auch bei rauhen Gemüthern findet, wenn ihre Härte

1) Der Verfaſſer der Schrift: „Die Herzogin von Ahlden“ (Leipzig 1852), Graf Schulenburg-Kloſterrode, hebt nicht unglücklich hervor, daß faſt ein Jahrhundert ſpäter der Urenkel Königsmarks, der Marſchall von Sachſen, die Altſtadt von Prag erſtürmte. — Jener Odowalski war k. k. Rittmeiſter, nach andern Oberſtlieutenant geweſen, hatte dabei den rechten Arm verloren, war gefangen worden, hatte ſich loskaufen müſſen und hatte weder Anſtellung noch ihm genügende Penſion erhalten, weshalb er zu den Schweden überging und der ſchwediſche Oberſt Ernſt von Streitberg wurde.

eniger auf Roheit des Weſens, als auf Berechnung ruht. Die Wiſſenſchaft dient ihnen dann dazu, ſich it der edlern Seite ihres Weſens abzufinden. Er ließ ch 1648 in die Fruchtbringende Geſellſchaft aufnehmen, o er den Beinamen des Streitenden empfing.) Bei m Commandanten der Kleinſeite, dem Grafen Collo- do, ſoll er 12 Tonnen Goldes gefunden haben. Sonſt ar jene Eroberung immer nur ein Handſtreich, der ehr Lärm machte als er werth war, und weder Kö- igsmark noch der am 24. Sept. mit Verſtärkungen ngetroffene Pfalzgraf Karl Guſtav, der eine regelmä- ige Belagerung eröffnete, vermochten etwas Weiteres aus- richten. Ja die Belagerung war ſchon aufgehoben, als e Nachricht von dem inzwiſchen abgeſchloſſenen Frieden 24. Oct. 1648) eintraf.

Die Männer des erſten Ranges, ſoweit ſich ſolche n Laufe des Dreißigjährigen Kriegs hervorthaten, wa- n meiſt in dieſem Kriege untergegangen, gefallen, ge- orben, oder hatten ſich, müde und entkräftet, zurück- zogen. Unter den Männern des zweiten Ranges nahm önigsmark, der ſich überall brauchbar, an der Spitze lündernder Streifcorps ausgezeichnet und meiſtens glück- ch erwieſen hatte, immerhin eine der erſten Stellen ein. War er, wie er zunächſt dargeſtellt wird, ein harter, rniger, habgieriger Mann, ohne ſichtbare theilnehmende mpfindung für die Opfer des Kriegs, ohne hervortre- ude mildernde Züge hochherziger Großmuth, ritterlicher eſinnung, nun ſo gehörte er eben ganz in die zweite lhaſe jener wilden Zeiten, wo alles auf den Grundſatz eſtellt war, daß der Krieg den Krieg ernähren müſſe, und o namentlich die Schweden in der grauſamſten Bedrückung nd Plünderung der deutſchen Lande das weſentlichſte riegsmittel erblickten. Königsmark ſcheint jedoch wenig-

jedoch wenigstens seine Soldaten in seiner eigenen Zucht gehalten und Ordnung in das Erpressungswerk gebracht zu haben, worin immerhin Milderung liegt, und seine märkische Heimat soll er wesentlich geschont und soulagirt haben, was denn auch sein Versöhnendes haben würde.[1] Er blieb auch nach dem Kriege in den ersten Reihen des schwedischen Heeres, hoch begünstigt und reich belohnt. Gleich nach dem Frieden wurde er zum Feldmarschalllieutenant ernannt und Generalgouverneur der an Schweden abgetretenen Herzogthümer Bremen und Verden. Für ihn und seine Erben ward ihm das reiche Amt Radenburg im Verdenschen verliehen, sowie er auch mehrere Aemter im Holsteinischen und Magdeburgischen an sich brachte, die er jedoch später an den Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg[2]

1) Vgl. Hesekiel, „Nachrichten zur Geschichte des Geschlechts der Grafen Königsmark" (Berlin, 1854), S. 17. Eine nicht immer kritische, stark enkomiastische, gar manches bemäntelnde oder verschweigende Schrift, die aber immerhin manche dankenswerthe Notizen enthält. — Nicht aus ihr entlehnen wir folgenden Zug von Königsmarks Kriegsdisciplin. Bei Erstürmung der Kleinseite von Prag hatte ein aus dem Holsteinischen gebürtiger Soldat, Ludwig Fröse, auf seinen Theil 500 Dukaten Beutegelder bekommen, diese aber in einem Tage verspielt und sich nichts auf den Leib geschafft. Deshalb wollte der General ihn — hängen lassen. Als Fröse jedoch meinte: er habe die Hoffnung und wolle seinen Kopf daran setzen, daß sie noch einmal soviel Beute bekommen würden, wenn sie die Altstadt eingenommen hätten, versetzte Königsmark: „Nun, weil du die Courage hast die Altstadt einzunehmen, soll dir das Leben geschenkt sein." Der Kerl entging jedoch seinem Schicksale auch so nicht. Am 4. Aug. 1655 ermordeten er und seine Frau auf der Heide bei Halle eine Magd, beraubten sie ihrer Kleider und warfen den Leichnam in einen wüsten Keller. Die Sache ward entdeckt und schon am 14. Aug. wurden beide zu Giebichenstein gerädert.

2) Geb. 30. Mai 1633, † 24. Jan. 1708. Er war in erster Ehe mit Margarethe Brahe, der Witwe des Benedict Johann Oxenstierna vermählt (12. Mai 1661). Sie war 30 Jahre älter als er (geb. 23. Juni 1603), starb aber schon nach acht Jahren (15. Mai 1669), worauf er erst eine kurländische Prinzessin und dann eine Leiningen-Westerburg heimführte. Die erste Ehe blieb kinderlos.

egen ſchwediſche Güter vertauſchte, welche dieſer mit einer Gemahlin bekommen hatte. Als er 1650 zur Krönung der Königin Chriſtine nach Stockholm kam, etzte er ſich in ſo hohe Gunſt, daß ihm immer höhere Ehren und reichere Belohnungen zu Theil wurden. Er urde (10. April 1651) Reichsrath, Generalfeldmarſchall nd Graf, und zur Ausſtattung ſeiner Grafenwürde erielt er Weſterwyk und Stegholm. War auch manche Misgunſt der jederzeit eiferſüchtigen Schweden auf den remden gerichtet, ſo kam es ihm doch zu ſtatten, daß ein Geſchlecht ſchon ſeit Jahrhunderten in Schweden ingebürgert war, ſodaß entgegenſtehende Formenſcrupel urch die Annahme beſeitigt werden konnten, er gehöre einem ſchwediſchen Geſchlechte an. So beſtand er auch die Feindſchaft der Wrangel, mit deren berühmtem Haupte r ſchon während des Kriegs in ſtetem Hader gelebt, hne Nachtheil. Die Königin Chriſtine, deren Gunſt er uch durch öftere Geſchenke und Vorſchüſſe zu erhalten ußte, war dafür unermüdlich in Güterverleihungen an hn, welche freilich nachmals zum Theil wieder rückgänig gemacht worden ſind.

Auch der neue König Karl Guſtav wußte ſeine militäriſche Brauchbarkeit zu ſchätzen und beauftragte ihn 654 mit Belagerung der Stadt Bremen, die er hart edrängte, ſchließlich aber doch nichts gegen ſie ausrichten onnte. Hatte er auch die Burg vor Bremen erobert, o wurde ſie ihm doch bald wieder von den Bremern entiſſen, die auch ſeine Erpreſſungen durch entſprechende Streifzüge auf das ſchwediſche Gebiet vergalten. Damals erſchien eine Spottſchrift, die mit den Worten anob: „Warum toben die Bremer und die Leute reden o vergeblich wider die Krone Schweden und ihren Gealdten Hans Chriſtoph von Königsmark.“ Im Jahre

1656 ſollte er den König zu dem Kriege gegen [illegible] begleiten. Das Schiff, das ihn trug, wurde aber [illegible] die danziger Rhede verſchlagen. Hier wurde er [illegible] neugeworbene Mannſchaften, die den Schiffer gezwu[illegible] hatten, ſie ausſteigen zu laſſen, verrathen, gefangen nach Weichſelmünde in Haft gebracht, in der er Jahre lang verharren mußte, bis der Friede von [illegible] (3. Mai 1660) ihn befreite. Er widmete ſich d[illegible] weſentlich ſeiner Statthalterſchaft, die er von Stade a[illegible] verwaltete. Im Jahre 1662 machte er jedoch eine Re[illegible] nach Schweden und hielt ſich einige Monate am Hof[illegible] auf. Hier ſollte er ſeinen Tod finden. Er ließ ſich ei[illegible] Warze am Beine abſchneiden, was aber durch Unglü[illegible] oder Ungeſchick die Folge hatte, daß ein bösartiges Ge[illegible] ſchwür entſtand, das ſeine ſchlimmen Säfte nach innen ergoß und am 20. Febr. 1663 ſeinen Tod herbeiführte. Sein Leichnam, welchen Reichsräthe in den Sarg legten, wurde mit großem Pompe beſtattet. Seine Erben ließen zu ſeinen Ehren eine prachtvoll ausgeſtattete Schrift drucken, unter dem Titel: „Aeterna gloria magni Johannis Christophori Konigsmarichi, Iberis, Comitis, Belli Ducis, Senatoris, Gubernatoris, post facta demum virtute, honore, gloria insignis", in der er Schwedens Hannibal, an Siegen ein Hercules, an Stärke ein Atlas genannt wird. Auf den zu Stockholm dem König Guſtav Adolf errichteten Denkmal findet ſich am Piedeſtal auch Königsmark's Bildniß neben denen von Baner, Torſtenſon und Wrangel. — Seine Erben hatten alle Urſache, ſein Andenken zu feiern. Ob er ein zärtlicher Vater geweſen, wiſſen wir nicht, wollen es aber, trotz aller der Härte und Selbſtſucht, die man ihm gegen Fremde nachſagt, nicht für unmöglich erklären. Denn ebenſo wie man nicht ſelten Menſchen findet, die gegen

Welt freundlich, gefällig, angenehm und die beſten,
teſten Geſellſchafter, im Hauſe aber, für das ſie
üble Laune aufſparen, die unleidlichſten Tyrannen
ebenſo hat man auch gefunden, daß gegen außen
und grauſame Menſchen doch in der Innigkeit ihrer
en- und Vaterliebe bewährten, wie auch in ihnen
Menſchengefühl wohnte. Seiner Gattin, Agathe,
Chriſtoph von Lehſt, eines märkiſchen Edelmanns
ter, hatte er zu Linth bei Stade ein prächtiges Schloß
ut und es ihr zu Ehren Agathenburg benannt. Ge-
t hatte er jedenfalls für das äußere Glück ſeiner
er, deſſen Beſtand freilich ohne die Bedingungen des
n nicht geſichert iſt. Er hinterließ ihnen das für
Zeit ungeheuere Einkommen von 130000 Thlr. jähr-
Dies zum großen Theil gewiß die Beute geplün-
r deutſcher Länder, vermehrt allerdings durch den
lg guter Wirthſchaft, wie er ſich denn auch auf
itoperationen wohl verſtanden zu haben ſcheint. Zu
ien ſoll er zu aller Zeit, zu geben aber nur da ver-
en haben, wo er wußte, daß das Geſchenk ihm
ere Vortheile eintragen werde. Gegen den Vorwurf
h, daß er im Kriege ſeine Offiziere genöthigt habe,
Geld zu borgen, das ſie dann nicht hätten zurück-
rn dürfen, iſt er inſofern in Schutz genommen wor-
als man verſichert hat, es ſei dies lediglich eine
äriſch-politiſche Maßregel geweſen, durch welche er
Offiziere bei der Fahne zu halten gewußt habe.
n gegen Ende des Kriegs kam es nicht ſelten vor,
die höhern Offiziere, wenn ſie erkleckliches Vermögen
ammelt, es in Ruhe zu verzehren wünſchten und den
ſt quittirten. Hat ſich doch auch in neuern Zeiten
oleon I. durch die ungemeſſene Bereicherung ſeiner
ſchälle um den Dienſteifer ſo manches von ihnen

gebracht und ſeine letzte Kataſtrophe dadurch weſentlich verſchlimmert.

Die Gräfin Agathe hatte ihrem Gemahl drei Söhne und eine Tochter geboren. Die Tochter, Beata, ward noch vom Vater dem Grafen Pontus [1]) Friedrich de la Gardie, aus einem großen Geſchlechte, das gleichfalls ein glücklicher Soldat [2]) in Schweden eingebürgert hatte, vermählt. Der zweite Sohn, Graf Johann Chriſtoph, war dem Vater im Tode vorausgegangen, indem er 1653 zu Rotenburg an der Tauber durch einen Sturz vom Pferde ums Leben kam. Dem jüngſten Sohne — dem des älteſten wollen wir zuletzt gedenken, da er das Geſchlecht noch um eine Generation erweiterte —, Graf Otto Wilhelm, war ein längeres und überaus bewegtes Leben beſchieden. Er war zu Minden am 5. Jan. 1639 geboren und der Vater hatte es, mitten unter den Sorgen, Mühen und Gefahren des Kriegs, nicht verſäumt, für eine den damaligen Anſichten entſprechende vorzügliche Erziehung des Knaben bedacht zu ſein. Zuerſt wurde er einem Hofmeiſter, dem Licentiat Eberhard Grave, vertraut und von dieſem im Hauſe des hamburger Dompaſtors Licentiat Gerhard Grave unterrichtet und geleitet. Wenn man in jener Zeit den Beſuch der Univerſitäten und möglichſt vieler Univerſitäten für eine der wichtigſten Grundlagen der Bildung des Cavaliers betrachtete, ſo

1) Er war ein Enkel des Pontus de la Gardie, ein Sohn des Grafen Jakob und der Ebba Brahe, Reichsrath und General, und ſtarb 1692. Aus ſeiner Ehe erwuchs nur eine gelehrte Tochter, Ebba Marie, die aber auch ſchon 1697 ſtarb.

2) Pontus Baron de la Gardie, aus Carcaſſene gebürtig, ging aus franzöſiſchen erſt in däniſche dann in ſchwediſche Dienſte über, wo er, mit einer natürlichen Tochter Karl's IX., Sophie Gräfin von Güldenhielen, vermählt, Feldmarſchall und Reichsrath wurde und den Ruſſen Karolina entriß. Er ſtarb 1585.

es doch mit der Reife dazu nicht sehr genau ge-
en worden sein, wie sich schon aus dem frühen
Alter ergibt, in welchem die Söhne der vornehm-
Stände die Universität zu beziehen pflegten. Unser
smark kam, bei seinen akademischen Studien von
Pufendorf geleitet, schon 1651 nach Leipzig, von
1652 nach Jena ging und hier 1655, im Alter
15 oder 16 Jahren, zum Rector gewählt ward.
solchen Verhältnissen mußte die Universität wol
h das Gymnasium vertreten. Er besuchte darauf
ie Bildungsstätten zu Tübingen, Strasburg, Basel,
Blois und Angers, und wird jedenfalls mancherlei
Erfahrung, Weltbildung, Fertigkeit in der französi-
Sprache und in den adelichen Exercitien mit zu-
macht haben. Dann ging es an den Besuch der
und der Länder, an die eigentliche große Cavaliers-
Zuerst (1658) nach Versailles und durch Frank-
dann über Basel nach Frankfurt a. M., um der
Kaiser Leopold's I. (22. Juli) beizuwohnen; dann
Italien. Nach einem nochmaligen Aufenhalt in
eich wurden Spanien und Portugal durchreist und
tugal die Gelegenheit nicht versäumt, einen Feldzug
Schomberg mitzumachen, welcher Kampf gegen die
er den jungen Grafen nicht abhielt, auch den Rück-
ieder durch Spanien zu nehmen. Dann ging es
Calais nach England, und von da durch die Nie-
de zu den Aeltern nach Stade, wo er 1660 eintraf
en Vater, der eben diese Jahre in der Gefangen-
zu Weichselmünde zugebracht hatte, wieder in Frei-
af.

ich dieser Bildungsschule wurde nun die Laufbahn
ienstes und der Geschäfte betreten, und zwar machte
ofdienst den Anfang, indem Otto Wilhelm zum

königlichen Kammerherrn ernannt wurde. Im Jahre 1661 wurde er als außerordentlicher Gesandter an den vor kurzem restaurirten König Karl II. von England geschickt, und besuchte in derselben Eigenschaft auch einige deutsche Höfe. Ward er auch 1664 zum Obersten des schwedischen königlichen Leibregiments zu Pferde ernannt und damit in die militärische Carrière eingeführt, so finden wir ihn doch 1666 wieder als Gesandter nach Frankreich gehen, wo er die Neutralität des schwedischen Hofs in den damaligen Staatshändeln zu erklären hatte. Doch tritt von nun an der kriegerische Beruf entschieden in den Vorgrund seines Lebens und Strebens. Noch in demselben Jahre 1666 wohnte er der Expedition des Generals Wrangel wider Bremen bei, durch welche dieses zu dem Habenhausischen Vergleiche genöthigt wurde. Dann suchte er in fremdem Dienste Beschäftigung. Im Jahre 1667 zum kurpfälzischen Generalmajor ernannt, wollte er sich 1668 einer französischen Expedition nach Candia anschließen, bekam auch ein französisches Reiterregiment, konnte aber keinen Gebrauch davon machen, da aus der ganzen Unternehmung nichts wurde. Im Jahre 1670 dagegen kämpfte er für Frankreich in Lothringen, und als der Krieg gegen Holland beschlossen ward, richtete er für das Geld des Königs binnen vier Monaten ein Regiment auf, das den Namen Royal étranger empfing, worauf er 1672 zum Brigadier ernannt wurde. Bei den wieder inniger werdenden Beziehungen zwischen Schweden und Frankreich schadete ihm dieser französische Dienst auch in Schweden nicht, vielmehr wurde er nun nach Hause berufen, um auch zum schwedischen Generalmajor, sowie zum Vicegouverneur von Bremen und Verden ernannt, gleich darauf aber wieder als Gesandter nach Frankreich geschickt zu werden, welche diplomatische Ei-

genſchaft ihn nicht abhielt, eine Campagne Turenne's mitzumachen, auf der er ſich vornehmlich vor Maſtricht auszeichnete. Im Jahre 1674 wurde er franzöſiſcher Maréchal de Camp und that ſich namentlich bei Seneff (11. Aug. 1674) hervor. Hier erhielt er zwei gefährliche Wunden und verdiente ſich von dem franzöſiſchen König das Geſchenk eines koſtbaren Degens.

Jetzt aber ward er ernſtlich nach Schweden berufen, das ſeine Dienſte ſelbſt benöthigt war. Zum Feldmarſchallieutenant ernannt, ward er zu der in Deutſchland ſtehenden Armee geſendet, konnte aber weder die Niederlage von Fehrbellin verhindern, noch, als ihm 1676 das Commando der ganzen Armee vertraut ward, bei dem Mangel an gehöriger Unterſtützung von Schweden aus Pommern auf die Dauer behaupten. Er mußte ſich begnügen, den Gegnern ihre Erfolge wenigſtens zu erſchweren und durch einzelne Siege, wie namentlich durch den erfolgreichen Angriff auf die däniſche Uebermacht auf der Inſel Rügen (1678), den ſchwediſchen Kriegsruhm einigermaßen zu wahren. Als auch Stralſund gefallen war, zog er ſich mit dem Reſte der Truppen nach Schweden zurück. Waren doch auch den Feinden ihre Erfolge nicht fruchtreich, da zuletzt doch der allgemeine Stand der europäiſchen Machtverhältniſſe die Entſcheidung brachte, und Frankreich, dem zu Gefallen Schweden ſich in dieſen miſslichen Krieg geſtürzt hatte, ihm im Frieden von St.-Germain (29. Juni 1679) das Verlorengegangene zum größten Theil zurückverſchaffte. Als dies erfolgt war, wurde Graf Königsmark für ſeine immerhin rühmlichen Anſtrengungen durch die Ernennung zum Generalgouverneur von Pommern, Rügen und Wismar belohnt, worauf er bis 1685 theils in Pommern, theils in Schweden lebte.

Dann aber zog ihn sein Thatendurst wieder
Weite. Schon 1685 machte er einen Feldzug in
wider die Türken mit, und diesen Feind auch auf
Seite zu bekämpfen, trat er, mit Genehmigung
Königs, als General della Sbarco an die Spi
venetianischen Landheeres. So erschien er denn
auf Morea, wo Navarin und Modon erobert, t
raskier geschlagen, endlich (19. Aug.) auch Na
Romania genommen ward. Das folgende Jal
mit neuen Siegen bezeichnet und brachte fast den
Peloponnes, wie Athen, in die Hände der Christe
Jahre 1688 ward, wider Königsmarks Rath, zu
gerung von Negropont verschritten, die er gleichr
Eifer leitete, aber nicht zum Ziele führen sollte,
am 15. Sept. 1688 der Krankheit zum Opfer
in jenen Kriegen mehr kostete, als das Schw
Feindes. Er war seit 1682 mit Katharina C
(† 1697), einer Tochter des Grafen Magnus
de la Gardie [1]) und der Pfalzgräfin Marie Eu
von Zweibrücken [2]), und somit einer Nichte des
Karl Gustav von Schweden vermählt gewesen,
auch auf seinen Feldzügen begleitete und auf seinem
lager pflegte, hatte aber keine Kinder von ihr.
ehrte sein Andenken durch die Errichtung eines n
nen Standbildes mit der Aufschrift: Semper

1) Eines Bruders des Grafen Pontus Friedrich, der
mark's Schwester heimführte. Graf Magnus Gabriel (geb.
1622), stand unter der Königin Christine und dem König J
stav in hoher Gunst und an der Spitze der Civilregierung
Karl XI. ging er zum Heere über, wo er weniger dauernd
hatte. Er starb 26. April 1686.

2) Tochter des Pfalzgrafen Johann Kasimir und der K
von Schweden. Geb. 14. Febr. 1627, vermählt 17. Mär
† 24. Oct. 1647.

Auch er war, wie sein Vater, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft gewesen, in der er den Namen des Hochgeneigten führte.

Der älteste Sohn des alten Feldmarschalls Königsmark und der Agathe von Lehst war Graf Konrad Christoph (geb. 1634). Nachdem er in Strasburg studirt hatte, wo er einst den Geburtstag der Königin Christine durch eine lateinische Rede feierte, trat er in früher Jugend in das schwedische Heer und nahm vornehmlich an den polnischen und dänischen Kriegen Karl Gustav's theil. Er focht 1656 in der dreitägigen Schlacht bei Warschau, rückte 1658 mit über den gefrorenen Belt nach Fünen, stieg zu dem Range eines Feldzeugmeisters auf, ward aber 1659 (14. Nov.) bei der auf Fünen erlittenen Niederlage der Schweden gefangen, während bereits sein Vater einem gleichen Geschicke seit längerer Zeit erlag. Beide wurden in demselben Monat befreit, Konrad Christoph durch den Frieden von Kopenhagen vom 27. Mai 1660. Wie sein Bruder der Ruhe feind, trat er nun als Generallieutenant in holländische Dienste, fiel aber 1673 bei der Belagerung von Bonn. Sein Leichnam ward nach Stade geschafft und dort prächtig bestattet. Er war mit einer Tochter des Reichsraths und Feldmarschalls Hermann Wrangel, einer Schwester des Reichsraths und Feldmarschalls Karl Gustav Wrangel [1]), ver-

---

1) Johann Woldemar von Wrangel, Landrath in Livland, ward durch Barbara von Anrepp der Vater Hermann Wrangel's, welcher am 29. Juni 1567 geboren ward. Derselbe trat früh in Kriegsdienste, lag in Dorpat, als dieses 1607 von den Polen genommen ward, wurde in demselben Jahre bei Kockenhusen gefangen, zog 1609 10 mit de la Gardie gegen die Russen, ward Commandant von Iwanogrod, kämpfte darauf gegen die Dänen, die ihn bei Möströ gefangen nahmen, war 1621 als Feldmarschall bei der Einnahme von

mählt, der Marie Christine († 17. Dec. 1691 im dreiu
funfzigsten Jahre), deren Mutter die Gräfin Amalie M
dalene von Nassau-Siegen [1]) war, die als Witwe
Pfalzgrafen Christian August zu Sulzbach ihre H
reichte. So waren seine Kinder mit den regierenden H
sern Pfalz-Zweibrücken, welches damals den schwedi
Thron in Besitz hatte, Pfalz-Sulzbach und Hol
Sonderburg nahe verwandt. Gleichwol scheint seit
Tode Karl Gustav's ihr Stern in Schweden im Er
chen gewesen zu sein. Bei der Reduction von
wurden ihnen viele von der Königin Christine verlie
Güter, angeblich im Betrage von 26000 Thlr. jährlich
Einkommens, entzogen, und wir finden auch, daß

---

Riga, that sich in dem weitern Kriege gegen Polen hervor, wa
1627 Gouverneur von Elbingen, 1630 Generalgouverneur von Pru
ßen und Reichsrath, trat 1636 an die Spitze einer eigenen Arm
mit der er besonders in Pommern und den Marken agirte, zer
aber mit Baner und wurde abberufen und zum Generalgouverne
von Livland bestellt, als welcher er 1644 starb. Die Pfalzgräf
war seine dritte Gemahlin. — Von seinen Söhnen erster Ehe w
Karl Gustav am 13. Aug. 1600 geboren, schwang sich im Dreißigjäh
gen Kriege zum Generalfeldzeugmeister auf, erfocht 1644 einen Sie
über die Dänen, weshalb er zum Grafen ernannt wurde, bekam 16
den Oberbefehl über das Heer in Deutschland und führte die letz
Schläge aus, ward dann Generalgouverneur in Pommern, wo er
die Wrangelsburg baute, belagerte 1666 Bremen, starb aber un
den Unfällen des Kriegs gegen Brandenburg am 28. Nov. 1676.
Der sogenannte „tolle Wrangel" war Helmbold Wrangel, der 16
wegen eines Mordes aus schwedischen Diensten als Oberster in bra
denburgische getreten, 1639 aber wieder zu den Schweden übergegang
und 1647 bei Triebel gefallen war.

1) Eine Tochter Johann's II. von Nassau-Siegen (geb. 7. Ju
1561, † 27. Sept. 1623) aus dessen zweiter Ehe mit Margare
von Holstein-Sonderburg (geb. 24. Febr. 1583, vermählt 27. Au
1603, † 10. April 1638). Geboren 2. Sept. 1613, vermählte sie sic
1) 1636 mit Hermann Wrangel, 2) 3. April 1649 mit dem Pfalz
grafen Christian August (geb. 26. Juli 1622, † 23. April 170
und starb 14. Aug. 1669.

nachmals ihr Glück mehr auf außerschwedischem Boden suchten, wobei sie freilich nicht so viel fanden, als inzwischen durch ihre Abwesenheit aus Schweden verloren ging.

Dem Grafen Konrad Christoph waren von seiner Gemahlin drei Söhne und zwei [1]) Töchter geboren worden. Die letztern waren die Gräfin Amalie Wilhelmine, die sich 1689 mit dem Grafen Karl Gustav von Lewenhaupt [2]) vermählte, und die bekannte Gräfin Marie Aurora, die Mutter des Marschalls von Sachsen, hinsichtlich deren wir einfach auf das bekannte ihr gewidmete erschöpfende Werk von Cramer („Denkwürdigkeiten der Gräfin Marie Aurora Königsmark", 2 Bde., Leipzig 1836) verweisen. Von den Brüdern starb der eine jung; den Vater überlebten die Grafen Karl Johann und Philipp Christoph. Wer sich mit der Genealogie beschäftigt, hat wol öfters die Erfahrung gemacht, daß sich die meisten Schwierigkeiten bei erloschenen Geschlechtern und häufig auch bei erloschenen Zweigen fortblühender Geschlechter ergaben. Ist namentlich ein solches Erlöschen unter ungünstigen Umständen erfolgt, oder sind wenigstens die Güter in fremde Hände gekommen, so werden auch die Papiere, die Denkmäler und Erinnerungsblätter vergangener Zeiten verrissen und verschleudert und gehen verloren und meist zu Grunde, und so ist niemand da, der sich um das Andenken der Verloschenen kümmert, und diese verlieren sich bald in die

1) Die Angabe, die man öfters findet, daß noch eine dritte Schwester gelebt habe, die mit einem Grafen Sternbret vermählt gewesen, aber nirgends genannt wird, ist grundlos und mag aus einer Verwechselung mit einer Cousine hervorgegangen sein, die in Gesellschaft der beiden Gräfinnen erschien.

2) Vgl. III, 200 fg.

unzählbaren Reihen der Gestorbenen, mit denen auch
Gedächtniß vergangen ist auf Erden. Jedenfalls
es in solchen Fällen häufig an Mitteln, die genea
schen Data mit einiger Genauigkeit zu eruiren.
beiden Brüder, mit denen der ältere Grafenstamm
Königsmark zu Ende ging, nahmen durch Rang,
mögen und Verbindungen eine glänzende Stellung
und haben, wie ihre Schwester, auch durch ihr
viel Lärm in der Welt gemacht und vieler Blicke
sich gezogen, viele Zungen und Federn beschäftigt,
gleichwol ist kaum von einem Kinde Kurt Christ
auch nur das Geburtsjahr mit Gewißheit bekan
und hinsichtlich jener zwei Brüder wird noch heut
stritten, welcher der ältere gewesen. Unserstheils
wir nicht in Zweifel, daß Karl Johann dies war.

Von ihm wird auch — wir wissen nicht mit wi
Zuverlässigkeit — Ort und Zeit der Geburt angeg
und er soll zu Nienburg auf Fünen am 5. Mai
geboren sein, sodaß er bei dem Tode seines Vater
vierzehnten oder funfzehnten Jahre gestanden hätte.
dem er dem ersten Kindesalter entwachsen, schickte
der Vater nach Hamburg, wo er Unterricht und so
Grundlagen weiterer Ausbildung erlangen sollte.
dem Tode des Vaters rief ihn die Mutter zurück, wel
ihren Hauptsitz zu Stade aufschlug, jedoch auch oft a
den Gütern lebte oder die befreundeten Höfe in Holstein,
Mecklenburg, Braunschweig besuchte oder in unruhigen
Zeiten ihre Zuflucht nach Hamburg nahm. Nachdem
Karl Johann noch ein Jahr bei der Mutter verweilt

---

1) Das der [illegible] ist [illegible] zehn Jahre [illegible] Vaters angesetzt [illegible]

hatte, trat er 1674, von einem Hofmeister Walthers leitet, die Cavalierstour an, indem er über Holland ach England reiste und von da nach längerm Aufenthalte 675 nach Paris ging, wo er seinen Oheim Otto Wil-elm traf, der ihm allerwärts die günstigste Aufnahme reitete. Erst im folgenden Jahre und, wie es scheint, st spät in demselben verließ er Paris, um Italien zu suchen, und war auch 1677 nur eben über Turin und enedig nach Florenz gekommen, als er die Nachricht n dem zwischen Schweden und Brandenburg ausge-ochenen Kriege empfing. Heftig verlangte ihn nun mach, nach Hause zu eilen, um für Schweden gegen randenburg zu kämpfen. Da ihm aber die Erlaubniß azu von den Seinen verweigert wurde, so ging er nach Malta und nahm an einer Kreuzfahrt der Malteser theil. ach wenigen Tagen kam die Galere, auf der er sich efand, in der That mit einem türkischen Schiffe ins efecht, und Königsmark, der der erste am Bord des eindes sein wollte, sprang hinüber und erfaßte das akelwerk, stürzte aber, da dieses mit einem Säbel durch-uen ward, rücklings ins Meer. Ein geübter Schwim-er, wie er war, entging er nicht nur dem Tode, son-n war so wenig außer Fassung gebracht, daß er um s Schiff herumschwamm, auf der andern Seite wie-heraufstieg und dem Feinde in den Rücken fiel. Als sich zuletzt mit seinem Pagen allein auf dem feindli-n Schiffe sah und von einem Pfeil am Fuße ver bet ward, sprang er wieder ins Meer und schwamm er malteſischen Galere zurück. Zum Preis dieser erheit ward ihm bei seinem Abschied von Malta 3) die Erlaubniß zu Theil, das Malteserkreuz, mit änderung, die für Protestanten vorgeschrieben war, gen. Er ging nun über Livorno nach Rom und

von da über Venedig nach Genua, wo er sich nach Spanien einschiffte, in welchem Lande und in Portugal er bis 1679 verweilte. Von da über Bordeaux nach Paris gereist, wohnte er gegen Ende des Jahres den Vermählungsfeierlichkeiten zwischen Karl II. von Spanien und der Prinzessin Marie Luise von Orleans bei (19. Nov. 1679) und kam nun über Holland und Hamburg nach Stockholm.

Dorthin kam er jedoch nicht, um sich einen festen Sitz zu suchen, den er in seinem ganzen Leben nicht begehrt zu haben scheint, jedenfalls nicht gefunden hat, sondern um sich die Erlaubniß zu fernern Reisen zu erwirken, die ihm denn auch zu Theil wurde. Zu Gothenburg eingeschifft, bestand er einen gewaltigen Seesturm und kam auf leckem Schiffe nach Hull, von wo er nach London eilte, um dem König zu Windsor ein Schreiben seines Monarchen zu überreichen. Damals wurde eben eine Expedition ausgerüstet, welche der in Tanger bedrängten englischen Besatzung dieses Platzes, der als ein Theil der Mitgift der Königin Katharina [1]) an England gekommen war, Hülfe bringen sollte. Tangers Behauptung ward nicht populär in England und der Zudrang zu der Expedition keineswegs lebhaft. [2]) Um so mehr gefiel es dem König, daß Graf Königsmark sich erbot, an dem Zuge theilzunehmen. Da die Flotte durch widrige Winde aufgehalten ward, eilte der Graf allein durch Frankreich nach Spanien, wo er sich nach Tanger einschiffte. Dort kam er in einem Augenblicke an, wo

1) Tochter König Johann's IV. von Portugal und der Luise Perez von Medina-Sidonia. Geboren 25. Dec. 1638, vermählt 31. Mai 1662, Witwe 16. Febr. 1685, † 31. Dec. 1705.

2) Eine Ausnahme s. III, 151 fg. erwähnt.

ie Beſatzung einen Ausfall gethan, hatte und er in der Stadt faſt nur jammernde Weiber traf. Ohne ſich Raſt u gönnen, ſtürmte er in den Kampf, ſtieß zu den Gre=adieren, die den Hauptangriff zu machen hatten, und arf mit ihnen die Mauren. Dann beſtieg er ein ſeines Reiters entledigtes Pferd und ſchloß ſich der Verfolgung es Feindes an, zuweilen allein um hundert Schritt den Seinen vorausjagend. In einem zweiten Treffen ward hm das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Dann trieb r wieder mit 15 Freiwilligen eine ſtarke Partie Mau=en dergeſtalt in die Flucht, daß ſie ſich nur zu retten wußten, indem ſie ins Meer ſprangen und zu den Ih=igen ſchwammen, ihre Waffen und Pferde als Beute zurücklaſſend. — Dieſe ganzen Kämpfe waren freilich in=ſoweit vergeblich, als Tanger ſchon 1684 von den Eng=ländern freiwillig aufgegeben werden ſollte. Indeß war doch die Beſatzung gerettet und Königsmark ſelbſt nahm ſo viel Antheil an Tanger und ſeinen tapfern Vertheidi=gern, daß er bis 1681 immer wieder von gelegentlichen Ausflügen dahin zurückkehrte. So als er Briefe des Königs von Frankreich an die Königin nach Madrid gebracht haben ſoll. [1]) So als er Tanger, wo er alles erledigt glaubte, verlaſſen hatte und nach Gibraltar ge=reiſt war, auf welcher Reiſe er dreimal Räuber zurück=ſchlug und in Gibraltar ſelbſt faſt ſein Leben eingebüßt hätte, das er für Rettung eines von einem Pöbeltumult angegriffenen Freundes einſetzte; ſo ferner, als er ſich der engliſchen Flotte zu einem Zuge gegen die Baſtionen von Algier angeſchloſſen hatte. Erſt 1681 ging er nach Eng=land zurück, von wo ihn zwar die Nachricht von der

1) Wie ſoll es gekommen ſein, daß dieſe Briefe ihren Weg über Tanger nahmen?

Ueberrumpelung Strasburgs durch die Franzosen nach dem Elsaß trieb, wohin er aber bald wieder zurückeilte und nun die bestandenen Anstrengungen mit einer schweren Krankheit büßte.

Ein schlimmeres Unheil brachte ein Verhältniß, in das er sich zu Anfang des Jahres 1682, nachdem er, wie es scheint, England für einige Zeit verlassen gehabt und incognito zurückgekehrt war, einließ und das, wenn auch über den Grad seiner Betheiligung noch immer einiges Dunkel schwebt, einen bleibenden Schatten auf seinem Andenken hinterlassen hat. Am 21. Mai 1670 war Joscelyne Percy, elfter Earl von Northumberland, erst 26 Jahre alt, zu Turin gestorben, und mit ihm der gesammte Mannesstamm des berühmten Hauses der Percy erloschen. Aus seiner Ehe mit Elisabeth, der jüngsten Tochter des edeln Thomas Wriethesley Earl von Southampton, hatte er nur eine Tochter Elisabeth, damals ein Kind von vier oder fünf Jahren, hinterlassen, auf welche die reichen Güter der Familie und ihr Erbruhm übergingen. Ihre Mutter, eine Schwester der trefflichen Lady Russell, und selbst durch Schönheit und geistige Vorzüge eine Zierde der hohen Kreise, in denen sie sich bewegte, blieb auch als Witwe auf dem Festlande, zu Paris, wo der damalige englische Gesandte, Ralph Montegu, ein äußerlich nicht glänzend ausgestatteter, aber durch sein gewinnendes Benehmen, seinen Geist und seine Lebendigkeit bezaubernder Mann, sich um ihre Gunst bewarb und endlich ihr Herz gewann, sodaß sie 1673 insgeheim nach England kam und ihm zu Tutchfield in Hampshire, auf dem Familiensitz der Wriethesley, ihre Hand reichte. Nachdem sie sonach ihren Witwenstuhl verrückt hatte, nahm ihre Schwiegermutter, Elisabeth Howard, zweite Tochter des Theophilus Earls

von Suffolk, Witwe des zehnten Earls von Northumberland, Algernon Percy († 13. Oct. 1668) [1]), die eine der vielgeschäftigen, eifersüchtigen alten Damen gewesen zu sein scheint, die in England sehr häufig sein müssen, da sie fast in allen englischen Romanen ihre Rolle spielen [2]), die Obhut und Leitung der Erbin in Anspruch, und setzte ihr Begehren, trotz des Widerstrebens der Mutter, durch: eine Wendung der Dinge, die für das ganze Leben des Kindes entscheidend war. Die alte Gräfin sah sich nun in die ihr angenehmste Lage versetzt, über die Hand einer Erbin verfügen zu können, und suchte diese Lage auf das eifrigste auszubeuten. Dabei fügte es sich überdem, daß es ihrer Pflegebefohlenen beschieden war, dreimal verheirathet und zweimal Witwe zu werden, bevor sie 16 Jahre alt geworden. Schon in ihrem dreizehnten Jahre wurde sie (1679) Heinrich Cavendish, Earl von Ogle, einzigem Sohn des Herzogs von Newcastle, angetraut, einem vielversprechenden Knaben, der nicht viel älter als seine Braut war, aber schon am 1. Nov. 1680 starb. Nun kamen unzählbare Freier, um den glänzenden Preis der jungfräulichen Witwe zu werben, und unter denselben soll sich schon damals Graf Königsmark befunden haben. [3]) Ja

---

1) Er war während der Bürgerkriege ein Gegner des Königs gewesen, hatte aber keinerlei Antheil an dessen Morde gehabt und schließlich die Restauration der Stuarts unterstützt.

2) Die Engländer haben auch zur Bezeichnung derselben ein sehr treffendes, eigentlich unübersetzbares Wort: meddling (einmischen, — vielleicht einmischerlich).

3) Es müßte das nach seiner Rückkehr von Tanger im Jahre 1681 gewesen sein. Schon vorher, ohne daß wir uns recht denken können wann, soll er eine Liaison mit einer vornehmen englischen Dame, angeblich einer Gräfin Southampton, gehabt haben, die ihm als Page verkleidet nach Frankreich gefolgt sei und dort die bekannte Anekdote mit dem votre page accouche geliefert habe. Dieser Ver-

es wird behauptet, daß eben der Wunsch, die junge Dame gegen die gefährlichen Bewerbungen des Fremden zu schützen, ihre Verwandten bestimmt habe, die anderweite Vergebung ihrer Hand zu beeilen. Jedenfalls scheint nicht das Herz der Braut die Wahl gelenkt zu haben, indem unmittelbar nach der Trauung, die im Spätsommer oder Herbst des Jahres 1681, wo nicht erst zu Anfang des folgenden Jahres, stattgefunden zu haben scheint, die Neuvermählte von der Seite ihres Gemahls getrennt ward. Will man dabei auch nicht an die Wahrheit des immerhin bezeichnenden Gerüchts glauben, daß sie selbst nach Holland entflohen sei, um dem Verhaßten zu entgehen, so scheint es doch, daß ihre Mutter verlangt habe, sie solle zunächst ein Jahr auf dem Festlande zubringen, und daß dies eingeräumt worden war.

Der Erkorene war Sir Thomas Thynne, Esquire, auf Longleate in Wiltshire, der Sprosse eines alten Hauses und der Erbe der großen Besitzungen seines gleichnamigen Oheims. Sein Reichthum hatte ihm den Beinamen: Tom mit Zehntausend verschafft, was einem heutigen Einkommen von 50000 Pf. St. jährlich entsprechen würde, und eben dieser Reichthum, mehr als seine sonstigen Eigenschaften, stellte ihn in die ersten Reihen der englischen Modewelt. Er hatte früher dem Herzog von York, dem nachherigen König Jakob II., nahe gestanden, war aber endlich mit dem Prinzen zerfallen, zu der Gegenpartei übergetreten und ein vertrauter Freund und Gefährte des volksbeliebten, leichtsinnigen und unglücklichen Herzogs von Monmouth geworden, der ihn oft zu

---

bindung schreibt man die Geburt der Marie Dorothea d'Holland de Königsmark zu, die später den Generallieutenant Grafen Carate geheirathet habe. Die Mutter sei in ein Kloster gegangen.

ongleat besuchte, wo Thynne einen fürstlichen Haushalt ührte. Er war in vier Parlamenten ein Abgeordneter er Grafschaft Wilts gewesen und hatte sich 1679 einer Deputation angeschlossen, die den König um schleunige Wiederberufung des Parlaments anging. Damals sagte hm der König: „Ich kann mich nur wundern, daß o vermögende Personen, wie Sie, das Volk zu Meuerei und Aufruhr anstacheln, und ich wünsche lebhaft, aß Sie an Ihre eigenen Angelegenheiten denken, und s mir überlassen mögen, für die meinigen zu sorgen." Im ganzen wird Thynne als ein schwacher, geldstolzer nd ausschweifender Mensch geschildert.

Ist er gewesen, wie wir ihn uns denken, so wäre s nicht zu verwundern, wenn seine junge Gemahlin nur mit Grauen an die Zeit dachte, wo es mit ihrer widerwärtigen Verbindung mit ihm Ernst werden sollte, nd wenn wir annehmen könnten, daß sie Königsmark irklich zugethan gewesen sei und sie Mittel gesucht und efunden hätte, ihm ihre Gesinnungen und ihren Abscheu or dem verhaßten Gemahl zu erkennen zu geben, so würde darin wenigstens einige Milderung des Urtheils iber sein nachfolgendes Verfahren liegen. Er würde enigstens von dem Vorwurfe befreit werden, daß er ur an sich gedacht, nur aus egoistischen Beweggründen — sei dies nun Rachsucht oder Geldspeculation gewesen — ehandelt habe. Indeß ist nicht die mindeste Spur einer Betheiligung der Dame bei dem gleich zu schildernden Vorgange, oder auch nur eines vorhergegangenen Verehrs zwischen ihr und dem Grafen hervorgetreten, sei s nun, daß ein solcher nicht stattgefunden, oder daß er Graf ihn aus ritterlicher Discretion verschwiegen hätte, so sehr ihm auch eine Mittheilung darüber we-

nigſtens bei der öffentlichen Meinung hätte zu ſtatten kommen können. [1])

Am Abend des 12. Febr. 1682 (nach altem Stil einem Sonntag) wurde London durch die Nachricht erſchreckt, daß Thynne auf offener Straße in ſeinem Wagen ermordet worden ſei. Der Mord war am öſtlichſten Ende von Pall-Mall, der Arcade des Opernhauſes gegenüber, verübt, und Mr. Thynne war dabei mit fünf Kugeln aus einer Muskete tödlich verwundet worden, worauf er noch lebend in ſeine Wohnung gebracht wurde, wohin, auf die erſte Nachricht von dem Vorgang, der Herzog von Monmouth und andere Freunde des Gemordeten eilten. Der Eifer der Behörden für Entdeckung und Verfolgung der Thäter wurde durch die Beſorgniß verſchärft, daß der Parteigeiſt das Ereigniß ausbeuten und den Mord für einen politiſchen ausgeben möge. Sir Johann Renesby erließ ſogleich Verhaftungsbefehle gegen einige der That verdächtige Perſonen, und mit Hülfe eines Sänftenträgers, welcher den einen Spießgeſellen aus ſeiner Wohnung zu Weſtminſter in den Schwarzen Ochſen gebracht hatte, wo derſelbe zu Pferde geſtiegen war, und eines Frauenzimmers, das denſelben Menſchen zu beſuchen pflegte, gelang es den Conſtables, ſeinen Aufenthaltsort auszuſpüren und ihn ſelbſt zu ergreifen. Es war ein Schwede und ſagte auf Befragen aus, daß er der Diener eines deutſchen Hauptmanns ſei, der ihm geſagt habe, er habe einen Streit mit Mr. Thynne

1) Hätte der Graf wirklich in der Abſicht gehandelt, zunächſt nur die Geliebte einer ihr verhaßten Verbindung zu entziehen, ſo würde ſich eine merkwürdige Uebereinſtimmung zwiſchen ſeinem Verhältniſſe und dem ſpätern ſeines Bruders herausſtellen, das jedenfalls von demſelben Wunſche ſeinen Ausgang genommen hat.

und er möge auf dessen Kutsche aufpassen. Als der Hauptmann nun an jenem Tage erfahren habe, daß die Kutsche abgefahren sei, habe er sich sofort angezogen und mit zwei andern, einem schwedischen Lieutenant und einem Polen, zu Pferde gesetzt, um, wie der Diener annahm, Mr. Thynne zu suchen. Durch denselben Bedienten erfuhr Renesby, wo der Hauptmann und seine zwei Genossen wahrscheinlich zu finden wären, und nachdem er mit dem Herzog von Monmouth, Lord Merdaunt[1]) und andern, nach Anweisung jenes Menschen, bis früh um 6 Uhr mehrere Häuser durchsucht hatte, fand er den Hauptmann in dem Hause eines schwedischen Doctors in Leicester-Fields. Renesby ging zuerst in sein Zimmer, von Lord Merdaunt gefolgt, und traf den Hauptmann im Bette, das Schwert desselben in einiger Entfernung von ihm auf dem Tische liegend. Er brachte zuerst diese Waffe in Sicherheit und übergab dann den Hauptmann zwei Constables, wobei derselbe keinen Widerstand versuchte und die größte Gleichgültigkeit an den Tag legte. Auch die beiden andern Gesellen wurden gefunden und zu Renesby gebracht, der ihre Vernehmung noch nicht beendigt hatte, als er zum König verlangt ward, diesem über die Sache Bericht zu erstatten. Er mußte die Gefangenen und die gefundenen Papiere mitbringen und der König befragte die erstern selbst, vor versammeltem Geheimrathe.

Von Anfang an war auf einen Graf Königsmark der Verdacht gerichtet worden, daß der Mord von ihm angestiftet oder doch um seinetwillen begangen sei. Da man jedoch nicht wußte, daß Graf Karl Johann in

1) Der nachherige Earl von Peterborough (III, 241 fg.).

England sei, so richtete man den Verdacht auf dessen jüngern Bruder, den Grafen Philipp Christoph, der sich damals in der Akademie des Mr. Faubert zu London befand, von wo er nach Oxford überzugehen bestimmt war. Man vernahm daher zunächst seinen Führer [1], von dem man erfuhr, daß der älteste Graf Königsmark, der einige Zeit vorher in England gewesen und der jetzigen Mrs. Thynne den Hof gemacht, zehn Tage vor dem Morde insgeheim in England angekommen sei und sich bis zu diesem Vorfall verborgen gehalten habe. Man scheint darauf den jüngern Grafen ganz aus dem Spiele gelassen zu haben, und trachtete nur danach, sich des ältern zu bemächtigen, was jedoch nicht so schnell gelang, da er am Morgen nach der That aus seiner Wohnung verschwunden war. Der deutsche Hauptmann, der sich als ein von Frantz aus der Mark auswies, ergab sich allerdings als derjenige, der die Ausführung des Mordes geleitet hatte. Der Schuß selbst war auf sein Geheiß durch den Polen Borosky erfolgt, und der Schwede, ein Lieutenant Stern, war lediglich als Beistand mitgewesen. Frantz blieb aber beharrlich dabei, daß er nur aus Freundschaft für den Grafen, aber völlig ohne dessen Vorwissen gehandelt habe. Er sei seit acht Jahren ein Intimus des Grafen, sagte er, der in Schweden ein sehr bedeutender Mann sei. Mr. Thynne habe den Grafen um

1) Schon der Umstand, daß Philipp Christoph, während sein Bruder bereits gegen Türken und Mauren gekämpft hatte, noch im Unterrichtsstadium stand und einen Hofmeister hatte, spricht entscheidend dafür, daß er nicht der ältere Bruder war, wie häufig angenommen worden ist. Im Folgenden sieht man, daß auch bei dem Processe Karl Johann als der älteste hervortrat. Der Führer wird in den englischen Quellen Mr. Hanson genannt. War er ein Deutscher, so wird er wol Hansen geheißen haben.

die Hand der von ihm geliebten Dame gebracht und ihn auch außerdem beleidigt. Das habe Frantz rächen wollen. In der That war Frantz, was übrigens bei dem Processe nicht hervorgetreten zu sein scheint, ein wol nicht zu ferner Verwandter des Grafen. Aus einem alten märkischen Geschlechte entsprossen, war er der Enkel Martin's von Frantz und einer Königsmark aus demselben Hause Köplin, aus welchem die Grafen stammten. [1]) Frantz hatte nicht lange, bevor er sich zum Leiter eines Mordes herabließ, seinen Muth in edlerer Weise bethätigt, indem er bei der Vertheidigung von Mons einen verlorenen Posten commandirte, wobei er nur allein mit noch zweien von funfzig Leuten, die unter seinem Befehle gestanden hatten, mit dem Leben davonkam [2]), und war dafür von dem Prinzen von Oranien durch Ernennung zum Hardelieutenant, von dem König von Schweden durch Verleihung einer Reiterschwadron belohnt worden. Englischerseits war man nur froh, daß blos Ausländer bei der Sache betheiligt waren, und daß ihre Aussagen der Opposition jeden Vorwand nahmen, dem Vorgang einen politischen Anstrich zu geben, ein Bemühen, das im Anfang dadurch nahe gelegt war, daß der Herzog von Monmouth an jenem Tage ein Zeit lang in Thynne's Kutsche gefahren war. Es ergab sich jedoch, daß der Herzog die Kutsche schon seit länger als einer Stunde verlassen hatte, als der Mord erfolgte, und die Verbre-

1) Sein Vater Kersten von Frantz auf Kompelin, Werben und Debergetz, war 1654 gestorben und hatte mehrere Söhne und Töchter hinterlassen. Von den Töchtern wurde Ottilie Marie († 1701) 1688 mit dem schwedisch-bremischen Regierungsrath Samuel Christoph von Wissenheim verheirathet.

2) Es scheint dies bei der 1677 durch den Marschall d'Humières vorgenommenen Blokade von Mons geschehen zu sein.

cher versicherten einmüthig, der Mord hätte nicht stattfinden sollen, wenn der Herzog bei Mr. Thynne geblieben wäre. War auch auf diese Versicherung nicht allzu viel zu geben, so stellte sich doch jedenfalls heraus, daß es sich lediglich um den Conflict zwischen Thynne und Königsmark gehandelt hatte, und die Sache außer allem Bezug zu dem englischen Parteiwesen stand.

Königsmark war noch immer verborgen. Es wurden aber keine Anstrengungen gespart, seiner habhaft zu werden. Lord Cavendish und der Herzog von Monmouth waren besonders eifrig dabei, und schon in der Gazette vom 16. Febr. 1682 wurde ein Preis von 200 Pf. St. auf seine Ergreifung gesetzt. In der That gelang es am 19. Febr., gerade eine Woche nach dem Morde, ihn zu Gravesend, wo er sich verkleidet aufgehalten hatte, zu verhaften, worauf er, unter militärischer Bedeckung nach London gebracht wurde. Hier wurde sofort eine außerordentliche Rathssitzung berufen, in welcher der König selbst den Angeklagten befragte. Renesby, der zugegen war, sagt in seinen Memoiren: der Graf trat vor Sr. Majestät mit aller nur denkbaren Zuversichtlichkeit erschienen. Er sei eine schöne Person gewesen, und sein Haar das längste, das er jemals gesehen. Da das erste Verhör nur sehr allgemein gehalten war, wurde er an demselben Tage nochmals von dem Lord Oberrichter, dem Generalprocurator und Renesby selbst vernommen. Königsmark leugnet auf das bestimmteste jede Wissenschaft des Verbrechens, während Renesby von seiner Schuld überzeugt gewesen zu sein scheint. Der König, der sich des Antheils erinnern mochte, den er früher an dem jungen Manne genommen, auch wol der Abkunft, den allgemeinen Verhältnissen und Verbindungen des Grafen und seinen Thaten zu Tanger Rechnung trug,

ll gewünſcht haben, daß der Graf davonkommen möge, ıb daneben ſollen einige Freunde Königsmark's es nicht ı Beſtechungen haben fehlen laſſen. Wie dem auch , der Proceß wurde am 27. Febr. in Hicks-Hall, ıter Vorſitz der Oberrichter Pemberton, North und ontagu verhandelt. Es blieb kein Zweifel, daß Bo- sky den Mr. Thynne geſchoſſen und daß Frantz und tern als Beiſtände zugegen geweſen waren. Stern ıeint lediglich unter Frantzens Einfluß gehandelt und ın dem weitern Zuſammenhang nicht viel gewußt zu ıben. Frantz blieb ſtandhaft dabei, daß er allein der ıheber des Verbrechens ſei und der Graf nichts davon ıhnt habe. Borosky dagegen verſicherte, daß er von m Grafen Königsmark angeſtiftet worden und auf ſſen Wunſch nach England gekommen ſei. Es wurde ıßerdem erwieſen, daß der Graf in einer geringen Woh- ung verborgen gelebt und aus dieſer vor dem Morde ıd beinahe im Augenblicke des Mordes mit den Ver- echern in Verkehr geſtanden habe. Auch wurde bezeugt, ıß er eine ſtarke Erbitterung gegen Mr. Thynne geäu- rt, weil dieſer ſich zwiſchen ihn und den reichen Preis, ıch dem er ſtrebte, geſtellt habe, und es ergab ſich auch, ıß er unmittelbar nach dem Morde verkleidet geflohen ar. Der Graf, unter deſſen Entlaſtungszeugen auch ſein ruder und deſſen Hofmeiſter erſchienen, ſtellte entgegen: ıß die Angeklagten zu ſeinem Gefolge und ſeiner Die- erſchaft gehört hätten, weshalb er nothwendigerweiſe el mit ihnen verkehrt hätte, was jedoch niemals dieſen Mord betroffen habe. Wie er nach London gekommen l, ſei er erkrankt [1]) und dadurch genöthigt worden, bis

1) Ob das die ſchon erwähnte Krankheit oder eine neue geweſen, leibt dunkel. Im erſtern Falle würde es ungegründet ſein, daß der

zu seiner Heilung sich still zu halten. Mit Mr. T
habe er niemals einen Streit gehabt, ihn sogar nie
auch nur gesehen. Die Flucht nach dem Morde
natürlich, da er, auch ohne von dem Morde gewu
haben, wohl wissen konnte, daß Frantz um seinen
gehandelt und daß auf ihn selbst ein schwerer Ve
fallen würde. Freilich würde es auch da noch vie
klüger, jedenfalls mannhafter gewesen sein, wenn
blieben, hervorgetreten und eben dadurch sein gutes
wissen bezeugt hätte, während die Flucht den Ve
verstärkte. Indeß hatte er doch nur so gehandelt
die meisten in ähnlichem Falle zu handeln pflegten,
die Unannehmlichkeiten eines Criminalprocesses un
Ungewisse des Ausgangs scheuten, und ihm als Aus
lag der Gedanke der Flucht doppelt nahe. Da m
England auf die Aussagen der Theilnehmer eines
brechens wenig Gewicht legt, solange sie nicht
anderweite Beweismittel unterstützt werden, und d
englische Geschworenengericht keineswegs blos auf
genannten moralischen Ueberzeugung beruht, sonde
altbewährten Beweisregeln festhält, die man am
sten zum Nachtheil des Angeklagten außer Augen
so kam der Mangel an directem gesetzlichen B
gegen den Grafen demselben wesentlich zu s
Dies machte namentlich der Oberrichter Pemberto
tend, dessen Résumé entschieden zu Gunsten des
ausfiel, und in der That wurde der Graf für sch
erklärt, während die drei andern Gefangenen sc
befunden und am 10. März in Pall-Mall, dem
ihres Verbrechens, gehängt wurden, wobei Borosky

Graf nach seiner Genesung noch einmal England verlassen hät
erst kurz vor dem Morde zurückgekommen wäre.

nmittelbare Thäter, die Auszeichnung erfuhr, in der
von Mile-End in Ketten aufgehängt zu bleiben.
)b bei dem für Königsmark freisprechenden Urtheile
Einfluß des Königs, ob Bestechung dabei gewaltet
wie man geargwöhnt, muß dahingestellt bleiben.
glauben jedoch, daß auch ohne solche Einflüsse eine
ssenhafte Jury, welche vor allem die Möglichkeit
t, einen Unschuldigen zu verurtheilen, keinen Wahr-
h gegen ihn finden konnte. Unbedingt gegen ihn
h nur die Aussage des Polen Borosky. Dieser
stand zunächst der directe Widerspruch des Haupt-
s des Verbrechens, des Hauptmanns von Frantz,
gen, und wenn der letztere Zweifeln unterlag, so
das doch auch von der erstern. Denn jene Aus-
war doch auch nur allgemeiner Natur; es konnte
Misverständniß über die wahre Intention des Gra-
dabei obwalten, oder der Pole konnte in der Mei-
g handeln, seine Schuld werde geringer erscheinen,
n er sich als das Werkzeug eines so hochgestellten
nes darstelle; oder er konnte, wie Frantz aus Freund-
t, so aus irgendeinem Uebelwollen handeln. Alles
ge, was gegen den Grafen sprach, belief sich auf
lichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Gründe zu Verdacht,
ber nirgends einen sichern Beweis, ließ immer die
ichkeit seiner Unschuld zu, und solange die noch
t, ist eine Verurtheilung ein schweres Wagniß. Daß
)raf einen weitern Streit mit Thynne gehabt, blieb
)loße Behauptung, für die nicht das Mindeste bei-
cht wurde. Sein Verborgenliegen, seine Flucht nach
Morde machte ihn verdächtig; aber das erstere er-
er durch seine von Zeugen bescheinigte Krankheit,
für die letztere lag in dem Wunsche, sich dem Ver-
werden in einen Criminalproceß zu entziehen, die

Erklärung nahe. War die Sache daher in Bezug auf die äußern Verdachtsgründe immerhin zweifelhaft, so erscheint sie auch in Betreff der innern so. Auf der einen Seite war es gewiß, daß der Mord um des Grafen willen verübt worden, und die Behauptung des Frantz, daß er dabei nur aus Freundschaft für den Grafen gehandelt, dieser aber von dem Vorhaben nichts gewußt habe, hatte ihr Unwahrscheinliches. Unmöglich war sie nicht. Dieselbe Anhänglichkeit des Frantz, die ihn bestimmte, bis zum Tode bei seiner dem Grafen günstigen Aussage zu beharren, konnte ihn auch vermocht haben, die Sache desselben zu der seinigen zu machen und auf eigene Hand ihn an dem zu rächen, der, wie er meinte, dem Glücke des Grafen in den Weg getreten. Dazu kam, daß es völlig dunkel bleibt, was der Graf eigentlich bei Anstiftung des Mordes beabsichtigt haben sollte. Sollte es bloße Rache sein? Da lag es denn doch in seinem ganzen Wesen weit mehr, eine solche auf eigene Hand in ritterlichem Zweikampf zu suchen, als sie durch einen von gedungenen Banditen verübten Mord befriedigen zu lassen. Oder sollte damit das Hinderniß seiner Verbindung mit der gewünschten Braut aus dem Wege geräumt werden? Die geringste Ueberlegung genügte, um zu erklären, daß der Mord gerade ein neues und unübersteigliches Hinderniß schuf. Wollte doch der Graf sogleich nach dem Morde aus England flüchten und würde ihn doch diese Flucht auf ewig aus England verbannt haben.

Wir gestehen, daß wir keineswegs ohne allen Verdacht gegen den Grafen sind, daß wir aber, wenn wir ihn für schuldig halten sollten, voraussetzen müßten, es seien noch andere Dinge im Spiele gewesen, welche nicht zu Tage gekommen. Dergleichen konnten verschiedener Art

War vielleicht Thynne von dem Grafen zum Zwei-
f gefordert worden und hatte er, mit dem ganzen
muth des reichen englischen Gentleman, es abgelehnt,
nit dem fremden Abenteurer einzulassen? Oder han-
der Graf, welcher Fall schon oben berührt worden,
nicht im Einverständniß mit Mrs. Thynne, so doch
rmeinten Interesse derselben? Wollte er sie vielleicht
em Festlande treffen? Oder war von dem Grafen
anderes beabsichtigt worden, als ein Mord, und
die Thäter ihn misverstanden und seinen Auftrag
chritten? Die Herzogin von Ahlden hat später,
sie diesen Vorgang, allerdings nach allen Seiten
unrichtig, erzählte, behauptet: man habe den Mr.
ne nur zur Verzichtleistung auf seine Gemahlin
gen wollen, und das sei in einen Mord ausgeartet.
findet sich aber durchaus kein äußeres Anzeichen für
Wahrheit dieser Versicherung, welche wahrscheinlich
den beschönigenden Erzählungen des jüngern Gra-
geflossen ist.

Wie dem aber auch sei, die öffentliche Meinung er-
e Königsmark für schuldig, betrachtete seine Frei-
hung als eine Wirkung der Hofgunst und Beste-
g und zeigte solche Erbitterung gegen den angenom-
n Mörder eines Mannes, der, wie werthlos er sonst
doch als schließlicher Anhänger einer populären Sache
ert ward, daß der Graf für gut fand, England
hnell als möglich zu verlassen. Doch auch auf das
and wollte ihn ein Bluträcher verfolgen. Der feu-
Lord Cavendish [1]) erbot sich, Königsmark in jedem

---

1) Lord William, welcher nachmals, bei der Erhebung seines
s, des dritten Earls von Devonshire, zur Herzogswürde, den
titel Marquis von Hartington erhielt (1694), und am 18. Aug.

Theile der Welt zu treffen, ihn der Blutschuld zu zeih
und die Beschuldigung mit seinem Schwerte zu erweis
Königsmark soll auch die Ausforderung angenomm
haben, und es soll bestimmt worden sein, daß sie
den Dünen von Calais ihre Sache ausfechten soll
Königsmark hätte jedoch vor Eintritt der verabred
Zeit den Zweikampf abgelehnt. Ist das letztere w
so ist es jedenfalls nicht aus Mangel an Muth gesche
Wol sollte Graf Karl Johann einen frühen Tod fin
sollte es aber auf der Bahn der Ehre und in e
rühmlichen Sache. In Frankreich hatte der engli
Proceß seiner Stellung keinen Eintrag gethan.
König verlieh ihm das Fürstenbergische Regiment,
er wohnte, nachdem er einen Ausflug auf seine deutsc
Güter gemacht, 1683 der Belagerung von Courtra
wo er sich mannhaft hervorthat und mehrere Wu
empfing. Kaum von diesen genesen, eilte er nach
talonien, wo er gerade am Tage vor dem Gefecht
Pont-Mayor bei den französischen Linien anlangte.
diesem Gefecht defilirte er mit seinem Regiment vor
ganzen Infanterie des Feindes vorüber und nahm
wichtige und gefährliche Position weg. Dann stürzte
sich zuerst in den Strom, wobei er fortgerissen und
durch den Beistand eines Hauptmanns gerettet w
sofort aber den Versuch wiederholte und, wenn auch
großem Verlust, seine Leute ans jenseitige Ufer bra
und den Feind zurückschlug. Ebenso zeichnete er sich bei
Belagerung von Girona aus. Lieber aber, als g

---

1707 seinem Vater als Herzog von Devonshire succedirte.
jedoch lange nach jenen Vorgängen, durch Vermählung mit
Russell, der schönen und geistvollen Tochter der Lady Russell, in
Verwandtschaft mit der Mrs. Thynne getreten.

die Spanier, hätte er gegen die Türken gekämpft, und überdem verleidete ihm die zunehmende Intoleranz des französischen Hofs den Aufenthalt in Frankreich. Auch ihm wurde der Uebertritt zum Katholicismus angemuthet. Er soll aber dem König, der ihn deshalb anging, geantwortet haben: er würde sich der Gnade und der Dienste Sr. Majestät nicht mehr würdig halten, wenn er solche Untreue gegen seinen Gott bewiese. Auch soll er seinem Regimente entsagt haben, weil es zu den Dragonaden verwendet worden. Unter diesen Umständen hatte er wiederholt um die Erlaubniß nachgesucht, an den Feldzügen in Ungarn theilzunehmen. Die Politik des französischen Hofs hatte ihm das Gesuch aber immer abgeschlagen, weil sie Oesterreich keinen Beistand gönnte. Dagegen ward ihm 1686 verstattet, zu dem venetianischen Heere zu stoßen, das sein Oheim Graf Otto Wilhelm auf Morea befehligte. Er nahm an der Einnahme von Navarin und Modon theil, und strengte sich in der siegreichen Schlacht von Argos, wo ihm das Pferd unter dem Leibe verwundet ward, dergestalt an, daß er gleich darauf in ein hitziges Fieber verfiel, das ihn am 27./28. Aug. 1686 dahinraffte. In den ersten Tagen seiner Krankheit soll er mehrmals ausgerufen haben: „Ich habe noch nichts gethan.“ Seine Leiche ward nach Stade geschafft und an Einem Tage mit der seines Oheims unter großen Feierlichkeiten bestattet.

Der Gegenstand seines Streites mit Thynne, die Ueberworbene Erbin, war unmittelbar nach der Hinrichtung der Mörder ihres Gemahls nach England zurückgekehrt, scheint durch das Vorgegangene nur an Interesse gewonnen zu haben, und machte, bevor noch zwei Monate verflossen waren, eine der glänzendsten Partien, indem sie ihre Hand dem Herzog Karl von Somerset

reichte. Von ungewöhnlichen, romantiſchen Unfällen und Begegniſſen war ihr Leben fortan frei. Ihr Gemahl war, ſolange die Norfolk noch durch ihren Katholicismus von Ausübung ihrer politiſchen Rechte ausgeſchloſſen waren, der erſte Peer des Reichs. Sie ſelbſt wurde nach dem Sturze der Marlborough Oberhofmeiſterin der Königin. Ob der Hochmuth ihres Gemahls, der ihm die gangbare Bezeichnung als der ſtolze Herzog von Somerſet verſchaffte [1]), ihr beſchwerlich gefallen iſt, wiſſen wir nicht. Aeußerlich iſt nichts hervorgetreten, was das Verhältniß der Gatten als ein unerfreuliches hätte erſcheinen laſſen. Sorgen und Kümmerniſſe, gewöhnlicherer, aber deshalb nicht weniger ſchmerzlicher Art, als die früher beſtandenen, ſind ihr freilich auch nicht erſpart geblieben. Von 13 Kindern, die ſie ihrem Gemahl geboren, haben nur zwei ſie überlebt. Sie ſelbſt ſtarb am 23. Nov. 1722, im ſechsundfunfzigſten Lebensjahre. Ihr Gemahl überlebte ſie noch bis 1748, wo er in einem Alter von 87 Jahren ſtarb. Sein älteſter Sohn und ſein Nachfolger in der Herzogswürde, Algernon Seymour, früher Earl von Hertford, vermählte ſich mit einer Tochter derſelben Familie Thynne, mit der ſeine Mutter in ſo unglücklicher Verbindung geſtanden, erreichte aber die Jahre ſeines Vaters bei weitem nicht [2]), und ſeine einzige Tochter und Erbin brachte das reiche Erbe der Peerie an die Smithſon, denen der heutige Earl von Northumberland angehört. Die Herzogswürde von Somerſet, mit der darangeknüpften Baronie Seymour of Hache, fiel an eine weit entfernte Linie der Seymour. Das

1) Vgl. III, 506 fg.

2) Er ſtarb 1750. Sein einziger Sohn Georg, war noch bei Lebzeiten des Großvaters 1744 im neunzehnten Jahre geſtorben.

Earlthum Egremont und die Baronie Cockermouth kamen an einen Enkel unſerer Heldin, einem Wyndham, den hinterlaſſenen Sohn ihrer 1713 verſtorbenen Tochter Katharina. Das Earlthum Hertford, die Viscountſchaft Beauchamp und die Baronie Seymour of Troubridge erloſchen, und der reiche Beſitz, den der ſtolze Herzog von Somerſet an Ehren und Gütern vereinigt hatte, war in viele Hände verſtreut.

Wir haben uns nun zu dem letzten männlichen Sproſſen jenes gräflichen Zweigs der Königsmark zu wenden, den der alte Feldmarſchall begründet hatte, dem Grafen Philipp Chriſtoph, deſſen trauriges und myſteriöſes Ende bis auf die jüngſte Zeit viele Federn beſchäftigt hat, während doch jede neue hinzukommende Mittheilung zu einer abermaligen Reviſion der Sache reizt. Der letzte männliche Sproſſe ſeines Hauſes — denn mit den fortblühenden Zweigen der Königsmark ſcheinen jene Grafen, nach einer ſchon früher (VIII, 143) von uns gerügten Gewohnheit des deutſchen Adels, faſt ganz aus näherer Verbindung gekommen zu ſein — und durch eine frühe und geheimnißvolle Kataſtrophe untergegangen, deren Schleier zu lüften in der nächſten Zeit ſein Gefährliches hatte, hat er das ſchon oben berührte Schickſal der letzten Sproſſen erloſchener Geſchlechter in beſonderm Maße getheilt, daß über ſein Leben weniger Sicheres bekannt iſt, als über das ſo vieler weit unbedeutenderer Perſönlichkeiten. Schon der Tag ſeiner Geburt iſt unbekannt, das Jahr derſelben nicht ſicher bekannt. Daß das letztere nicht, wie vermuthungsweiſe geſchehen, vor dem ſeines Bruders, etwa in das Jahr 1656 zu ſetzen, ſcheint zweifellos, wenn man bedenkt, was der 1659 geborene Karl Johann ſchon alles durchgemacht und wie er daſtand, als ſein Bruder noch, unter Führung

eines Hofmeisters, eine englische Akademie bezog.
möchten annehmen, daß er nicht vor 1662 geboren
Seine Jugend, nachdem er, dem Kindesalter entw
der Obhut der Mutter entlassen ward, soll er am
des Herzogs von Braunschweig-Celle verbracht ha
So bestimmt dies aber versichert wird und so gew
auch scheint, daß er in seinen jüngern Jahren s
jenem Hofe aufgehalten, so lassen wir es doch i
mangelung sicherer äußerer Zeugnisse, dahingestell
ob er wirklich daselbst „erzogen worden", als Pa
jenem Hofe gestanden, oder ihn nur, wie andere b
barte Höfe, gelegentlich mit seiner Mutter besucht h
Jedenfalls weiß man etwas Bestimmtes über ihn
bis er 1682 bei dem Processe seines Bruders in L
erscheint, wo er sich als ein junger, harmloser
darstellt, der, unter einem Führer, in seiner Bild
schule begriffen ist, und den man sogleich jedes
seinen Namen entstandenen Verdachtes entbindet,
sein älterer Bruder hervortritt. Zu Ende Febru
Jahres 1682 war er sonach noch in England und
lich bestimmt, noch längere Zeit dort zu bleibe
namentlich noch die Universität Oxford zu bes
Daß dies nicht geschehen ist, daß er vielmehr, vi
gleichzeitig mit seinem Bruder oder doch um d
Zeit, England verlassen hat, ist auch uns wahr
lich. In erwiesener Weise tritt er aber erst 1688

---

1) Dasselbe Jahr hat auch Hesekiel, der wol aus Famil
richten geschöpft hat.

2) Daß er, wie Cramer ohne nähere Bescheinigung angi
ersten Unterricht zu Hamburg empfangen, ist nicht unwahrsc

3) Die Herzogin von Ahlden erwähnt nur, daß er, wie
ein Kind gewesen, an jenem Hofe erschienen sei, was nur a
vorübergehenden Besuch zu weisen scheint.

hervor, wo er am 12. März 1688 zu Hannover am Hofe speiste, und dann wieder im Februar 1689, wo er in Venedig war, um die Leiche seines Oheims, des Grafen Otto Wilhelm, in Empfang zu nehmen und nach Stade zu geleiten. Von 1688 an erscheint er in hannoverschen Kriegsdiensten. Die Lücke von 7—8 Jahren, die sich sonach herausstellt, wird von verschiedenen Schriftstellern in verschiedener Weise ausgefüllt. Cramer versichert mit großer Bestimmtheit, er sei von Celle an den kursächsischen Hof nach Dresden gekommen, habe den Prinzen Friedrich August, den nachherigen König August II., auf dessen Reisen begleitet, sei zeitig kursächsischer Oberst geworden, habe mehreren Feldzügen in Ungarn beigewohnt und sei dann, durch eine zufällige Bekanntschaft mit dem Prinzen Ernst August von Hannover [1]), in hannoverschen Dienst gekommen. Diesen Angaben steht allerdings direct entgegen, wie Graf Schulenburg mit Recht hervorhebt, daß Ernst August erst 1674 geboren war, der Graf aber schon 1689 als hannoverscher Oberst erscheint. Auch die englische Episode will nicht dazu stimmen, und in Sachsen weiß man nichts davon, daß ein Graf Königsmark den Prinzen Friedrich August auf seinen Reisen begleitet habe und vor dem Jahre 1694 in kursächsische Dienste getreten sei. Auch ist seine angebliche Theilnahme an ungarischen Feldzügen, die er offenbar an der Seite Friedrich August's in sächsischen Diensten mitgemacht haben soll [2]), vollkommen unchrono-

1) Der jüngste Sohn des ersten Kurfürsten von Hannover, Ernst August, und der Sophie von der Pfalz. Geb. 18. Sept. 1674, wurde r 1716 Bischof von Osnabrück, und starb, unvermählt, 14. Aug. 728.

2) Eine französische Denkschrift des Herrn de Bussy (Suard, „Archives littéraires de l'Europe", Paris 1804, Nr. 8) läßt ihn

logisch, da die ungarischen Feldzüge Friedrich August's erst nach 1694 fallen, wo Königsmark schon hinüber war. Seine Bekanntschaft mit Friedrich August datirt vielmehr von den niederländischen Feldzügen der Jahre 1688 fg. Ein memoirenartiger Aufsatz des Marschalls von Sachsen, des Neffen unsers Grafen, der sich erst vor kurzem in dem Staatsarchiv zu Dresden gefunden hat und von Herrn von Weber in seinem interessanten Werke: „Aus vier Jahrhunderten" (II, 88 fg.), veröffentlicht worden ist, läßt den Grafen, der in einem innigen Liebesverhältnisse mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle gestanden habe, bei der Trauung der letztern mit dem Erbprinzen von Hannover, verkleidet in der Schloßkapelle zu Hannover [1]) erscheinen, große Bestürzung der Prinzessin erregen, die sie durch ein vorgeschütztes Unwohlsein bemäntelt habe, während der dadurch entstandenen Verwirrung, auf eine Mahnung ihrer Vertrauten, des Fräuleins Knesebeck [2]), fortstürzen, zur Post eilen, nach Schweden abreisen und sich dort in ein einsames Schloß flüchten [3]), nach wiedergewonnener Fassung aber ganz ruhig — nach Hannover zurückkehren, sich bei Hofe

---

den Prinzen Karl Philipp von Hannover nach Ungarn begleiten, der übrigens schon 1. Jan. 1690 in Albanien fiel.

1) Die Trauung erfolgte aber zu Celle.

2) Es würde noch einer Untersuchung bedürfen, ob dieses Fräulein schon damals, 1682, an der Seite der Prinzessin gewesen, 1686 war sie es. Sie selbst behauptete aber bei ihren Verhören keineswegs, daß sie die frühe Zuneigung des Grafen und der Prinzessin aus eigener Wissenschaft kenne, sondern berief sich auf die Erzählungen einer Gräfin Reuß. Wir werden auch später sehen, daß sie über frühere Vorgänge am celleschen Hofe, die sie hätte kennen müssen, wenn sie schon 1682 daselbst gelebt hätte, schlecht unterrichtet war.

3) Wäre er in Schweden nicht auch außerdem sicher gewesen? Und was fürchtete er überhaupt? Wie wenig stimmt diese Angst zu dem sonstigen Wesen der Brüder!

vorſtellen, freundlich empfangen werden und eine Compagnie bei der Leibgarde erhalten. Wir geſtehen, daß wir das alles zu den romanhaften Ausſchmückungen rechnen, von denen jener Aufſatz voll iſt, ſei es nun, daß ſie in der Abſicht des Verfaſſers lagen, oder in einem unbewußten Spiel ſeiner Phantaſie ihren Grund hatten, oder von den Perſonen herrührten, die ihm von dieſen vor ſeiner Geburt ſtattgefundenen Ereigniſſen erzählten.

Wir müſſen hier aber auf die Verhältniſſe jener Prinzeſſin und damit auf die der damaligen Höfe des Hauſes Braunſchweig eingehen. Zwei Söhne des Herzogs Ernſt zu Celle (geb. 26. Juni 1497, † 11. Jan. 1546) und der Sophie von Mecklenburg, die Herzoge Heinrich zu Dannenberg (geb. 4. Juni 1533, vermählt mit Urſula von Sachſen-Lauenburg, † 17. Jan. 1598) und Wilhelm zu Lüneburg (geb. 4. Juli 1535, vermählt mit Dorothea von Dänemark, † 20. Aug. 1592), ſind, unter mancherlei Zwiſchentheilungen und Wechſelfällen, die Stammväter, der Erſte des Hauſes Braunſchweig-Wolfenbüttel, oder der jetzigen Herzoge von Braunſchweig, der Zweite des Hauſes Braunſchweig-Lüneburg, oder der jetzigen Könige von Hannover geworden. An der Spitze des erſtern Hauſes befand ſich in jener Zeit factiſch der edle und geiſtvolle Herzog Anton Ulrich (geb. 4. Oct. 1633, ſuccedirt 1666, † 27. März 1714), mit ſeinen Brüdern Rudolf Auguſt und Ferdinand Albert, von welchem letztern die neuern Herzoge von Braunſchweig ſtammen. Auch in dem Hauſe Lüneburg hatten gleichzeitig vier Brüder nebeneinander geſtanden, von denen jedoch der älteſte, Chriſtian Ludwig (geb. 25. Febr. 1622), bereits 1665 (15. März), der dritte, Johann Friedrich (geb. 25. April 1625), 1679 (28. Dec.) geſtorben waren, der

erstere kinderlos [1]), der letztere ohne Namenserben.[2]) Noch lebten der zweite, Georg Wilhelm zu Celle (geb. 26. Jan. 1624, † 28. Aug. 1705), und der jüngste, Ernst August zu Hannover (geb. 20. Nov. 1629, † 23. Jan. 1698). Nur der letztere hatte erbfähige Nachkommenschaft. Schon vorher, durch das Testament des Vaters dieser vier Brüder, des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg (geb. 17. Febr. 1582, † 12. April 1641), der sie mit Anna Eleonore von Hessen-Darmstadt (geb. 30. Juli 1591, vermählt 14. Sept. 1617, † 6. Mai 1659) erzeugt hatte, waren die Besitzungen der lüneburgischen Linie des Hauses Braunschweig, die zwar zu jener Zeit noch nicht vollständig vereinigt waren, deren Zusammenkommen aber in naher Aussicht stand [3]), in zwei Theile geschieden worden: den kalenbergischen, der nach Hannover benannt ward, und den lüneburgischen oder celleschen. Dem ältesten Sohne, Christian Ludwig, der zunächst die Regierung des väterlichen Antheils antrat, war die Wahl überlassen, und er entschied sich, nach dem Tode des Oheims, für Celle, wor-

---

1) Er hatte sich 9. Oct. 1653 mit jener Dorothea von Holstein-Glücksburg vermählt, welche später die zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten von Brandenburg wurde. (Vgl. III, 70.)

2) Von vier Töchtern starben zwei in der Jugend. Die älteste ward (1696) dem Herzog Rainald von Modena, die jüngste (1699) dem nachherigen Kaiser Joseph I. vermählt.

3) Zu Celle regierte nämlich damals noch ein älterer Bruder, Friedrich (geb. 28. Aug. 1574, † 10. Dec. 1648), war aber unvermählt. Er hinterließ einen natürlichen Sohn: den Ernst von Lüneburg, wie sein nächst vorhergehender Bruder, August (geb. 18. Nov. 1568, † 1. Oct. 1636), den Friedrich von Mathlingen und Nerten hinterlassen hatte. Es waren sieben Brüder gewesen, die aber, in brüderlicher Eintracht zusammenlebend, übereingekommen waren, daß nur einer von ihnen sich standesmäßig vermählen solle, welches Los dem Georg, der auch sonst der Bedeutendste unter ihnen war, zufiel.

auf sein nächster Bruder, Georg Wilhelm, ihm zu Hannover folgte. Als aber Christian Ludwig kinderlos starb, ging Georg Wilhelm nach Celle über, und in Hannover folgte ihm der dritte Bruder, Johann Friedrich, und erst nach dessen Tode trat der jüngste, Ernst August, der seit 1662 Bischof von Osnabrück war, in die Regierung zu Hannover ein. Der letztere war schon seit 1658 mit der Sophie von der Pfalz, einer Tochter des unglücklichen Winterkönigs und der Elisabeth Stuart, vermählt, die seinem Hause das Erbrecht zu der englischen Krone zugebracht hatte.

Georg Wilhelm dagegen war, nach einer ziemlich zügellosen Jugend, eine mindestens zweifelhafte Verbindung eingegangen. Daß er dies, wie behauptet worden, gleichfalls infolge eines seinem jüngsten Bruder gemachten Versprechens, sich nicht oder doch nicht standesmäßig verheirathen zu wollen, gethan habe, ist wol mit Recht bezweifelt worden. Jenes Versprechen müßte doch vor der Vermählung Georg Wilhelm's, also vor 1665 gemacht worden sein, bis zu welchem Jahre noch zwei dem Ernst August vorausgehende Brüder in standesmäßiger Ehe lebten. Wir halten dafür, daß jenes Versprechen entweder zu den vielen romantischen Ausschmückungen dieser Geschichte gehört, oder auf einer Verwechselung mit den spätern Concessionen Georg Wilhelm's beruht. Wie dem auch sei, Georg Wilhelm hatte, bei öftern Besuchen Hollands, in dem Hause der Fürstin von Tarent [1]) die Bekanntschaft eines Marquis Alexander

1) Emilie (geb. 12. Febr. 1616, † 15. Febr. 1693), eine Tochter des Landgrafen Wilhelm V. von Hessen-Kassel und der Amalie Elisabeth von Hanau-Münzenberg, vermählte sich am 1. Mai 1648 mit Heinrich Karl de la Tremouille, Fürsten von Tarent (geb. 1620, † 24. Sept. 1672).

d'Olbreuſe und ſeiner Familie gemacht, eine heftige Neigung zu der Tochter deſſelben, Eleonore d'Olbreuſe (geb. 17. Jan. 1639, † 5. Febr. 1723), gefaßt und war, nachdem er im März des Jahres 1665 regierender Herr geworden, im September dieſes Jahres in eine Verbindung mit ihr getreten, welche wahrſcheinlich in Holland durch eine geheime Trauung geweiht wurde, wenn man auch dieſe Handlung ſpäter in Celle in feierlicherer Weiſe zu wiederholen für gut gefunden hat. Georg Wilhelm ſcheint dabei niemals eine unmittelbare Succeſſionsfähigkeit ſeiner aus dieſer Verbindung zu erzielenden Nachkommen ins Auge gefaßt zu haben. Seiner Gemahlin legte er zunächſt nur den Titel einer Frau von Harburg bei und wartete ruhig ab, wie ſich der Eheſegen geſtalten werde. Der Erfolg war denn auch geeignet, die Schwierigkeiten des Verhältniſſes zu ebnen. Nachdem am 15. Sept. 1666 eine Tochter, Sophie Dorothea, geboren worden, folgten noch drei todtgeborene Töchter [1]), und dann ſchien die Hoffnung weiterer Nachkommenſchaft verſchwunden und blieb es. Von nun an ward es die Sorge Georg Wilhelm's, ſeiner Gemahlin und Tochter die möglichſten Privatvortheile zu ſichern, während er in politiſcher Beziehung den Wünſchen ſeiner präſumtiven Nachfolger willig die Hand bot. Er allodificirte fünf Domänen und erhielt (1. Sept. 1671) die Zuſtimmung der Agnaten dazu. Die Domänen Dannenberg und Hitzacker wurden der Herzogin und nach ihr ihrer Tochter zugeſchrieben. Im Jahre 1672 wurde, gleichfalls mit Zuſtimmung der Agnaten (4. Juli), die Inſel Wil-

1) Sophie Dorothea wollte ſich auch eines Bruders erinnern, der kurz nach der Geburt geſtorben ſei und über den man ſonſt nichts findet.

elmsburg denſelben Damen geſichert, worauf die Frau on Harburg vom Kaiſer zur Gräfin von Wilhelms- urg erhoben wurde (16. Juli 1674). Nunmehr wurde urch Vertrag vom 15. Mai 1676 die Ehe des Her- ogs Georg Wilhelm und die Legitimität ſeiner Tochter on ſeinem Bruder Ernſt Auguſt förmlich anerkannt. Würde Sophie Dorothea ſich in ein altfürſtliches Haus ermählen [1]), ſo ſollte ſie vollkommen berechtigt ſein, ſich Prinzeſſin von Braunſchweig-Lüneburg zu nennen und das Wappen des Hauſes zu führen. [2]) Dagegen willigte Georg Wilhelm ein, daß, falls aus ſeiner Ehe noch ein Mannesſtamm erwachſen ſollte, dieſer von der Erbfolge war nicht unbedingt ausgeſchloſſen ſein, aber doch den Söhnen Ernſt Auguſt's darin nachgehen ſollte. Am 21. Aug. 1676 wurde der Inhalt dieſes Vertrags und damit auch die Nachfolge Ernſt Auguſt's oder ſeiner Nachkommen von 24 altadelichen Landſtänden anerkannt. Nach dem Tode des dritten Bruders, des Herzogs Johann Friedrich zu Hannover, erklärte Georg Wilhelm ſeine Gemahlin zur Herzogin (17. Juli 1680) und auch dies wurde ſowol an Ernſt Auguſt, dem vielleicht dafür das Amt Thedinghauſen abgetreten ward (30. März 1682), als von dem Kaiſer anerkannt.

Die Prinzeſſin Sophie Dorothea, das einzige Kind ihrer Aeltern und der Gegenſtand höchſter Zärtlichkeit

---

1) Jedenfalls auch wenn ſie unvermählt blieb. Uebrigens hat man bei dieſer Clauſel ſchwerlich an den Fall einer nicht altfürſtlichen Vermählung der Prinzeſſin gedacht, was für die Königsmark'ſche Geſchichte allerdings von Bedeutung geweſen wäre. Denn die Prinzeſſin war bereits mit einem Prinzen aus altfürſtlichem Hauſe verlobt, als jener Vertrag geſchloſſen ward.

2) Dieſes blieb nur ihr und ihren Nachkommen vorbehalten, nicht ihren etwaigen Geſchwiſtern und deren Nachkommen (Artikel 5).

derſelben — und doch beſtimmt, durch ihre Aeltern unglücklich gemacht zu werden! — wurde mit großer Sorgfalt erzogen und erlangte, wie ungemeine Körperſchönheit, ſo auch eine ungewöhnliche Geiſtesbildung. Der Hof zu Celle war ein wohlgeregelter und dabei angenehmer Hof, an welchem, bei einer ſittlichen Haltung, zu der die gegenſeitige eheliche Treue des herzoglichen Ehepaars das Vorbild gab, doch franzöſiſche Feinheit und Anmuth herrſchten und ſchon das Verhältniß der Herzogin die Steifheit der Etikette milderte. Zahlreich wendeten ſich franzöſiſche Emigranten achtungswerthen Charakters nach jenem Hofe und belebten ihn, und auch von deutſchen Cavaliers wurde er gern beſucht. Es iſt ſchon früher erwähnt worden, daß Königsmark in ſeiner Jugend gleichfalls an dieſem Hofe erſchienen ſei, daß es aber ungewiß bleibe, in welcher Eigenſchaft, wann und wie lange. Gleiche Ungewißheit beſteht über die Sage, daß ſchon vor der Vermählung der Prinzeſſin ein Verſtändniß zwiſchen ihr und Königsmark beſtanden und daß letzterer ſich ſogar Hoffnung auf ihre Hand gemacht habe. Wir ſind der Meinung, daß nichts an dieſer Sage iſt oder daß ſie ſich höchſtens auf ein flüchtiges Kinderſpiel beſchränkt hat. [1]) Zwar würde es an ſich kein zu kühner Gedanke Königsmark's geweſen ſein, als der Erbe ſo berühmter und hochgeſtellter Vorfahren und ſo bedeutenden Reichthums, der Verwandte mehrerer hoher Fürſtenhäuſer, nach der Hand der aus nicht ſtandesmäßiger Ehe entſproſſenen Tochter eines dem Erlö-

1) Die Kneſebeck ſagte aus: die Gräfin Reuß habe ihr erzählt, wie die Prinzeſſin und der Graf noch Kinder geweſen, hätten ſie ſich oft hinter eine Gardine verkrochen und ſich da geküßt.

:n Zweigs des Hauſes Braunſchweig zu ſtre-
eß vieles ſteht doch entgegen. Die Prinzeſſin
Philipp Chriſtoph den Hof zu Celle verlaſſen
enfalls nicht älter als 14 Jahre, und war
: Verlobte eines Prinzen geweſen. Es war
nt, daß ihre Aeltern andere Abſichten hatten,
em ſchwediſchen Grafen zu verbinden. Wollen
darauf kein Gewicht legen, daß ſie ſelbſt nur
ſich als Kind viel mit Königsmark abgegeben
gern geſehen zu haben, ſo tritt doch auch in
:ichen vertrauteſten Briefen zwiſchen ihr und
:k, die man aus ſpäterer Zeit beſitzt, keine
ıg auf ein früheres Liebesverſtändniß hervor.
lt ſelbſt, wenn auch irrthümlich, doch in einer
e in Betreff eines Jugendgeliebten verwunder-
würde, wie Graf Philipp Chriſtoph nach der
er engliſchen Erbin geſtrebt habe. Es findet
ıbs eine thatſächliche Spur jenes Verſtändniſſes,
r That nur in ſolchen Berichten über die ein-
n Vorgänge vorausgeſetzt wird, deren Tendenz
ichſt romantiſche Ausſchmückung des Verhält-

. April 1676 wurde die noch nicht zehnjährige
dem damaligen Erbprinzen von Braunſchweig-
:tel, Auguſt Friedrich (geb. 24. Aug. 1657),
en Sohne des Herzogs Anton Ulrich und der
Juliane von Holſtein-Norburg, verlobt. Dieſer
:inz ſtarb aber ſchon am 22. Aug. 1676 an
Philippsburg erhaltenen Wunden; ein Todes-
für das ganze Leben der Prinzeſſin unheilvoll
ıb wurde. Zwar wurde nun der Gedanke ge-
Vermählungsplan auf den nächſten Bruder des

Verstorbenen, den dritten [1]) Sohn Anton Ulrich's, den nunmehrigen Erbprinzen August Wilhelm [2]), überzutragen. Ueberhaupt waren die Beziehungen des Hofs zu Celle zu dem von Braunschweig-Wolfenbüttel herzlicher und zutrauensvoller als zu Hannover, da dort weniger Conflict der Interessen und besserer Einklang der Charaktere bestand. Anton Ulrich selbst betrieb jenen Plan und auch Georg Wilhelm schien ihm nicht abgeneigt. Indess machte er diesmal eine wenigstens aufschiebende Schwierigkeit geltend, indem er die sofortige Abschließung eines förmlichen Eheversprechens ablehnte und den Wunsch zu erkennen gab, ein solches nicht eher eintreten zu lassen, als bis seine Tochter das sechzehnte Jahr vollendet hätte. Allerdings konnte dies eine natürliche Erklärung darin finden, daß in dem vorliegenden Falle auch der vorgeschlagene Bräutigam noch sehr jung war. Möglich aber auch, daß Georg Wilhelm freie Hand behalten wollte, um die Hand seiner Tochter nöthigenfalls bei seinen Verhandlungen mit Hannover in die Wagschale legen zu können. Wie dem auch sei, der ganze Plan zerschlug sich aus unbekannt gebliebenen Gründen, und der Erbprinz von Wolfenbüttel that dabei den ersten entscheidenden Schritt, indem er sich am 24. Juni 1681 mit seiner Cousine, der Prinzessin Christine Sophie [3]), vermählte,

1) Der zweite Prinz, Leopold August (geb. 27. Febr. 1661) war schon 5. März 1662 gestorben.

2) Geb. 8. März 1662, † 23. März 1731. Dreimal vermählt, das erste mal mit einer Cousine aus seinem Hause, dann mit zwei Prinzessinnen aus dem Hause Holstein, ist er doch kinderlos geblieben.

3) Eine Tochter des Herzogs Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Gräfin Christine Elisabeth von Barby. Geb. 3. April 1654, war sie 1678 Aebtissin von Gandersheim geworden und starb 26. Jan. 1695.

ıeachtet dieſelbe acht Jahre älter war als er. Es darauf der damalige Erbſtatthalter von Friesland, ſt Heinrich Kaſimir von Naſſau-Dietz [1]) ſich um die nd der Prinzeſſin beworben haben, was ſich jedoch h zerſchlagen habe.

Georg Wilhelm und ſeine Gemahlin hatten einen ern Plan, hinſichtlich deſſen man eingeſtehen muß, er nicht blos ihren perſönlichen materiellen Intereſ- ſondern auch den Intereſſen des Hauſes und Lan- entſprach. Eine Vermählung ihrer Tochter mit dem prinzen von Hannover beugte allen Schwierigkeiten , die der Herzogin und ihrer Tochter, nach dem Tode rg Wilhelm's, denn doch von dem neuen Regenten ıcht werden konnten, verſprach, die Zukunft beider ıen zu ſichern, und glich doch die Nachtheile aus, he die zu Gunſten derſelben getroffenen Vermögens- ›oſitionen für das Regentenhaus und das Land in faßten. Der Gedanke ſchien ſo überaus natürlich zweckmäßig, daß die Herzogin ihre Verſtimmung über ıche verletzende Aeußerung des ſtolzen Hofs von ınover, die ihr zugetragen worden, willig überwand, beide Aeltern über die Bedenken hinwegſahen, die n das Treiben an jenem Hofe und der Charakter nders ſdes dortigen Erbprinzen einflößen konnten. Wünſche der Tochter ſelbſt mögen vollends nicht agt worden ſein. Es gehört zu den zahlloſen Aus- ıückungen dieſer zuerſt im Gewande des Romans [2])

---

1) Geb. 17. Jan. 1657, † 25. März 1696. Er vermählte ſich Nov. 1683 mit Amalie von Anhalt-Deſſau und wurde der Stamm- der heutigen Könige von Niederland.

2) Und zwar von niemand Geringerm, als dem Herzog Anton h von Braunſchweig-Wolfenbüttel ſelbſt, im ſechsten Bande ſeiner

bearbeiteten Geſchichte: daß man dieſe Stimmung des celleſchen Hofes völlig ignorirt, vielmehr die Herzogin Sophie von Hannover, am ſiebzehnten Geburtstage der Prinzeſſin, dem 15. Sept. 1682, plötzlich und unerwartet in Celle erſcheinen und hier dem herzoglichen Paare durch Ueberraſchung und Zureden die Einwilligung in den hiernach von Hannover aus betriebenen Plan abgewinnen läßt. Die unerwartete Ankunft der Herzogin Sophie und daß bei dieſer Gelegenheit, alſo genau an dem Tage, auf welchen Georg Wilhelm das Verlöbniß ſeiner Tochter verſchoben hatte, die Sache zum Abſchluß gebracht worden, mag richtig ſein. Der franzöſiſche Diplomat Gourville, der ſchon 1681 in beſonderer Miſſion die Höfe von Celle und Hannover beſucht hatte, bezeugt aber in ſeinen Memoiren (II, 211 fg.), daß ihm damals in Celle der Herzog und die Herzogin den Plan, ihre Tochter mit dem Erbprinzen von Hannover zu verbinden, eröffnet und ihn gebeten hätten, die Sache in Hannover zur Sprache zu bringen, wo er denn auch natürlich das willigſte Entgegenkommen gefunden. Der perſönliche Beſuch der Herzogin Sophie, der immerhin auch wenn ihm vorbereitende Unterhandlungen vorangegangen, unerwartet kommen konnte, mag dabei den Zweck gehabt haben, durch eine ſolche Aufmerkſamkeit den ungünſtigen Eindruck, den die geringſchätzigen Aeußerungen hervorgerufen hatten, die ſich Ernſt Auguſt und ſein Sohn, der nunmehrige Bräutigam, über die Herzogin von Celle und ihre Tochter erlaubt hatten, vollends zu tilgen. Daß die entgegenſtehende Erzählung, welche die ganze Sache auf dieſen Beſuch zurückführt,

„Römiſchen Octavia" (6 Bde., Nürnberg 1685—1707; dritte Ausgabe, 7 Bde., Wien 1762).

anhafte Erfindung ſei, wird auch dadurch wahrſchein-
, daß ſie, um die Sache noch pikanter zu machen,
chzeitig mit dieſem Beſuche den Erbprinzen von Wol-
büttel ſich auf den Weg machen läßt, um ſich um
Hand der Prinzeſſin zu bewerben, den Erbprinzen,
ſeit länger als einem Jahre bereits anderweit ver-
hlt war! [1])

Wie dem auch ſei, neun bis zehn Wochen nach je-
n Beſuch, am 21. Nov. 1682, wurde auf dem Schloſſe
Celle die Vermählung der Prinzeſſin Sophie Doro-
a mit dem Erbprinzen Georg von Hannover gefeiert.
ne daß wir auf ein Schreiben der Prinzeſſin an ihre
füge Schwiegermutter, d. d. Celle, 21. Oct., worin
ihre freie Einwilligung zu dieſer Verbindung erklärt,
nderes Gewicht legen wollen, ja indem wir zugeben,
gerade die Abfaſſung eines ſolchen Schreibens auf
Gedanken führen könnte, es hätten vorher Zweifel
r die Geſinnung der Prinzeſſin beſtanden, finden wir
). ſonſt nicht die mindeſte Spur, daß die Prinzeſſin
n Widerwillen gegen dieſe Verbindung zu erkennen
eben, daß ſie einen Verſuch gemacht habe, ihr zu
ehen, was ihr, bei der Zärtlichkeit, welche ihre Ael-
dem einzigen Kinde damals noch bewieſen, doch
leicht gelungen wäre. Sie fügte ſich in dieſe Ver-
ung, wie ſie ſich in die früher projectirten gefügt

1) Und das ſchreibt ſein eigener Vater in der „Römiſchen Oc-
r"! Beweis genug, daß er in dieſem Buche eben nur einen Ro-
liefern wollte, zu dem er einige Züge einer wahren Geſchichte
hte, dieſe aber nach ſeinen ſchriftſtelleriſchen Intentionen willkür-
geſtaltete. Aber auch das Fräulein von der Knesebeck, das man
in Celle die Vertraute der Prinzeſſin geweſen ſein läßt, hat
inem handſchriftlichen Berichte über die Königsmark'ſche Angele-
eit dieſelbe Unmöglichkeit, was denn doch dafür ſprechen dürfte,
ſie eben erſt ſpäter zu der Prinzeſſin kam.

hatte. [1]) Sie gab ihre Hand, ohne Neigung, aber ohne Widerſtreben. — Wenn wir nun alle dieſe Umſtände zuſammennehmen: daß die Prinzeſſin Königsmark nur als Kind gekannt haben will, daß ſie in ihrem zehnten Jahre verlobt ward, daß, nachdem dieſes Verlöbniß durch den Tod getrennt worden, ſofort neue Verlobungspläne in Gang, kamen und verſchiedene fürſtliche Freier ſich einſtellten, daß der Graf ſelbſt ihr ſpäter, wie ſie längſt verheirathet und nun in der That mit ihm in ein Liebesverhältniß getreten war, ſchrieb: er habe ſie zwar geliebt ſeit er ſie geſehen habe, ſeine Jugend aber habe ihn verhindert, ſeine Leidenſchaft zu erklären, daß die Prinzeſſin ihre Vermählung ohne Widerſtreben einging, daß der Graf nicht zu lange vorher nach England gegangen war in der Abſicht, längere Zeit daſelbſt zu verweilen — nehmen wir das alles zuſammen, ſo werden wir doch geneigt, ſowol das behauptete frühe Verſtändniß Königsmark's und der Prinzeſſin entſchieden in Zweifel zu ziehen, als auch dem Grafen Schulenburg beizuſtimmen, wenn er annimmt, daß Philipp Chriſtoph jene ſtreitigen Jahre auf Reiſen, namentlich in Italien, zugebracht, wo er denn vertraute Bekanntſchaft mit der italieniſchen Literatur an den Tag legt, und halten die Erzählung des Grafen Moritz von Sachſen auch in dieſem Punkte für mindeſtens ſehr unwahrſcheinlich.

Jedenfalls aber kann die Verwirrungsſcene nicht in der Schloßkapelle zu Hannover ſtattgefunden haben, da die Prinzeſſin zu Celle getraut ward, und erſt drei Wo-

---

1) Graf Königsmark traf 1692 einen ihrer Freier, den er nicht nennt, in den Niederlanden, und ſchrieb der Prinzeſſin darüber: „J'ai vu votre premier amant, c'est celui que Vous etiez prête d'épouser."

päter, am 11. Dec. 1682, ihren Einzug in Han-
hielt. Sie kam hier auf einen wesentlich schwie-
und schlüpfrigern Boden, als den sie verlassen
Ernst August war ein staatskluger, ehrgeiziger
dem vieles gelungen war, noch mehr gelingen
Er war nicht ohne Mäßigung und Milde und,
irken Gegensatze zu seinem Sohne, sehr gefälligen
jmens. Der ganze Hof aber war glänzender, groß-
r, stolzer, als der zu Celle, und der Herzogin So-
einer geisteskräftigen, bis zum hohen Alter leben-
und hochsinnigen Dame, wohnte das Bewußtsein
dem englischen Königshause zu entstammen und
Anspruch auf den englischen Thron zu haben. Noch
ßten Jahren äußerte sie oft, sie wolle ruhig sterben,
nur auf ihren Grabstein die Worte gesetzt werden
en: Sophie, Königin von England. Doch mit die-
Schwiegerältern wäre noch auszukommen gewesen.
ı schon zu dem Schwiegervater, der, statt wie sein
er Georg Wilhelm mit Eintritt in den Ehestand
ı Jugendsünden zu entsagen, vielmehr ein offenes
örmliches Maitressenthum nach französischem Stile
rte, gehörte noch die böse Gräfin Platen, die
irte Maitresse des Herzogs, welche, mit ihrer Schwe-
hrer Tochter, ihrer Schwiegertochter und ihrer Groß-
den hannoverschen Hof beherrschte und mit der
eit einer Messalina einen ränkevollen, boshaften,
chtigen Charakter verband. Der Erbprinz, der nun-
ge Gemahl der Prinzessin von Celle, Georg Lud-
(geb. 7. Juni 1660), nachmals König Georg I.
roßbritannien und Irland, war zwar kein bösarti-
er schon zu phlegmatisch war, vielmehr
e rauhe Biederkeit und, ohne gei-
gabt zu sein, doch nicht ohne

gesunde Einsicht in das Nächstliegende, aber von über-
aus trockenem, verschlossenem, schweigsamem Wesen, wo-
nig geeignet, das Herz einer jungen, schönen, geistreichen
und feurigen Prinzessin, in deren Adern französisches
Blut wallte, zu erwärmen oder auch nur ihre Achtung
und Dankbarkeit, ihr Vertrauen zu gewinnen, und nicht
ohne einen Zug nachtragender, unversöhnlicher Härte,
besonders wo sein Stolz verletzt war, den er in hohem
Grade und wenig ansprechender Form besaß, und der
sich natürlich mit dem wachsenden Glanze des Hauses
steigerte. Sophie Dorothea fand, außer der Herzogin
eine einzige fürstliche Dame am Hofe, an die sie sich
hätte anschließen können, ihre Schwägerin, die treffliche
Charlotte Sophie (geb. 20. Oct. 1668, † 2. Febr. 1705).
Diese war zu jener Zeit erst dreizehnjährig und wurde
bereits drei Jahre später (8. Oct. 1684) durch ihre Ver-
mählung mit dem Kurfürsten Friedrich III. von Bran-
denburg, nachherigen König Friedrich I. von Preußen,
nach Berlin entfernt. Noch lebten fünf [1]) jüngere Prin-
zen [2]) an diesem Hofe, die aber meist auf auswärtigen
Kriegszügen beschäftigt und dabei zum Theil mit dem
Hofe gespannt waren, weil Ernst August gleich nach

1) Ein sechster Prinz, in der Reihe der vierte, kam am 13. Dec. 1666 todt zur Welt, während sein Zwillingsbruder fast 60 Jahre alt ward.

2) Friedrich August, geb. 3. Oct. 1661, fiel 10. Jan. 1691 in Siebenbürgen wider die Türken. Ueber Max Wilhelm ist im Text gehandelt. Karl Philipp, geb. 13. Oct. 1667, fiel 1. Jan. 1690, als Dragoneroberst, in Albanien gegen die Türken. Christian, geb. 29. Sept. 1671, ward k. k. Generalfeldwachtmeister, kämpfte bei Ulm 1703 gegen die Franzosen und ertrank (31. Juli), als er sich schwimmend durch die Donau retten wollte. Friedlicher war Leben und Ende des jüngsten Prinzen, Ernst August (geb. 18. Sept. 1674), der 1716 das Bisthum Osnabrück erhielt, in dessen Genusse er 14. Aug. 1728 starb.

n Regierungsantritte die Untheilbarkeit der Erbfolge der Primogeniturordnung eingeführt hatte. Dar- erwuchsen Verſtimmungen, welche den einen Prin- Mar Wilhelm (geb. 13. Dec. 1666, als Zwillings- er jenes Todtgeborenen), zu ſchuldvollen Anſchlägen iteten, mit denen ſein Vertrauter, der Oberjägermei- Otto Friedrich Graf von Moltke, ſogar einen Mord- gegen den Erbprinzen verbunden haben ſoll. Moltke e dafür (15. Juli 1692) auf dem Blutgerüſt. Der ų, der die Primogeniturfolge mit Hülfe auswärtiger e umzuſtoßen beabſichtigt hatte, kam in Haft, floh nach Rom, ward katholiſch, trat in kaiſerliche Dienſte iſt, in faſt gänzlicher Trennung von ſeiner Familie, 27. Juli 1726 zu Wien als k. k. Feldmarſchall ge- ben. Der Vorgang mit Moltke, der ſich nur zwei re vor der Kataſtrophe Königsmark's ereignete, hätte gens dieſem und der Prinzeſſin zur Lehre dienen ien, wie ernſthaft der ſonſt ſo freundliche Ernſt Au- in gewiſſen Fällen zu handeln wußte.

Wie ſchwierig nun auch alle dieſe Verhältniſſe ſein ten, die erſten Jahre nach der Vermählung der zeſſin verfloſſen doch in einer Weiſe, die ſie ſelbſt eine glückliche Zeit bezeichnet hat. Sie wird keine Befriedigung genoſſen haben, da ſie ſich immer „etwas Zurückhaltendes" in dem Benehmen ihres ahls zu beſchweren hatte und es ihr nicht verbor- blieb, daß er mit der jüngern Schweſter der Frau Platen [1]), der damaligen Frau von dem Buſch, in

---

1) Die Gräfin Platen, Clara Eliſabeth, geb. 1648, und ihre re Schweſter Katharine Marie Henriette waren Töchter des ; Philipp von Meyſenbugk auf Zeiſchen und Ritterede, welches leicht zu Ende des vorigen Jahrhunderts erloſchen iſt, worauf

vertrautem Verhältniſſe ſtand. Indeß in letzterer Beziehung hatte ſie ſich bei ihrer Mutter Raths erholt, von dieſer die kluge Weiſung erhalten, dem Beiſpiele ihrer Schwiegermutter zu folgen, die ſich ja auch eine ruhige Ehe geſichert hatte, indem ſie zu einem gleichen Verhältniſſe die Augen zudrückte, und hatte in den nächſten Jahren dieſen Rath mit Nutzen befolgt. Das Verhältniß zu ihrem Gemahl war etwas kalt, aber nicht unfreundlich; von ihren Schwiegereltern wurde ſie mit vieler Güte behandelt; an dem durch ihren Geiſt und ihre Anmuth belebten Hofe glänzte ſie, und ſelbſt die Gräfin Platen, die, bei einem böſen, vor keinem Mittel zurückſcheuenden Charakter, doch eine gebildete, mit allen geſelligen Talenten ausgerüſtete und ungemein kluge Frau war, ſcheint ſich um ihre Gunſt beworben zu haben. Auch gebar ſie ihrem Gemahl in dieſen Jahren die beiden einzigen Kinder, die aus dieſer Ehe entſproſſen ſind, den Prinzen Georg Auguſt (geb. 30. Oct. 1683, † 25. Oct. 1760), nachherigen König Georg II. von England, und die Prinzeſſin Sophie Dorothea (geb. 16. März 1687, † 28. Juni 1757). Durch dieſe beiden Kinder wurde ſie die Stammutter des engliſchen und des preußiſchen Königshauſes geworden. [1])

---

ein Abkömmling franzöſiſcher Refugiés, Rovallin, Erlaubniß erhielt, Namen und Wappen deſſelben zu führen. An dem Hofe zu Osnabrück hatten ſie ſich dem nachherigen Herzog von Hannover bekannt gemacht, und als die beiden älteſten Prinzen deſſelben 167[illegible] von ihren Reiſen zurückkehrten, reichten die beiden Schweſtern ihren Führern derſelben, Clara Eliſabeth dem Franz Ernſt von Platen (1673), Henriette dem Johann von dem Buſch auf Ippenburg ihre Hand. Der letztere fiel, als Generalmajor, 1693 bei Lenden, worauf ſeine Witwe den General von Weyhe heirathete. Die ältere Schweſter war daneben die Buhle des Herzogs Ernſt Auguſt, die jüngere die ſeines Erbprinzen!

1) Da Georg II. in den erſten Monaten ihrer Ehe, Sophie

rſt nach der Geburt der Tochter beginnt eine grö-
Verſtimmung der Erbprinzeſſin über ihre ehelichen
iltniſſe und manches andere hervorzutreten. Sie
verſtimmt gegen die Gräfin Platen, deren pracht-
Anzüge ſie ärgern, und die ſie wieder durch rück-
loſe Bonmots und Spöttereien in einer Weiſe ver-
die ſich nur zu bitter rächen ſollten. Vergebens hatte
räfin verſucht, „ſich bei ihr. als eine tieffühlende
din einzuſchmeicheln"; die Prinzeſſin empfand einen
nſtinctmäßigen Widerwillen gegen die Frau, die ihr
größten Schmerz ihres Lebens und ein dreißigjähri-
lend bereiten ſollte. Dieſe Stimmung, ſowie über-
den Unmuth der Prinzeſſin gegen ihren Gemahl
deſſen Verhältniſſe, ſollen zwei ihrer Hofdamen, die
in von Moltke und von der Kneſebeck, genährt
, wobei in Betreff der Erſtern nicht aus den Au-
u laſſen iſt, daß ſie die Schweſter jenes Oberjäger-
rs Moltke war, der den Erbprinzen haßte und mit

---

ea jedenfalls im Jahre 1686 erzeugt wurden, der Ruf der
ſin bis dahin unbefleckt war, auch nicht das mindeſte Zeugniß
, daß Königsmark vor 1687 auch nur in Hannover aufgetreten,
ge denn eine nähere Verbindung mit der Prinzeſſin gepflegt
die nächſten Jahre obendrein ſein Verhältniß zu der Gräfin
fällt, das er erſt aufgab, wie er der Prinzeſſin näher getreten
ich ſonſt manches dafür ſpricht, daß das letztere im höhern
erſt von 1690 an anzunehmen iſt, ſo iſt uns durch das ganze
niß „die Legitimität der engliſchen und der mit ihr verwandten
hen Königsfamilie" keineswegs „zweifelhaft" geworden, wie
r Hrn. Dr. Behſe („Geſchichte der Höfe des Hauſes Braun-
", I, 87) begegnet iſt. Es irrt uns auch dabei die im Jahre
thane Aeußerung der Herzogin von Orleans nicht, welche zur
thung jenes Zweifels beigebracht wird. Abgeſehen davon, daß
n nicht einmal ihre eigene Meinung ausſpricht, ſo bleibt ſie,
r Bravheit und Geſcheidtheit, eine alte Klatſche und Läſter-
die alles glaubte und möglichſt derb nachſprach, was in ihren
aßte, und deren Berichte über Perſönliches nur da Glauben
n, wo ſie durch anderweite Umſtände unterſtützt werden.

gefährlichen Planen gegen ihn umging. Die Kneſebeck hat vielleicht in der gewöhnlichen Weiſe der Höflinge gehandelt, welche, um ſich in Gunſt zu ſetzen, den Stimmungen und Neigungen ihrer Gebieter ſchmeicheln. Stoff genug gab übrigens ihren Einflüſterungen eine neue Liaiſon, in die ſich der Erbprinz um jene Zeit einließ. Es war nämlich kurz vor der Entbindung der Erbprinzeſſin von ihrer Tochter, alſo zu Anfang des Jahres 1687, das Fräulein Armgard Meluſine von der Schulenburg [1]) (geb. 25. Dec. 1667) am Hofe zu Hannover erſchienen und Hofdame der Herzogin geworden hatte ſehr bald die Blicke des Erbprinzen, der bei ſeiner Trockenheit ein polygamiſches Bedürfniß gehabt zu haben ſcheint, auf ſich gezogen und erhielt ſich in der That, ungeachtet ihr Aeußeres eigentlich nicht mit ſeinem ſonſtigen Geſchmacke harmonirte [2]), andauernd in ſeiner Gunſt, die ſie freilich mit andern theilen mußte. Sie war übrigens eine harmloſe Perſon. Indeß war es nicht erklärlich, daß die Prinzeſſin, die ſich in das ältere Verhältniß ihres Gemahls zu der Frau von dem Buſch nicht fügt, vielleicht auch gehofft habe, ihn allmählich von dieſer abziehen zu können, nur mit Verdruß ſeine Neigung ſich einer neuen, jüngern Gunſtdame zuwenden ſah. Jedenfalls kam ſie mehr und mehr in eine Stimmung, die es ihr empfindlicher machte, nicht der Gegenſtand ein

1) Sie war die Tochter Guſtav Adolf's von der Schulenburg auf Betzendorf, Emden, Altenhauſen, Hohen-Marſchleben, Schaben († 1691), kurbrandenburgiſchen Geheimraths und Kammerpräſidenten, aus deſſen zweiter Ehe mit Anna Eliſabeth von Stammer aus Wirmlitz. Der berühmte venetianiſche Feldmarſchall war ihr Stiefbruder.

2) Er hatte den orientaliſchen Geſchmack für corpulente Damen und ſie war ſo mager, daß ſie die Kletterſtange genannt wurde. Das vielleicht ergötzte ihn eben — der Gegenſatz.

haften Paſſion zu ſein und die ſie empfänglicher
werden ließ, ſich durch Anſchließen an ein wahl-
andtes Herz zu tröſten. Wir wollen dabei zu jener
noch nicht an ein Verlangen nach ſinnlicher Ent-
gung, oder an den Gedanken, ſich für die Untreue
Gemahls durch Nachahmung derſelben zu rächen,
1. Die Prinzeſſin war nicht ohne von ihrer Mutter
e Anlage zur Koketterie und mag es früh geliebt
, das gefährliche Spiel mit tändelnden Liebeleien
Heranziehen nicht ernſtlich beachteter Courmacher zu
1. Man findet aber keine Spur, daß ſie dabei die
en überſchritten hätte, und findet auch trotz ihrer
n Verirrungen nicht, daß ſie von einem Uebermaße
innlichkeit beherrſcht geweſen wäre. Wie dem auch
ie war in eine Gemüthsverfaſſung gekommen, in
s nicht ohne Gefahr für ſie war, daß gerade zu
Zeit ein ſchöner, vorragender, hochgeſtellter, in Ver-
ugskünſten wohlbewanderter, von ſtarker Sinnlich-
etriebener und in Liebesabenteuern erfahrener und
enloſer Mann an dem Hofe zu Hannover auftrat,
idem ein alter Bekannter, ein Jugendgeſpiele von
ar und den ſie ſchon als Kind gern geſehen hatte.
ie ſelbſt erwähnt in ihren Aufzeichnungen über ihre
chte, daß Graf Königsmark von ſeiner Reiſe zu-
kehrt ſei, nachdem ſie vorher des Auftretens der
ein Schulenburg und der Geburt ihrer Tochter ge-
hatte, und beſtärkt dadurch die auch durch ander-
Umſtände begründete Vermuthung, daß Königs-
s erſter Einzug in Hannover in das Jahr 1687
1688 zu ſetzen iſt. Auch von da an war ſein
er Aufenthalt durch öftere Abweſenheiten unterbro-
wie ſie durch die verwickelten Verhältniſſe ſeiner
uten Güter und ſonſtigen Beſitzthümer, durch wie-

derholte Feldzüge in den Niederlanden, an denen e
nahm, durch die Reise nach Venedig, wo er die
seines Oheims in Empfang nahm, und durch d
Veranlassungen herbeigeführt wurden. Hannov
aber doch der Punkt, wohin er von all diesen Au
immer wieder zurückkehrte, und der sich als sein
licher Wohnsitz darstellte. Hier hatte er denn a
fürstliche Jugendgespielin wiedergefunden, die er a
bewundert hatte, die er jetzt als körperlich und geist
gebildete, feurige und sich unglücklich fühlende, du
Zug von Schwermuth, den ihre geheimen Leiden we
für die Vertrautern in ihr Wesen brachten, dop
ziehend gewordene Frau erblickte, und die sich na
Seele sehnte, der sie ihr ganzes Herz, all ihre
Kümmernisse und Wünsche rückhaltlos ausschü
vor allem aber mit ihr von den glücklichen Tag
so heitern Jugend plaudern könnte. Für Köni
mag es ein vielleicht damals noch reines und
nützliges Interesse gehabt haben, ein weibliches
das in jeder Beziehung so hoch stand, und das
schuldig leiden sah, ihn zum Gegenstand ihres
Vertrauens, zum Träger der Geheimnisse ihres
zum Freund im ganzen Sinne des Herzens wä
sehen, und er mag sich ritterlich ihrem Dienste ge
sie zur Dame der damals noch reinern Flammen
Herzens erkoren haben, das noch für mancherlei
Flammen Raum hatte. Schon 1688 hat er
Niederlanden aus mit ihr in Briefwechsel gestand
ihr sein Bildniß geschickt, wie sie ihm das ihrige g

---

1) Dazu wäre allerdings eine Freundin viel besser un
gewesen als ein Freund. Genügte ihr die Knesebeck doch n
und war ihr diese doch eine zu neue Bekannte?

tte, als er zu dem Feldzug abreiſte. Die Briefe je-
h aus jener Zeit halten ſich innerhalb der Grenzen
trauter Freundſchaft und enthalten mehr Neuigkeits-
chte, als Herzensergießungen, und am 3. Sept. 1692
eibt Königsmark ſelbſt von Deinſe aus: es ſei jetzt
ei Jahre, daß er ſie bis zum Wahnſinn liebe, was
n den Zeitpunkt, von wo ſeinerſeits ein mehr als
ndſchaftliches Gefühl für die Prinzeſſin angehoben,
das Jahr 1690 fixirt. Damit iſt überdem noch
t geſagt, daß ſchon von da an das Verhältniß ein
enſeitiges und declarirtes geweſen, wiewol es uns
t befremden wird, wenn Königsmark ſchon früher
unwillkürliche Gegenſtand der geheimen Gedanken,
nſche und Träume des von dem Gemahl vernach-
gten Herzens der Prinzeſſin geworden wäre. Ihr
mahl ſcheint, nachdem ſie ihm einen Erben geſchenkt,
noch gleichgültiger gegen ſie geworden, ja wol zu
hochmüthigen Geringſchätzung zurückgekehrt zu ſein,
der er einſt auf die Tochter der franzöſiſchen Mar-
ſe herabgeblickt hatte. [1]) Sie ſelbſt aber ſoll ihr Ver-
miß verſchlimmert haben, indem ſie, nicht mehr dem klu-
Beiſpiele ihrer freilich günſtiger geſtellten [2]) Schwie-
mutter folgend, das Unvermeidliche nicht länger ſtill-
beigend ertrug, ſondern ihrem Gemahl Vorwürfe
chte, welche barſche Entgegnungen erfuhren, ja zuletzt
h rohere Scenen veranlaßt haben ſollen, und indem

---

1) Nur ihrer Abkunft galt ſeine Geringſchätzung. An ihrer
uenehre hatte er keinen Zweifel, und iſt am allerſpäteſten dazu
acht worden, an ihre Schuld zu glauben.

2) Wegen des großen Contraſtes zwiſchen Ernſt Auguſt und
rg. Die Herzogin Sophie wurde von ihrem Gemahl mit der
ſten Rückſicht behandelt und genoß ſein volles Vertrauen.

sie überhaupt ihrer übeln Laune rücksichtslos durch schnei-
dende Reden und bittere Spöttereien Luft machte.

Daß sie aber damals noch nicht daran dachte, den
Grafen Philipp Christoph zu ihrem eigentlichen Geliebten
zu erwählen und in ein förmliches, mit weitern Absichten
und Zukunftsplanen verbundenes Verhältniß zu ihm zu
treten, wird auch dadurch wahrscheinlich, daß sie einer
Verbindung desselben mit der Gräfin Platen nicht nur
ruhig, sondern billigend zusah und, als er dieselbe end-
lich abgebrochen, ihn deshalb tadelte, weil es ihm schä-
den könne. Es bezeugt allerdings den niedrigen Stand-
punkt der damaligen Moral, daß eine Dame einem jun-
gen Manne, dem sie wohlwollte, zu rathen vermochte,
den zügellosen Begierden einer fürstlichen Maitresse zu
fröhnen, um sich dadurch zu pousstren. [1]) Aber höchst
unwahrscheinlich wäre es, daß sie ihm solchen Rath er-
theilt haben würde, wenn sie ihn wahrhaft geliebt, sich
ihn, wie die Prinzessin in späterer Zeit gethan haben
mag, zum Gefährten einer geträumten glücklichern Zukunft
erkoren hätte. Gewiß ist, daß in jener Zeit wol die
Gräfin Platen Eifersucht auf die Erbprinzessin, nicht aber
diese Eifersucht auf jene an den Tag gelegt hat, während
doch Erstere nur Verdacht hegte, die Letztere der Sache
gewiß war. Das Verhältniß selbst war von der Gräfin,
die damals in die vierziger Jahre einrückte, selbst einge-
leitet, und es nahm einen sehr schmuzigen Charakter an,
wenn einer von der Gräfin Aurora Königsmark geschrie-

1) In der von Hrn. von Weber aus den Papieren des Mar-
schalls von Sachsen mitgetheilten Erzählung wird allerdings geleugnet,
daß der Graf sich den Wünschen der Platen hingegeben habe, weil
denn zu der ganzen Tendenz jenes Aufsatzes paßt, aber den bestimm-
ten Erklärungen der Prinzessin selbst und der Gräfin Aurora gegen-
über wenig wiegen will.

n Aufzeichnung [1]) darüber zu glauben ist. Auf einem en Balle, der zu Ehren der Kurfürstin von Bran- urg angestellt worden, soll die Gräfin dem Grafen lipp Christoph gesagt haben, wie viel sie von ihm te und wie artig sie ihn fände. Als er darauf höflich bert: er wolle sich bemühen, „Ihre so große Amitié meritiren", habe sie ihn „die Declaration d'Amour acht, worüber er sehr surprenirt worden, weil er sich jung gegen sie befunden und sie überdies eine Mai- e vom Kurfürsten [2]) war, daß er nicht wußte, was hr antworten sollte". Doch aus Furcht, „sie möchte hm bei der Herrschaft vergelten", habe er so verbind- geantwortet, als er konnte. Sie habe aber mehr Worte begehrt, und später die Sache so arrangirt, er sie des Nachts durch eine kleine Wendeltreppe, die der Seite der Kanzlei zu ihrem Schlafgemach führte, chte, wobei sein militärischer Rang ihn auch gegen Schildwache, an der er vorbei mußte, gesichert habe. sei auch wol vorgekommen, daß sie, wenn er bei ihr sen, zu ihrem fürstlichen Gebieter abgerufen wurde sich dann wieder bei ihm einstellte. [3]) Sie habe ihn

---

1) Sie steht bei Cramer a. a. O., S. 66 fg., und wiewol hier hlimmsten Dinge nur durch Gedankenstriche angedeutet sind, so doch genug, um zu zeigen, daß die gute Gräfin keine Spur bruderie besaß, sondern sich über gewisse Dinge mit der Natür- t einer Französin ausließ. Nachdem wir gesehen, was sie in Sache mit eigener Hand geschrieben, möchten wir annehmen, wenn sie dem König August anfänglich Widerstand geleistet und sondere Verführungskünste bedurft hat, denselben zu überwinden, ihrerseits wol nur auf Klugheitsgründen beruht haben dürfte.

2) Der Herzog Ernst August war am 19. Dec. 1692 zum neun- durfürsten erhoben worden. Es ist jedoch aus dem Gebrauch Titels an der bezeichneten Stelle nicht zu schließen, daß die derten Vorgänge erst nach 1692 stattgefunden hätten, da die rschrift jedenfalls erst nach der Katastrophe gemacht ist.

3) Eine derartige Scene wird a. a. O. draftisch geschildert.

auch mit aufs Land genommen, und zu Linder[illegible] dem Grafen Platen gehörigen Gute bei Hann[illegible] kein Baum, keine Hecke, keine Bank gewesen, wo [illegible] ihren Begierden mit ihm gefröhnt hätte. In d[illegible] sche habe sie ihm auf den Knien gesessen. Ein[illegible] seien sie von fremden Damen auf dem Kanapee [illegible] ander überrascht worden, worauf er gerufen habe: „[illegible] de la Reine d'Hongrie, Madame s'évanouit!" Die Da[illegible] men hatten aber wohl gemerkt, was es für eine Ohn[illegible] macht gewesen, und der Kurfürstin von Brandenburg die Geschichte erzählt, die sehr darüber gelacht und sie dem Kurprinzen mitgetheilt habe. Dieses Verhältniß habe mehrere Jahre gewährt. Sie soll einst schwanger ge[illegible] worden sein, und zum Unglück gerade, wie ihr Gemahl in Wien war [1]), worauf dann, nach einem fehlgeschlage[illegible] nen anderweiten Versuche, ein Feldscher, welchem Kö[illegible] nigsmark 100 Pistolen gegeben, ihr geholfen habe(!) und sie dann wieder fröhlich gelebt hätten. Weiter wird in jener Niederschrift von der Eifersucht erzählt, mit wel[illegible] cher die Gräfin den Königsmark überhaupt in Betref[illegible] der Prinzessin überwacht habe. Der endliche Bruch des Grafen mit jenem unwürdigen Gegenstande seines un[illegible] sittlichen Frondienstes wird seinem Verdrusse in Betref[illegible] einer Plauderei derselben über Königsmark's Schwester zugeschrieben. Was das für eine Plauderei gewesen, wird jetzt schwerlich noch zu ermitteln sein; sie scheint aber die Gräfin Aurora betroffen zu haben, die Aeuße[illegible] rung gegen einen Grafen Bödeken gethan und die Sache

1) Diese Sache muß also in das Jahr 1690 fallen. Graf Pla[illegible] ten war 1689 zum Reichstag geschickt worden, ging von da nach Wien und scheint ein Jahr lang von Hannover entfernt gewesen zu sein.

bedeutend genug gefunden worden zu sein, um — auch ein bezeichnender Umstand ist — die Herzogin e selbst zu veranlassen (15. April 1692), zu Gunster Maitresse ihres Gemahls einen begütigenden an die Gräfin Aurora zu schreiben. [1]) Immerhin möchten wir lieber annehmen, daß dieser Streitl für Königsmark nur der letzte Anstoß gewesen er ihn vermocht hätte, sich von einem so widergen Verhältnisse loszumachen, daß aber der eigentwirkende Grund in seiner zunehmenden Leidenschaft die Prinzessin gelegen habe. Er selbst hat, wie wir , den Anfang dieser Leidenschaft in das Jahr 1690 t, und Liebende pflegen in dieser Beziehung eher zu als zu kurz zu rechnen. Jedenfalls scheint es nicht, wäre die Prinzessin schon damals auf das Verhältingegangen, und wenn diese Annahme durch den and, daß sie noch nach seinem Bruche mit der n ihm zuredete, das Verhältniß mit letzterer zu ern, noch nicht hinlänglich begründet sein sollte, etet doch auch die Correspondenz, soweit die Data Briefe zu ermitteln sind, nicht vor dem Spätjahr unverkennbare Zeichen eines gegenseitigen Verniſſes.

Nach allem, was uns an solchen Zeugnissen und ichen vorliegt, ist es uns wahrscheinlich, daß die zessin, solange sie ihr Verhältniß am Hofe noch ermaßen erträglich fand und noch einige Hoffnung , auf erträglichem Fuße mit ihrem Gemahl zu blei- Königsmark eben nur als einen werthen Jugend- d behandelte, mit dem sie sich gern unterhielt, dem

---

) Vgl. die einschlagende Stelle bei Cramer, S. 69, mit dem selbst (S. 29—30) mitgetheilten Brief der Herzogin.

ſie volles Vertrauen ſchenkte, deſſen Anhänglichkeit ihr Freude machte, hinſichtlich deſſen ſie ſich aber beſchied, daß von ihr nicht mehr werden könne. Im Laufe der Jahre aber wurde ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl nur immer unleidlicher, das zu ihren Schwiegereltern nicht inniger, ihre ganze Stellung immer peinlicher und iſolirter. Ihr Gemahl behandelte ſie nicht blos mit Kälte, ſondern auch mit einer Härte, die um ſo ungerechter war, als ſie nicht aus von ihr begangenen Fehltritten, ſondern aus ſeinem Verdruſſe darüber entſprang, daß ſie ſeine Fehltritte nicht ſchweigend und gelaſſen hinnehmen wollte. Ihre Stimmung gegen ihn, die niemals über das Maß der Achtung und Ergebenheit, als die Pflicht eben forderte, hinausgegangen war, verwandelte ſich allmählich in entſchiedene Abneigung und Widerwillen. Außer Königsmark und ihrer getreuen Kneſebeck, die aber ihrer Gebieterin vielleicht darin ſchlechte Dienſte geleiſtet hat, daß ſie die Misſtimmung derſelben mehr geſchürt, als zu beſchwichtigen verſucht haben mag, hatte ſie niemand am Hofe, gegen den ſie offen und wahr ſein konnte. Es war dies, trotz der Anmuth und Liebenswürdigkeit ihres Weſens, doch nicht zu ſehr zu verwundern, da die Höflinge keinen beſondern Antrieb empfinden mochten, ſich um die Gunſt einer Dame zu bemühen, die ohne Einfluß, ohne Ausſicht auf ſolchen war — und bei dem künftigen Gebieter nicht in Gnaden ſtand. Die zunehmende Bitterkeit ihrer Stimmung machte ſich nach und nach auch in ihrem Benehmen geltend, und dann mochte ſie manchen durch unvorſichtige Aeußerungen einer wol von jeher etwas ſcharfen Zunge verletzen. Dazu mochten dann, ſeit die erwachte Eiferſucht der Gräfin Platen durch Königsmark's Bruch mit dieſer zu vollen Flammen geſchürt worden, die Intriguen der

räfin kommen, die von der ganzen Rachſucht einer in ren Begierden durchkreuzten Meſſalina erfüllt war, de- n zudringliche Freundſchaft ſie ſchon früher zurück- wieſen hatte, die ſie in ihrer jetzigen Stimmung gar icht mehr ſchonen mochte, und die den ganzen Willen nd nur zu viel Macht hatte, ihr zu ſchaden. Bei dem urch das Complot des Prinzen Max veranlaßten Pro- eſſe ſoll der Gemahl der Gräfin, der für die Gefälligkeit, it der er ſeine Frau dem Herzog zur Verfügung ſtellte, urch die Erhebung zum Oberhofmarſchall und dirigiren- en Miniſter belohnt worden und ſeit 1689 auch Reichs- raf war, ſich wenn auch fruchtloſe Mühe gegeben haben, ach die Prinzeſſin in dieſe Sache zu verwickeln, was enn doch beweiſen würde, daß man ſchon damals ihren ſtzlichen Sturz betrieb. Sie ſah ſich von Kundſchaf- ern umringt und zahlloſen Intriguen und Neckereien usgeſetzt, und mochte dies alles um ſo ſchmerzlicher mpfinden, je ſtärker es mit ihrer frühern Stellung am ofe zu Celle contraſtirte, wo ſie das von allen Seiten hätſchelte und wol auch verzogene Kind geweſen war. uch ihre Geſundheit ſcheint durch ſteten Kummer und erger gelitten zu haben. Wir hören von Unpäßlichkeiten nd von Klagen über Blaßwerden, Abmagerung, ſtete ieberſchauer, und die ſpätern Briefe Königsmark's ent- alten weniger den Preis ihrer Schönheit, als die Ver- cherung, daß er ſie immer noch lieben werde, auch wenn e alle Reize verloren hätte.

Unter all dieſen Umſtänden mag denn der Gedanke i ihr erwacht ſein, ſich den verhaßten Verhältniſſen zu ntziehen, indem ſie ſich gänzlich von ihrem Gemahl ennte und ihren Aufenthalt auswärts nähme. In un- rn Tagen würde ein ſolcher Schritt durch ein offenes uftreten und demgemäßes Handeln ohne zu große

Schwierigkeit und ohne Vorwurf auszuführen g
sein. In jener Zeit hätte ein solches Verfahren
scheinlich den Verlust ihrer Freiheit zur Folge
Sie mußte sich vor allem der Gewalt des hannov
Hofes entziehen, wenn sie ihr Ziel erreichen wollt
blieb nichts als heimliche Flucht und dazu bedu
eines männlichen Beistandes, der sich ihr in König
darbot. Mit dem Gedanken der Flucht wuchs di
trautheit und Innigkeit ihres Verhältnisses zu K
mark in immerhin gefährlicher Weise. Von hier a
denn die Auffassungen des Verhältnisses in seh
gegengesetzten Richtungen auseinander gegangen.
der Prinzessin günstigen Berichterstatter und sie
stellen die Sache so dar, als hätte es sich bis
nur darum gehandelt, daß Königsmark der treu
stand, der Vertraute und Berather der Prinzess
ihren Fluchtplanen gewesen. Daß er rein in ritt
Hingebung und in der natürlichen Theilnahme
delt, welche die Leiden einer ihm von Jugend au
then und jetzt verfolgten und unterdrückten Dame
erwecken mußten, und daß ihr gegenseitiges Verh
bis zuletzt rein, schuld- und fleckenlos gewesen sei,
auch nicht frei von dem Vorwurf jugendlicher Un
nenheit und zu geringer Rücksicht auf die übeln
legungen, denen man sich aussetzte. Die entgegen
Ansicht behandelt die Verhältnisse im Stil einer ge
lichen Buhlschaft, bei welcher die Betheiligten sic
ihren Begierden überlassen hätten, bis die Stellun
mer unhaltbarer, die Gefahr immer größer wurd
der Gedanke immer tiefer Wurzel faßte, sich du
Flucht zugleich der Gefahr zu entziehen und eine Z
zu bereiten, in der sie ungescheut ihrer gegenseitigen
sich hingeben könnten. Es wird wol in keiner

tgegengesetzten Ansichten die echte und volle Wahrheit gen. Der Briefwechsel Königsmark's und der Prinssin, der, aus den Jahren 1687 oder 1688 bis Ende 393 wunderbar erhalten [1]), sich neuerdings in Upsala funden hat, enthält allerdings zahlreiche Beweise, daß ch ein erklärtes und warmes Liebesverständniß zwischen er Prinzessin und dem Grafen entwickelt hatte, daß ihre der wenigstens seine Plane auf künftige gänzliche Verinigung gerichtet waren, daß sie sich nicht mit Briefen egnügten, sondern geheime Zusammenkünfte hatten, und enigstens eine Stelle [2]), in einem Briefe des Grafen, ie den Verdacht sehr nahe legt, daß dabei in der letzen Zeit die letzte Schranke der Pflicht überschritten worden. Indem wir selbst das letztere, das unser verewigter Gönner, Graf Schulenburg, noch immer leugnen zu

1) Die Briefe, deren 400 zu sein scheinen, von denen aber nur äußerst wenige — unter 200, die Graf Schulenburg gelesen, nur vier — ein Datum tragen, lagen in Orfwedskloster, einer Besitzung der Lewenhaupt, kamen von da mit der Erbtochter der Lewenhaupt nach Öberöd, das ihrem Gemahl gehörte, mit diesem Gute 1817 an die Grafen de la Gardie und von diesen nach Lund. Den allerdings verwunderlichen Umstand, wie die Briefe beider Liebenden zusammengekommen, erklärt Graf Schulenburg wol mit Grund durch die Vermuthung, sie seien, vielleicht jährlich, von den Liebenden bei einer vertrauten Person deponirt worden. Dies mag die Gräfin Aurora, oder ihre Schwester, die Gräfin Lewenhaupt, gewesen sein. Sie mit Hesekiel für unecht zu halten, dafür gibt es keinen Grund.

2) Die bedenkliche Stelle lautet: „J'ai dormi comme un roi et je souhaite fort, que vous en ayez fait autant. Quelle joie, quel plaisir, quel enchantement n'ai-je point senti entre vos bras. Dieu! quelle nuit ai-je passée." Andere Stellen, auf die man sich beruft, lassen viel leichter eine mildere, platonische Auslegung zu, und wie Behse (a. a. O., S. 87) von der Stelle: „Je vous ai dit 20 fois, que laide, maigre, defaite, faible, tièvreuse, tout cela ne m'empêchera pas, que je ne vous embrasse avec le même coeur", urtheilen kann, daß dies Körperangelegenheiten, nicht Herzensangelegenheiten seien, gestehen wir, nicht zu begreifen.

können glaubte [1]), und wofür allerdings kein weiterer äußerer Beweis beigebracht worden ist, ja das die Prinzessin eidlich abgeleugnet hat, wenigstens bis zu dem Grade nahen Verdachtes zugeben, glauben wir doch noch mit Milde über die Prinzessin urtheilen zu können, wenn wir die gesammten Umstände, die laxen Ansichten der Zeit, die Vernachlässigung und Härte, die sie von ihrem Gemahl erfuhr, den Contrast, den diesem gegenüber der feurige, liebeglühende, männlich schöne Graf bot, die wiederholte Untreue des Prinzen, die gefährliche Vertrautheit, die der durch die Ungunst ihrer Lage herbeigeführte Fluchtplan veranlaßte, in Erwägung ziehen. Ja wir möchten weit lieber an eine wahre feurige Liebe der Prinzessin zu Königsmark glauben, selbst wenn diese sie zuletzt über die letzten Grenzen der Pflicht gerissen hätte, und deshalb keinen Stein auf sie werfen, als annehmen, daß sie Königsmark nur an sich zu fesseln gesucht, um ihn in seinem Eifer für ihre Sache zu bestärken, ihm Liebe erklärt, ja vielleicht zuletzt dazu gebracht worden sei, sich ihm, aus Sinnlichkeit oder Berechnung, hinzugeben, auch ohne Herzensdrang. Und doch müssen wir gestehen, daß sich manche Umstände vorfinden, welche den letztern Verdacht begründen könnten. Dahin rechnen wir: daß die Prinzessin jahrelang mit dem Grafen in Verkehr und Briefwechsel stand, ohne daß dieser Verkehr den Charakter der spätern Wärme [2]) annahm, daß sie sein Verhältniß zu der Gräfin Platen billigte und, als es abgebro-

1) Wehse spottet darüber (S. 84), führt aber dabei nicht die Stellen an, wo Graf Schulenburg (S. 84 fg.) seine Gründe aufstellt, sondern eine andere (S. 30), die gar nicht das Verhältniß der Prinzessin, sondern das ihres Schwiegervaters betrifft.

2) Wenn auch einzelne frühere Briefe warme Theilnahme und inniges Wohlwollen bekunden, so erinnern wir uns doch dabei an die

n worden, ſeine Erneuerung anrieth, daß ſie ſpäter
als den Freier der engliſchen Erbin bezeichnete, daß
e Briefe weniger warme Stellen enthalten, als die
Grafen, daß ſie es ablehnte, mit ihm nach Frank-
h oder ſonſt in ein fernes Land zu flüchten, ſondern
erſt an den Hof ihrer Aeltern und, als ſie da keine
fnahme hoffen konnte, an den des Herzogs Anton
ich zurückziehen wollte, beides Orte, wo die gänzliche
einigung, von der in den Briefen die Rede iſt, ſchwer
erwarten geweſen wäre, und daß ſie in ſpätern Jah-
von ihm nicht nur nicht wie von einem Jugend-
ebten, ſondern geradezu geringſchätzig ſprach, und es
einen Misgriff anzuerkennen ſchien, daß ſie „einen
gen Wüſtling zu ihrem Vertrauten gewählt" habe.
Daß er mit dieſem Ausdrucke nicht zu hart bezeich-
worden, und daß er überhaupt, bei manchen gewin-
den Eigenſchaften, nicht in ſeinem ganzen Weſen ein
rdiger Gegenſtand für die Flamme einer feinfühlenden
o hochgebildeten Frau geweſen, iſt nicht zu leugnen.
ch wollen wir auch über ihn nicht ſo hart und einſeitig
heilen, wie mehrfach geſchehen iſt. Temperament,
ensgang und Verhältniſſe hatten einen Einfluß auf
n Weſen und Treiben ausgeübt, der ihn ſchweren Ver-
hungen und ſehr ungleichen Urtheilen ausſetzte. Er
te in einer Zeit, welche namentlich die Großen der
de vieler Vorſchriften der Moral entbunden glaubte,
d ihren Werth weniger nach ihrer Beobachtung des
ittengeſetzes, als nach der eines conventionellen Ehren-
der beurtheilte, dabei aber ihren Söhnen noch einen
nds von überſprudelnder Naturkraft erhalten hatte, ihren

---

ärme, welche in jenen Zeiten ſchon der Sprache der bloßen Freund-
ſt eigen zu ſein pflegte, beſonders im franzöſiſchen Ausdruck.

Thaten und Missethaten etwas Großartiges verlieh und sie zugleich mit voller Macht sich in das ihnen so schrankenlos überlassene Meer der Genüsse stürzen ließ. Graf Philipp Christoph war der letzte männliche Erbe berühmter Vorfahren, und ward das Haupt einer Familie, die mit großen Fürstenhäusern in naher Verwandtschaft stand, war den gewöhnlichen Verhältnissen in der That entrückt und im Besitze einer gewaltigen Gütermasse. Er konnte in dem Glauben aufwachsen, daß ihm nichts zu hoch sei, es zu erstreben, und nichts zu kostbar, daß er es sich versagen müsse. Dabei führte ihn, wie das Beispiel so vieler in seiner Zeit, so das seiner nächsten Angehörigen, und zuletzt das ganze Verhältniß, das ihm kein sicheres Vaterland gab, ihn halb auf Schweden, halb auf das vielgetheilte Deutschland und zuletzt auf jeden Staat wies, in dessen Dienste Ruhm und Besitz zu erwerben war, zu einer abenteuernden Richtung, welche auch wieder ihre besondern Gefahren in sich trägt. Nicht minder gefährlich pflegt es zu sein, wenn, wie bei Graf Königsmark, die Wirklichkeit der Glücksstellung dem Scheine und den eigenen Erwartungen nicht entspricht. Wol hatte der alte Königsmark durch Kriegsbeute, fürstliche Schenkungen und glückliche Finanzkünste ein gewaltiges Besitzthum zusammengehäuft. Indeß schon seine Finanzkunst und ökonomische Verwaltung scheint sich nicht mit seinen Gütern vererbt zu haben, während doch ihre weit getrennte Lage und sonstigen Verhältnisse eine recht sorgsame und umsichtige Verwaltung forderten. Seine Erben wuchsen in dem Bewußtsein des großen Besitzes auf, und kümmerten sich mehr um dessen Genuß, als um seine Verwaltung und Behauptung. Sie zogen an Höfen, in fremden Ländern und Feldlagern umher und überließen die Wahrnehmung des Besitzthums auf dessen Grunde

um sie in der Welt glänzten, der Sorge Fremder, die im günstigsten Falle unter der Oberaufsicht von Damen standen. Sie hatten ein fürstliches Einkommen, machten aber auch einen fürstlichen Aufwand [1]), was in jener Zeit noch viel mehr bedeuten wollte als gegenwärtig. Dazu kam, daß das Vermögen nicht ohne Verwickelung war. Es scheinen niemals feste Erbtheilungen in diesem Grafenhause stattgefunden zu haben, vielmehr immer ein gewisses Zusammenwirthschaften beliebt worden zu sein, wobei alles Geldbeschaffen nur wie provisorisch und je nach dem Bedürfniß erfolgte und die Abrechnung immer verschoben ward. Dergleichen begründet natürlich in der Länge der Zeit Verwirrung und droht zugleich mit Uneinigkeit und Zerwürfnissen, wie denn dergleichen auch zwischen unserm Grafen und seinem Schwager Lewenhaupt bestanden, wenn sie sich auch zuletzt ausgeglichen zu haben scheinen. [2]) Direct aber wurde der Familienbesitz durch die schwedischen Reductionen nicht unerheblich geschmälert, und überhaupt war der Besitz in Schweden so manchen Fährlichkeiten ausgesetzt, denen nur persönliche Anwesenheit und Fürsorge zu begegnen vermocht hätten. Es erklärt sich nach allem, sowol daß Philipp Christoph mit dem Gelde leichtsinnig umsprang, wie daß er, trotz seines großen Geldvermögens, wie es zuletzt auf ihn allein vererbt worden [3]), häufig kein Geld besaß und dann wol

1) Als Graf Philipp Christoph in Hannover, das er damals nur vorübergehend und gewissermaßen incognito besucht hatte, verschwand, hinterließ er daselbst ein Gefolge von 29 Domestiken und 52 Maulthiere und Pferde.

2) Vgl. Cramer, a. a. O., S. 28, 36, 43 fg.

3) Durch den Tod Karl Johann's. Uebrigens ersieht man aus einem Brief des Grafen Lewenhaupt, vom 10./20. Juni 1694, daß ein Oberst Weyer (oder Meyer) zu Gunsten Graf Philipp Christoph's

Thaten und Missethaten etwas Großartiges verlieh und sie zugleich mit voller Macht sich in das ihnen so schrankenlos überlassene Meer der Genüsse stürzen ließ. Graf Philipp Christoph war der letzte männliche Erbe berühmter Vorfahren, und ward das Haupt einer Familie, die mit großen Fürstenhäusern in naher Verwandtschaft stand, war den gewöhnlichen Verhältnissen in der That entrückt und im Besitze einer gewaltigen Gütermasse. Er konnte in dem Glauben aufwachsen, daß ihm nichts zu hoch sei, es zu erstreben, und nichts zu kostbar, daß er es sich versagen müsse. Dabei führte ihn, wie das Beispiel so vieler in seiner Zeit, so das seiner nächsten Angehörigen, und zuletzt das ganze Verhältniß, das ihm kein sicheres Vaterland gab, ihn halb auf Schweden, halb auf das vielgetheilte Deutschland und zuletzt auf jeden Staat wies, in dessen Dienste Ruhm und Besitz zu erwerben war, zu einer abenteuernden Richtung, welche auch wieder ihre besondern Gefahren in sich trägt. Nicht minder gefährlich pflegt es zu sein, wenn, wie bei Graf Königsmark, die Wirklichkeit der Glücksstellung dem Scheine und den eigenen Erwartungen nicht entspricht. Wol hatte der alte Königsmark durch Kriegsbeute, fürstliche Schenkungen und glückliche Finanzkünste ein gewaltiges Besitzthum zusammengehäuft. Indeß schon seine Finanzkunst und ökonomische Verwaltung scheint sich nicht mit seinen Gütern vererbt zu haben, während doch ihre weit getrennte Lage und sonstigen Verhältnisse eine recht sorgsame und umsichtige Verwaltung forderten. Seine Erben wuchsen in dem Bewußtsein des großen Besitzes auf, und kümmerten sich mehr um dessen Genuß, als um seine Verwaltung und Behauptung. Sie zogen an Höfen, in fremden Ländern und Feldlagern umher und überließen die Wahrnehmung des Besitzthums auf dessen Grunde

in sie in der Welt glänzten, der Sorge Fremder, die n günstigsten Falle unter der Oberaufsicht von Damen anden. Sie hatten ein fürstliches Einkommen, machten ber auch einen fürstlichen Aufwand [1]), was in jener eit noch viel mehr bedeuten wollte als gegenwärtig. )azu kam, daß das Vermögen nicht ohne Verwickelung ar. Es scheinen niemals feste Erbtheilungen in diesem rafenhause stattgefunden zu haben, vielmehr immer ein wisses Zusammenwirthschaften beliebt worden zu sein, obei alles Geldbeschaffen nur wie provisorisch und je ach dem Bedürfniß erfolgte und die Abrechnung immer rschoben ward. Dergleichen begründet natürlich in der änge der Zeit Verwirrung und droht zugleich mit Unnigkeit und Zerwürfnissen, wie denn dergleichen auch zwihen unserm Grafen und seinem Schwager Lewenhaupt stand, wenn sie sich auch zuletzt ausgeglichen zu haben heinen. [2]) Direct aber wurde der Familienbesitz durch die hwedischen Reductionen nicht unerheblich geschmälert, und berhaupt war der Besitz in Schweden so manchen Fährchkeiten ausgesetzt, denen nur persönliche Anwesenheit nd Fürsorge zu begegnen vermocht hätten. Es erklärt ch nach allem, sowol daß Philipp Christoph mit dem elde leichtsinnig umsprang, wie daß er, trotz seines roßen Geldvermögens, wie es zuletzt auf ihn allein verbt worden [3]), häufig kein Geld besaß und dann wol

1) Als Graf Philipp Christoph in Hannover, das er damals nur orübergehend und gewissermaßen incognito besucht hatte, verschwand, interließ er daselbst ein Gefolge von 29 Domestiken und 52 Maulhiere und Pferde.

2) Vgl. Cramer, a. a. O., S. 28, 36, 43 fg.

3) Durch den Tod Karl Johann's. Uebrigens ersieht man aus inem Brief des Grafen Lewenhaupt, vom 10./20. Juni 1694, daß in Oberst Weyer (oder Meyer) zu Gunsten Graf Philipp Christoph's

„Vous savez sur quoi roule notre amour; nos souhaits sont selon la loi divine et il ne tient qu'à celui d'en haut que nous ménions une vie devote et sans reproche: faites lui des voeux aussi; peut-être exaucera-t-il nos prières."

Wie dem auch ſei, das Verhältniß der Liebenden wurde gegen Ende des Jahres 1693 immer inniger und wurde es immer mehr, je ſichtbarer ſich ihnen die Ueberzeugung aufdrängte, daß ſie von geheimen Gefahren umlagert ſeien, und daß ihre gegenſeitige Stellung zu Hannover nicht lange mehr haltbar ſein werde. Sie fanden ſich auf allen Seiten beobachtet. Es gingen zwiſchen ihnen gewechſelte Briefe verloren oder verſchwanden auf räthſelhafte Weiſe. Der Feldmarſchall Podewils [1]), welcher dem Grafen wohlwollte, ließ ihn kommen und ſagte ihm warnend, daß man dem Kurfürſten von einem Verſtändniß zwiſchen der Kurprinzeſſin und ihm geſagt habe. Nach einiger Zeit ließ er ihn abermals kommen und theilte ihm mit, daß er noch immer im Gerede mit der Prinzeſſin ſei, worauf Königsmark verſichert, ſeit jener erſten Mittheilung nicht wieder mit der Prinzeſſin allein geſprochen zu haben, ſich aber beeilte, ſeiner Geliebten von dem Vorgange Nachricht zu geben. Gewiß wußten ſie, daß die Gräfin Platen ihre unverſöhnliche Feindin ſei und alles aufbiete, ſie zu belauern und in Verdacht zu

1) Heinrich von Podewils, geb. 1615 zu Demmin in Pommern, trat in die Dienſte Bernhard's von Weimar und ſpäter mit deſſen Heer in franzöſiſche, in denen er bis zum Maréchal de Camp aufſtieg und naturaliſirt wurde. Er war zweiter Befehlshaber der 6000 Mann Hülfstruppen, welche an der Schlacht bei St.-Gotthardt theilnahmen. Später trat er in die Dienſte Johann Friedrich's von Hannover und ward unter Ernſt Auguſt Generalfeldmarſchall, Präſident des Geheimen Kriegsraths und Gouverneur der Reſidenzſtadt. Er ſtarb zu Hamburg 1695.

bringen. Königsmark war nicht ohne düstere Ahnungen. Einmal schrieb er, mit Bezug auf ein aus seinem Hute verschwundenes Billet: „Dieu aie pitié de nous, car sans son secours je ne sais comment nous sortirons de cette affaire. Je le prends à temoin que je ne crains point le péril dans lequel je me vois, mais de vous perdre pour jamais, c'est cela qui m'afflige et si j'ai eu envie de m'éloigner, c'est que de loin je vous pourrai plus assister que de près [1]), quand on m'enfermerait peut-être, mais cette pensée est ridicule et je ne (n'y) songe plus." [2]) — Auch die Prinzessin schreibt einmal: „Je suis persuadée que je suis trahie et à deux doigts de ma-perte. — Toute chose me confirme dans mon opinion que je suis trahie, si la perspective (unter welcher Bezeichnung die Liebenden die Gräfin Platen verstanden) s'en mêle."

Aus einem andern Briefe ersehen wir, daß die Kurfürstin denn doch, wonach wir uns außerdem vergeblich umgesehen, mit ihrer Schwiegertochter über die Sache gesprochen hatte. Sie habe, heißt es hier, schon vor länger als Jahresfrist ihr eine Predigt über die Königsmark'sche Angelegenheit gehalten und sie dabei glauben machen wollen, daß dies auf Veranlassung des Kurfürsten geschehe, während umgekehrt der Kurfürst derselben kein Wort

---

1) Das war ein an sich ganz richtiger Gedanke. Die Prinzessin durfte keinen Beistand um sich haben, der in Verdacht kommen konnte, ihr Liebhaber zu sein. Uebrigens scheint aus obiger Stelle hervorzugehen, daß der erste Gedanke einer Entfernung Königsmark's von Hannover von ihm selbst stammte, und daß er sich deshalb gewissermaßen bei ihr entschuldigen zu müssen glaubte. Später billigte und betrieb sie diese Entfernung.

2) Meint er damit die Entfernung? Was wäre da Lächerliches daran gewesen. Oder die Einkerkerung? Er sollte erfahren, daß seine Feinde sich nicht scheuten, noch zu extremern Maßregeln zu greifen.

darüber geſagt habe und erſt durch ſie aufmerkſam gemacht werde. Man ſieht, daß die Prinzeſſin auf ihre Schwiegermutter nicht gut zu ſprechen war, was ſie dem wenig empfänglich für deren Rathſchläge machen konnte. Dieſe ſcheinen übrigens keineswegs ein ſchuldvolles Verhältniß vorausgeſetzt, ſondern blos vor dem guten Rufe nachtheiligen Unvorſichtigkeiten gewarnt zu haben. Die Kurfürſtin hatte der Prinzeſſin gerathen, ihr Betragen gegen Königsmark zu ändern, weil es ihr Schaden bringe. Dann hatte ſie dieſelbe ermahnt, überhaupt ihr Benehmen zu ändern. Alle Welt ſei über das zurückgezogene Leben, das ſie jetzt führe, erſtaunt; man klage, daß ſie niemand anſehe oder anrede; man finde es unnatürlich, daß eine Dame ihres Alters ſo ſehr auf alles verzichte, und ſuche nach einem Grunde dafür. Leider erfahren wir nicht, was die Prinzeſſin darauf geantwortet und ob ſie die Kurfürſtin darauf aufmerkſam gemacht hat, daß ihr Zurückziehen und ihre Schwermuth von der Untreue, Kälte und Härte ihres Gemahls herrührten und durch die gegen ſie geſponnenen Intriguen noch mehr erklärt würden. Es beſtand eben kein herzliches Vertrauen zwiſchen den Damen. Schon die frühern Verhältniſſe, vor der Vermählung der Prinzeſſin, hatten keinen Grund dazu gelegt, und die gewiſſe Parteinahme der Kurfürſtin für die Platen, die wahrſcheinliche für ihren Sohn, mochten die Sache nur noch verſchlimmert haben. — Der Kurfürſt ſcheint ſich gar nicht in die Sache gemiſcht, ſich um ſeine Schwiegertochter wenig gekümmert und das Verhältniß zu Königsmark höchſtens für eine flüchtige Galanterie gehalten zu haben, die man, des Geredes halber, nicht aufkommen laſſen dürfe, aus der aber auch nicht viel zu machen ſei. Von einem ernſtern, umſichtigen, fortgeſetzten Bemühen des

kurfürstlichen Paares und der eigenen Aeltern der Prinzessin, ihre mißliche Stellung zu bessern, ihr eheliches Verhältniß freundlicher zu gestalten, oder sie doch durch bewiesene Theilnahme und wohlwollende Fürsorge über dasselbe zu trösten und sie damit vor den Versuchungen und Gefahren zu schützen, die so leicht aus ihrer ganzen Lage erwachsen konnten, findet sich keine Spur. Es war, wie so oft in der Welt: man ließ die Dinge hingehen, bis es zu spät war und schritt dann hart und gewaltsam gegen die Folgen der eigenen Unterlassungssünden ein.

Mit dem Spätjahr 1693 werden die Pläne der Liebenden ernstlicher. Sie fühlten, daß die Sache nicht länger so fortgehen könne und sahen sich nach Rettungswegen um. Schon vorher hatte die Prinzessin Versuche gemacht, sich, als die erste materielle Grundlage einer unabhängigen Stellung, Geldmittel zu sichern, und hatte sie sich bemüht ihren Vater zu vermögen, ihr schon bei Lebzeiten ein eigenes Einkommen auszusetzen. Wenn sie sich dabei der Vermittelung des celleschen Geheimraths von Bernstorff[1]) bediente, so war sie freilich übel angekommen, da dieser schlaue, heuchlerische Intriguant, der seinen Herrn, in listiger Weise, ohne daß dieser es ahnte, vollständig beherrschte, dem hannoverschen Interesse ergeben war, wie er denn später in den Dienst Hannovers übertrat und als Premierminister Georg's I. gestorben ist.

---

1) Er war ein Mecklenburger, soll sein Vaterland verlassen haben, weil er sich in die Herzogin verliebt hatte, und von dieser nach Celle empfohlen worden sein, von wo er 1705 nach Hannover kam und 1709 der Nachfolger Platen's als erster Minister wurde. In dieser Eigenschaft starb er zu London 1726, im achtundsiebzigsten Jahre. Die Grafen Bernstorff stammen von seinem Neffen und Schwiegersohn, für den er ein großes Fideicommiß begründet hatte.

Auch in letzterer Stellung gab er Beweise, daß er gar nicht der Mann war, der auf die persönlichen Wünsche und Gefühle der Kinder seiner Gebieter, wenn sie irgend mit den Interessen, die er zu pflegen gewohnt war, in Conflict kamen, die mindeste Rücksicht genommen hätte, daß er vielmehr kein Bedenken trug, die unnatürliche Härte eines Vaters gegen seinen Sohn zu schüren. Auch der Herzog war schwerlich sehr geneigt, auf die Geldwünsche seiner Tochter einzugehen. Er mochte in der That keinen Grund dafür absehen, nachdem sie so anständig versorgt worden, und nachdem er in seiner Jugend leichtsinnig genug gewesen, hatte er sich im Alter eine Liebe zum Geldsammeln angeeignet, die es ihm schwer machte, sich von seinem Besitze zu trennen. Er hatte das Geldsammeln und Aufspeichern zunächst aus Liebe für Frau und Tochter begonnen, deren Zukunft er dadurch sichern wollte; es war ihm aber darüber so zur Gewohnheit und Liebhaberei geworden, daß es allmählich das herrschende Interesse seines Lebens zu werden schien. — Eine Zeit lang hatte die Prinzessin indeß doch einige Hoffnung, in Celle zum Ziele zu kommen, indem sie nicht die Kasse ihres Vaters in Anspruch nehmen, sondern die Landstände ihr 30000 Thlr. aussetzen sollten, welchen Plan ihre Mutter in der That sehr eifrig unterstützte; aber die damals drohende, später ausgeführte Invasion des Herzogthums Lauenburg durch die Dänen bot einen Grund oder Vorwand, jede Geldverwilligung abzulehnen.

Es ward nun um so nöthiger befunden, daß Königsmark Hannover verlasse und auswärts Dienst suche, theils um den Gefahren zu entgehen, die ihm in Hannover drohen konnten und von denen die Liebenden wenigstens eine unbestimmte, unheimliche Ahnung hatten, theils um

ch auch ſonſt in ſeiner Lage zu verbeſſern, da ſeine nanziellen Verhältniſſe immer zerrütteter geworden zu in ſcheinen. Ein Vorwand, ſeine Entlaſſung aus hanoverſchem Dienſte zu fordern, bot ihm ſeine Nichtbeförerung, und er ſcheint ſich auch dieſes Grundes bei odewils bedient zu haben. Es werden nun aber die chritte der beiden Liebenden, wie ſie der Kataſtrophe nächſt vorhergingen, immer dunkler und lückenhafter, eils weil die in der erſten Hälfte des Jahres 1694 n der Prinzeſſin an Königsmark geſchriebenen Briefe benfalls bei letzterm gefunden, folglich nicht bekannt orden ſind, theils weil nach der Kataſtrophe von ſeiten annovers alles aufgeboten wurde, einen immer dichrn Schleier über die Vorgänge auszubreiten und wol ch manches ganz anders darzuſtellen, als es geweſen ar. Gewiß iſt jetzt, daß Königsmark im Jahre 1694, rch den neuen Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auuſt, folglich nach dem am 24. April 1694 erfolgten ode des Kurfürſten Johann Georg IV., zum Generalajor der Cavalerie, mit 200 Thlr. monatlichem Gehalt, nannt worden iſt. [1]) Ob der Graf aber ſchon vorher

1) S. v. Weber, a. a. O., II, 91. — In dem Aufſatze des Marſchalls von Sachſen wird übrigens die Sache, ganz im Einklang mit er durchgängigen Romantik dieſes Aufſatzes, ſo dargeſtellt, als hätte er Kurfürſt Ernſt Auguſt, durch die Platen von dem Verhältniß es Grafen zu der Prinzeſſin unterrichtet, aber jenen zu ſchonen wünchend, ihn ſelbſt aufgefordert, nach Ungarn zu dem Prinzen Friedrich uguſt, an den er ihm einen Brief mitgegeben, zu reiſen und von da ns um ſeine Entlaſſung zu bitten, worauf der Graf den Wink auch efolgt habe, nach Peterwardein gereiſt und Adjutant des Prinzen worden ſei. Es verſteht ſich, daß hier ſtarke Anachronismen im Spiele ſind, da Friedrich Auguſt erſt 1695 in Ungarn befehligte. uch ſtimmt die öffentliche Rückkehr Königsmark's nach Hannover, obei er ſich mündlich verabſchiedete, an den Hof ging, vom Kurürſten beglückwünſcht wurde u. ſ. w., gar nicht zu dieſen kurfürſtlichen Inſtructionen.

nach Dresden gereist ist, und wann und weshalb; ob er von der niederländischen Campagne her eine Spielforderung an Friedrich August hatte, die er einkassiren wollen, wie man auch gesagt hat; ob er förmlich aus dem hannoverschen Dienst ausgetreten war, in dem allen bleibt manches ungewiß. Auf der einen Seite wird mit Bestimmtheit versichert [1]): der Graf habe durch Feldmarschall Podewils dem Kurfürsten von Hannover vorstellen lassen, „er könne ohne Avancement nicht länger dienen, und dafern Se. kurfürstliche Durchlaucht ihm diese Gnade nicht thun wollte, begehre er seinen Abschied und würde sein Glück anderwärts suchen". Darauf habe kurfürstliche Durchlaucht ihm antworten lassen: „weil sie nicht die Gewohnheit hätten, in ihren Truppen die jüngern Offiziere den ältern vorzuziehen, so könne er Königsmark nicht wehren, seine Avantage anderwärts zu suchen, wozu er ihm auch die Freiheit gebe. Darauf — heißt es weiter — ist Königsmark nach Dresden gegangen, hat sich wirklich in Ihro kurfürstl. Durchlaucht von Sachsen Diensten als General engagiret, solches dem Feldmarschall Podewils schriftlich adviſiret, bei seiner Zurückkunft dem Feldmarschall gesagt: Ihre Excellenz möchten Ordre geben, an wen hinführo die Officiers seines Regiments sich adressiren sollten, denn er sich weiter keines Commandos über dasselbe annehmen würde; worauf der Feldmarschall ihm zu seinem Avancement und Veränderung Glück gewünscht und gesagt: er könne nur den Offizieren wissen lassen, daß sie sich an ihn selbst adressiren sollten und die Ordres von ihm holen, welches denn ins Werk gerichtet. Auch hat er (Königsmark) sich bei den Offizieren bedankt für die gute Meinung

1) Cramer, a. a. O., S. 117.

die er von ihnen für seine Person verspüret, wie solches gebräuchlich. Darauf haben die Officiers schriftlich geantwortet und sich von Königsmark congediret, welcher Brief annoch vorhanden. Se. kurfürstl. Durchlaucht haben selber auch Königsmark Glück gewünscht, wie auch der ganze Hof." — Dagegen hat der Feldmarschall Podewils, auf eine, nach dem Verschwinden des Grafen, von dessen Secretär an ihn gerichteten Anfrage, nachdem er vorher die Befehle des Kurfürsten eingeholt, unter anderm geantwortet: „Da der Graf zur Zeit, als er sich verloren (sic), noch kurbraunschweigischer Offizier gewesen, welches um so weniger in Zweifel zu stellen sei, als er seine Dimission und Abschied noch nicht erhalten, viel weniger von seinem Regimente [1]), wie sonst zu geschehen pflege, abgedankt, sondern seinen Dienst continuiret (?) und Gage bezogen, so sei die Versiegelung durch den Kriegs-Secretarium zu bewerkstelligen, jedoch was unter dessen Briefschaften offenbar Se. kurfürstliche Durchlaucht angehe, herauszunehmen." Wollen wir nicht annehmen, daß der alte würdige Feldmarschall hier geradezu in die Verlegenheit gebracht worden, seine Zuflucht zu einer directen Unwahrheit zu nehmen, so wird die Sache wol darauf hinauslaufen, daß man sich auf eine Formalität stützte, um mit besserm Scheine zu den Papieren zu gelangen. Der Graf wird auf Urlaub nach Dresden gegangen sein, welche Zeit immerhin als „Continuirung des Dienstes"

1) Man sieht hieraus, daß er ein Regiment hatte, wie auch sonst allgemein gesagt wird, und nicht eine Compagnie bei der Leibgarde, wie es in dem Aufsatze des Marschalls von Sachsen heißt. Er soll aber in dem Verzeichnisse der hannoverschen Obersten nicht zu finden sein, was wol aus dem damals gar nicht seltenen Manöver zu erklären ist, das Andenken an mißliebige Persönlichkeiten durch Nichterwähnung tilgen zu wollen.

gerechnet werden konnte, hatte den Urlaub genommen, nachdem er erklärt hatte, daß er andere Dienste suchen wolle, hatte die Erlaubniß des Kurfürsten hierzu erhalten, hatte von Dresden aus schriftlich um seine Entlassung nachgesucht und zugleich angezeigt, daß er in kursächsischen Dienst getreten sei, war dann noch persönlich nach Hannover gereist, hatte wegen Versehung seiner nun vacanten Stelle Vorsorge getroffen, sich von den Offizieren seines Regiments verabschiedet, war von dem Kurfürsten, dem Feldmarschall, dem ganzen Hof zu der eingetretenen Veränderung beglückwünscht worden und würde daher unter allen andern Umständen als aus dem hannoverschen Dienste ausgetreten betrachtet worden sein. Die Gage, die er noch bezogen haben soll, wird er bis dahin zu fordern gehabt haben. Man benutzte aber den Umstand, daß ihm noch kein schriftlicher Abschied zugefertigt worden [1]), und daß er der zuweilen beobachteten Ceremonie, dem ganzen Regimente sein „Compliment zu machen", nicht nachgekommen war, um ihn als noch in kurhannoverschen Diensten stehend darzustellen.

Wie dem auch sei, Königsmark war seit dem Frühjahr 1694 kursächsischer Generalmajor, nachdem er frühere Anträge, die ihm von seiten Kurbaierns, Dänemarks und Schwedens gemacht worden sein sollen, abgelehnt hatte, wie es scheint aus Abneigung, sich von der Prinzessin zu trennen. Sein Schwager, Graf Lewenhaupt, freute sich über diese Veränderung und ver-

1) Nach einer Stelle bei Cramer (a. a. O., S. 117) scheint es, daß bei sehr vornehmen Offizieren die Ausstellung eines schriftlichen Abschieds sogar als unhöflich betrachtet wurde. Es heißt dort von einem andern Grafen: „Noch viel weniger hat man sich, ihm einen schriftlichen Abschied zu geben, veranlaßt."

ſprach dem Grafen Glück davon. In der That möchte die Sache auch für alle Theile zum Beſten ausgeſchlagen ſein, wenn er nicht wieder nach Hannover gegangen wäre. Hier hatte inzwiſchen auch die Kurprinzeſſin Schritte gethan, die Ausführung ihres alten Entſchluſſes, ſich von ihrem Gemahl zu trennen, einzuleiten. Sie war, kurz bevor der Kurprinz eine Reiſe nach Berlin antrat, zu ihren Aeltern auf das Jagdſchloß Bruchhauſen gereiſt, wohin ſie jedoch von dieſen eingeladen worden zu ſein verſichert. Hier hat ſie ihren Aeltern den Wunſch ausgedrückt, ſich von ihrem Gemahl zu trennen und bei ihnen bleiben zu dürfen, alſo einen letzten Verſuch gemacht, auf die jedenfalls anſtändigſte Weiſe aus der Sache zu kommen. Indeß wie ſehr der Herzog auch ſein einziges Kind geliebt und dies noch im Sommer 1693 zu erkennen gegeben hatte [1]), auf dieſen Wunſch, deſſen Erfüllung ſo ſchweren, das fernere Leben der meiſten Betheiligten verbitternden Unheil hätte vorbeugen können, wollte er doch nicht eingehen. Alle ihre Bitten, ihr wiederholtes Flehen, ſie in den älterlichen Schutz zu nehmen, fruchteten nichts. Der Herzog wies ſie im Gegentheil an, ihre Rückkehr nach Hannover zu beeilen, damit ſie den Kurprinzen noch vor ſeiner Abreiſe treffe. Erſt wenn ſie dieſer Form genügt, ſolle ſie nach Windhauſen kommen, um mit dem celleſchen Hofe den Geſundbrunnen zu trinken und dann wieder in ihre Verhältniſſe nach Hannover zurückzukehren. Sie war übrigens in Bruchhauſen, wol aus Kummer und Aufregung, unwohl geworden und ſoll auch in Hannover einen

1) „Mon père est plus tendre que jamais et ma mère me comble de bontés", ſchreibt ſie damals.

Rückfall bekommen haben.[1]) Die Unerbittlichkeit ihres Vaters darf, wie die Menschen sind, nicht zu sehr verwundern. Er mochte seine Tochter wol herzlich lieb haben, aber sich selbst hatte er doch noch viel lieber. Er schätzte jetzt vor allem Ruhe und Bequemlichkeit. Seine größte Sorge war lange Zeit die Zukunft seiner Frau und Tochter gewesen. Er hatte geglaubt, dieser Sorge durch das Arrangement mit Hannover gründlich und für immer überhoben zu sein, mochte sich über das Zustandekommen desselben herzlich gefreut haben und sah es nun auf einmal wieder in Frage gestellt, sah alle die Verlegenheiten, den Verdruß, die Streithändel auf sich einstürmen, die aus einem für den mächtigen Hof von Hannover so verletzenden Schritte hervorgehen mußten, und dies alles, mochte er meinen, weil seine Tochter sich nicht in eine Lage finden könne, die doch so viele fürstliche Damen seiner Zeit sich ganz ruhig gefallen ließen, weil sie Grillen und Launen habe, vielleicht weil ein junger Abenteurer Eindruck auf ihr Herz gemacht, sich wol gar auf ihre Hand Hoffnung mache! Wenn er wollte, konnte er starrsinnig genug sein und seinen eigenen Kopf behaupten. Soll ihn doch sein Minister Bernstorff wesentlich dadurch zu seinem Willen gelenkt haben, daß er ihm das Gegentheil von dem gerathen habe, was Bernstorff eigentlich wollte, worauf der Herzog, um zu zeigen, daß er nicht von seinem Minister abhänge, eben das that, was Bernstorff gewollt, aber nicht gerathen hatte.[2]) So schlau waren freilich die Herzogin und ihre Tochter nicht.

---

1) Berichte des englischen Gesandten in Celle und Hannover, vom 15. und 29. Juni. Vgl. „Die Herzogin von Ahlden", S. 49.

2) Ein Manöver, das natürlich nur in einzelnen, seltenen Fäl-

Mit welchen Gefühlen die arme Sophie Dorothea
amals von ihren Aeltern an den verhaßten Hof zu
annover zurückgefahren ſein mag, wo ſie nichts als
inde, nichts als Schlingen und Fallſtricke ſah, und
o ſie vor allem den Gemahl noch einmal begrüßen
llte, gegen den der tiefſte Widerwille, ja ſichtbar ein
rmlicher Haß in ihrem Herzen beſtand, iſt wohl zu
nken. Tiefe Bitterkeit gegen die Welt, gegen ihre
inde und falſchen Freunde, gegen ihre Aeltern ſogar,
ochte ihr der Leidenſchaftlichkeit nicht unempfängliches
emüth vergiften, und hier, auf dieſer peinlichen Rück-
hrt, nachdem ihr der letzte Weg, ſich den ihr unerträg-
h gewordenen Verhältniſſen in ihren Ruf nicht gefähr-
nder Weiſe zu entziehen, verſchloſſen worden, mochte der
edanke reifen, nunmehr auch nichts mehr zu ſcheuen,
ndern um jeden Preis, auf jede Weiſe das Band zu
rreißen, das ihr zur drückenden, brennenden Feſſel ge-
orden war. Hier mochte ihr auch das Bild des Man-
es, der allein ihr treu war, von dem allein ſie die
Worte der Liebe hörte, der bereit war, alles für ſie zu
agen und zu opfern, in den glänzendſten Farben vor
ie Seele treten, und er mochte ihr als der letzte Ret-
ungsanker erſcheinen. In dieſer Stimmung iſt es wol
rklärlich, daß ſie, was ihr von ſeiten des Hofs ſehr übel
ufgenommen ward, an Herrenhauſen, wo ihre Schwie-
gerältern und ihr Gemahl waren, vorbei und direct nach
Hannover fuhr. Auch hatte ſie Grund zu eilen, da ſie
ihre Ankunft daſelbſt für (früh) 10 Uhr dem Königsmark
bereits angekündigt und ihn eingeladen hatte, ſie noch
denſelben Tag zu ſehen, während ſie, vielleicht infolge

len anwendbar war, bei regelmäßigem Gebrauche aber gewiß entdeckt worden wäre.

ihres Unwohlseins oder aus sonstigen Gründen, später abgereist, nunmehr vor abends nicht nach Hannover kommen konnte.

Königsmark war also bereits wieder in Hannover. Der ostensible Grund seiner Rückkehr lag in den Formalitäten des Austritts aus dem hannoverschen Dienste nahe; der wirkliche Grund mag in seinem Verhältnisse zu der Prinzessin gelegen haben, weshalb er auch seine Abreise von Tag zu Tag verschob, ungeachtet er nichts mehr in Hannover zu thun hatte, was die Welt wissen durfte. Dem Urheber der Geschichte, die der Marschall von Sachsen aufgezeichnet hat, genügten aber freilich jene Gründe noch nicht, die Rückkehr des Grafen nach Hannover und sein Zögern daselbst zu motiviren, und er hat verschiedene romantische, vielmehr romanhafte Zuthaten beigefügt, deren Quelle wir am liebsten in der durch die Zeitromane geleiteten Phantasie der Gräfin Aurora suchen möchten. Erst läßt er den Grafen in Ungarn, auf dessen fingirtem Feldzuge daselbst, mit einem halbverrückten Wahrsager Namens Mey zusammenkommen, dem er die Hand vorgehalten und ihn gefragt habe, wenn er seine Geliebte wiedersehen werde, worauf Mey erwidert habe: „Du wirst sie sehen, aber dann Amen! Du wirst aber Zeit haben an das zu denken, was dir Mey heute sagt. Armer Graf, ich bedauere dich schon lange, aber dies wird dein Los sein; niemand kann seinem Schicksale entgehen.“ Diese Unheilverkündigung habe natürlich die trübe Stimmung, in der sich Königsmark befunden, nur erhöhen können. Nach Beendigung des Feldzugs sei er mit dem Prinzen nach Wien und von da nach Sachsen zurückgekehrt und habe mit Mühe die Erlaubniß zu einer Reise nach Hannover erwirkt, die ihm Friedrich August anfangs nicht gestatten wollen.

Was ihn so stark nach Hannover zurückgezogen, sei nichts Geringeres, als — das Band eines Blumenstrauß es gewesen, den die Prinzessin bei einem Ringelrennen, wo Königsmark den Sieg davongetragen, als Preis ausgesetzt gehabt. Er hätte dieses Band an der Fahne seiner Compagnie [1]) befestigt gehabt und bei seiner Abreise von Hannover zurückgelassen. Jetzt habe er es holen wollen, und zwar selbst holen. Die Fahne sei bei seiner Abreise dem Lieutenant und von diesem dem Nachfolger des Grafen, einem Grafen Platen, der ein Verwandter [2]) der schlimmen Gräfin gewesen, übergeben worden. Dieser, zu welchem Königsmark geeilt sei und der sich sehr gewundert habe, ihn zurückkommen zu sehen, habe, als der Graf das Band verlangt, erklärt, er sei veranlaßt worden, es der Gräfin Platen zu übergeben. Königsmark habe ihn darauf ersucht, der Gräfin zu sagen, daß er, als Entschädigung für alle die Leiden, die sie ihm zugefügt [3]), nur das Band sich zurückerbitte, daß sie aber, wenn sie es ihm nicht sogleich zurücksende, versichert sein könne, sie werde vor ihm in den Armen des

1) Die Erzählung beharrt dabei, ihm nur eine Compagnie zuzuschreiben, während er doch nach den amtlichen Angaben und allen weitern Berichten ein Regiment hatte.

2) Wenn dieser „Verwandte" nicht der damals zwanzigjährige Sohn der Gräfin gewesen ist — und einen Sohn pflegt man doch nicht mit „ein Verwandter" zu bezeichnen —, so ist es mit dieser Persönlichkeit nicht richtig. Denn außer dem Gemahl der Gräfin und dessen Sohn hat es damals keinen Grafen Platen gegeben.

3) Diese bestanden nach jener Erzählung darin, daß sie ihm ihre Liebe angetragen, und als er diese, was bekanntlich nicht geschehen, verschmähte, sein Verständniß mit der Prinzessin verrathen, belauert und dem Kurfürsten entdeckt, dadurch aber seine Entfernung von Hannover bewirkt habe. Durch seine Botschaft hätte er denn freilich ihre Angaben nur bestätigt und die Prinzessin entschieden compromittirt!

Kurfürsten ſelbſt keinen Schutz finden. Die Gräfin habe darauf die Ausantwortung des Bandes von einem Tage zum andern — es iſt ſchwer zu errathen, unter was für Vorwänden — verſchoben, um ihre Vorbereitungen treffen zu können. Königsmark habe ſich inzwiſchen verborgen gehalten. [1]) Die Gräfin habe ſich nun bei dem Kurfürſten über die Drohungen beſchwert, mit denen Königsmark ſie verfolge, worauf der Kurfürſt, hoch erzürnt, anfänglich in alles gewilligt habe, was ſie begehrte. [2]) Zwar habe er bei reiferer Erwägung und mit Rückſicht darauf, daß die Plane der Gräfin in ihrer Ausführung von ſehr bedenklichen Folgen begleitet ſein und großes Aufſehen erregen würden, zumal Friedrich Auguſt, der nach dem Tode ſeines Bruders Kurfürſt geworden [3]), eine dem Grafen angethane Unbill nicht ungeahndet laſſen werde, ſich anders beſonnen. Da ſich aber die Gräfin bitter über die Unentſchloſſenheit des Kurfürſten beklagt und ſich vom Hofe zurückzuziehen gedroht habe, ſo ſei ſeine Liebe von neuem erwacht [4]) und er habe in einem der Gräfin günſtigen Augenblicke ſeine Einwilligung ertheilt.

Etwas wahrſcheinlicher als dieſe Bandgeſchichte iſt eine andere Anekdote, welche mehrfach und aus ſichern Quellen berichtet wird, um zu erklären, wodurch der

---

1) Dies iſt völlig unwahr.

2) Der ſehr beſonnene Ernſt Auguſt würde der Gräfin ganz einfach gerathen haben, das Band zurückzugeben. Dann hätte ſie nichts mehr von Königsmark zu fürchten gehabt; dieſer wäre abgereiſt und alle Theile wären befriedigt geweſen. Statt deſſen ſoll er in die Ermordung des Grafen gewilligt haben, damit nur die Gräfin jenes Band behalte!

3) Er war es ſchon, ehe Königsmark wieder nach Hannover kam.

4) War ſie vorher eingeſchlafen. Er war ja nur eben geneigt geweſen, ihr zu Liebe in einen Mord zu willigen.

Haß der Gräfin zu solcher Höhe gesteigert worden: eine Sache, die eigentlich nach dem Vorhergegangenen keiner weitern Erklärung bedürfte. Hiernach soll sich Königsmark in Dresden, bei einem lustigen Gelage, wo ihn also die trübe Stimmung, in der ihn jener Aufsatz verharren läßt, verlassen hatte, Indiscretionen mannichfacher Art erlaubt, namentlich seine frühern Verhältnisse mit der Gräfin Platen zur Sprache gebracht, ja, wie wenigstens die Knesebeck erzählt, sich berühmt haben, in was für Gnaden und Ansehen er bei der Kurprinzessin lebe. Bei jenem Gelage sei ein Gast gewesen, der früher an dem Hof zu Celle gelebt habe, diesen der Prinzessin halber habe verlassen müssen und nun, um sich wieder in Gunst zu setzen, die Aeußerungen Königsmark's nach Hannover [1]) berichtet habe. Die Knesebeck gibt als den Grund, weshalb er Celle verlassen müssen, zu viele der Prinzessin erwiesene Aufmerksamkeit an. Die Prinzessin, welche auch von Königsmark's angeblichen Aeußerungen über sie selbst nur anführt: „er habe ihrer leider so gedacht, als sei sie unschuldig leidend dem härtesten Joche einer Ehe und den Kabalen eines durch Intriguen ausgezeichneten Hofes preisgegeben", sagt nur: jener Mann habe ihr misfallen, deshalb ihres Vaters Residenz verlassen und die Gelegenheit ergriffen, sich an ihr zu rächen. Es läßt sich diese Angabe recht wohl mit der der Knesebeck vereinigen und würde diese insoweit

1) Man könnte daran Anstoß nehmen, daß er nach Hannover berichtet haben soll, um in Celle wieder in Gunst zu kommen. Indeß er mag sich in die braunschweigischen Lande zurückgewünscht haben, und für diese war jetzt Hannover viel maßgebender als Celle. — Graf Schulenburg findet auch in der damaligen tiefen Landestrauer ein Bedenken. Das „lustige Gelag" braucht aber kein „Hoffest" gewesen zu sein.

ergänzen, als daraus hervorginge, daß die Prinzessin die Aufmerksamkeiten jenes Menschen misfällig aufgenommen gehabt hatte. Seine Denunciation wäre somit weniger gegen Königsmark, als gegen die Prinzessin gerichtet gewesen. Ist etwas an der Sache, so wird sie wol dazu beigetragen haben, sowol den Haß der Gräfin anzuschüren, als die Indicien gegen die Prinzessin und Königsmark zu verstärken.

Weniger wahrscheinlich ist uns eine weitere Angabe der Knesebeck, wonach sie schreibt: Gräfin Platen habe Königsmark kurz vor seiner Abreise nach Sachsen ihre Tochter [1]) zur Ehe angetragen; dieser aber habe den Vorschlag abgelehnt, worauf die Gräfin schon sehr unwillig gegen ihn geworden sei; gleichwol habe sie ihn noch übermäßig geliebt; als nun seine Aeußerungen über sie ihr zugekommen, hätten diese ihren Rachegeist angetrieben und sie habe dem Kurfürsten stets in den Ohren gelegen, „sich des Grafen abzuthun". Ist etwas an dieser Sache, so dürften wenigstens in den Zeitangaben Irrthümer obwalten, da der Unwille der Platen gegen Königsmark und das Aufhören ihrer „übermäßigen Liebe"

1) Sophie Charlotte, die sich mit dem kurhannoverschen Oberstallmeister Johann Adolf Freiherrn von Kielmannsegge († 1717) vermählte, 1722 zur Gräfin von Arlington und Leinceſter ernannt und von den Engländern wegen ihrer kolossalen Körperfülle der Elefant genannt wurde. Die Herzogin von Orléans schreibt ihr Verstand zu; die Markgräfin von Baireuth meint aber, daß es der Geist eines Teufels sei, weil gänzlich zum Bösen gewendet. Die Gunst, in der sie bei Georg II. stand, wird wol richtiger daraus erklärt, daß sie wahrscheinlich seine Halbschwester war, als daß man annehmen will, sie sei trotzdem seine Maitresse gewesen. Sie starb 1725. Ihr einziger Sohn starb 1734 zu London, unvermählt. Ihre älteste Tochter, Marie Sophie, vermählte sich 1719 mit Emanuel Scrope zweiten Viscount Howe († 1735) und ward unter anderm die Mutter des berühmten Admirals Howe († 5. Aug. 1799).

u ihm offenbar um einige Jahre weiter zurückfällt. Eher möchten wir annehmen, daß, wenn wirklich die Gräfin dem Königsmark die Hand ihrer Tochter ange-oten haben ſollte, dies nur in Vorausſicht einer Ab-ehnung geſchehen ſein dürfte, die man dann bei Hofe ls ein neues Argument gegen Königsmark geltend ma-hen konnte, zumal der Kurfürſt ohne Zweifel die Ge-ühle eines Vaters für die junge Dame gehegt hat.

Wie dem nun immer auch ſei, da Königsmark wie-er in Hannover war, hatte er ſich weſentlich den In-tereſſen der Prinzeſſin zu widmen; dieſe hatte keinen ſehn-ichern Wunſch, als aus Hannover zu flüchten, und eide waren darüber einig, daß man dazu die Zeit be-utzen müſſe, wo der Kurprinz noch abweſend war. Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß die ge-echſelten Briefe, die Botſchaften, Winke, Unterredungen, eheimen Zuſammenkünfte [1]) ſich häuften, auf der andern Seite aber auch der Eifer der Belauerung und die Ge-ahr der Entdeckung ſtiegen. Es wird aber nun alles unkel und ungewiß. Gewiß iſt, daß der Graf am Abend des 1. Juli (alten Stils) 1694 (eines Sonntags), wiſchen 10 und 11 aus ſeiner Wohnung, dem jetzigen Hôtel de Strelitz am Neumarkt, fortgegangen iſt [2]), wo-

1) Die Prinzeſſin behauptet freilich, ſie habe Königsmark ſeit einer Abreiſe nach Sachſen bis zu der letzten verhängnißvollen Zu-ammenkunft nicht wieder allein geſprochen, was auch wahr ſein kann, a die Kneſebeck zugegen geweſen ſein wird.

2) Er war übrigens auch am Abend des vorhergehenden Don-erstag fortgegangen und erſt am Morgen des Sonnabend zurück-ekehrt. Es iſt nicht anzunehmen, daß er dieſe ganze Zeit über im Schloſſe geblieben, und möchten wir eher eine Abweſenheit aus Han-over vermuthen. Eigen iſt es aber, daß die Prinzeſſin die letzte uſammenkunft auf den 28. Juni ſetzt, was eben jener Donnerstags-bend geweſen wäre.

ɔei er „ein paar ſchlechte, greiſe Leinwandſommerh
ein ſchlecht weißes Kamiſol, ganz kurz, und einen b
nen Regenrock anhatte, alſo ſichtbar in einem unſch
baren Incognito gehen wollte, und daß er nicht wi
zurückgekehrt, vielmehr ſeit dieſer Zeit wie ſpurlos
ſchwunden iſt. Den Nachmittag über ſoll er unru
geweſen ſein und geäußert haben, er habe die g
Nacht zu ſchreiben. Ferner iſt als gewiß anzunehm
daß er ſich damals zu einer Unterredung mit der
prinzeſſin begeben, und daß dieſe ſtattgefunden und
lich lange gedauert hat. Der erſte Zweifel entſteht
darüber, auf welche Veranlaſſung er ſich zu jener U
redung begeben. Die Kneſebeck, die keineswegs
Noth der Prinzeſſin Ungünſtiges ausſagt, verſichert:
Prinzeſſin habe Königsmark und zwar bei ſpätem A
zu ſich beſchieden. Die Prinzeſſin erzählt zwar
daß der Graf einer in ſein Zimmer gelangten Einla
gemäß gekommen und durch die Kneſebeck bei ihr
geführt worden ſei, ſtellt aber in Abrede, daß ſie
Billet geſchrieben, will vielmehr ſpäter von ihrer M
erfahren haben, daß die Gräfin Platen es geſchr
und dabei ihre Handſchrift nachzuahmen verſucht
Eine dritte Verſion hat Graf Moritz von Sachſen,
wie alles in ſeinem Aufſatze, etwas künſtlicher
iſt. Hiernach hätte man das Fräulein Kneſebeck
Namen einer Freundin deſſelben, des Fräuleins D
rufen laſſen; unterwegs hätte der Kurfürſt [1]) ſie
wartet und ſie unter ſicherer Begleitung zur

1) Zu den vielen offenbaren Unrichtigkeiten jenes Auf
hört es auch, daß er den Kurfürſten ſich die Mühe nehmen
Kurprinzen unter einem Vorwande für den Abend und
aufs Land zu ſchicken, während doch der Kurprinz in Berl

ıten geſchickt, bei der ſie zitternd eingetreten ſei. Von
er ſei ſie, unter Androhung des Todes, gezwungen
den, ein franzöſiſches Billet an Königsmark zu ſchrei-
, worin ſie dieſen im Namen der Prinzeſſin einlud,
den Abend bei letzterer einzufinden, worauf ſie den
über unter Aufſicht gehalten und dann nach Scharz-
gebracht worden ſei. Nun dieſe Geſchichte iſt offen-
falſch. Abgeſehen davon, daß die Kneſebeck ſich ſpäter
Haus nicht als eine Perſon zeigte, welche leicht ein-
hüchtern war, und daß das angebliche Billet, welches
tlich mitgetheilt wird, manches enthielt, was Königs-
ſtutzig machen konnte [1]), ſo iſt die ganze Geſchichte
n doch mit den beſtimmten Angaben der Kneſebeck
der Prinzeſſin völlig unverträglich. Was hätte die
eſebeck für ein Intereſſe gehabt, ſpäter, nachdem ſie in
cherheit war, jenen Vorgang zu verſchweigen? Was
lends hätte die Prinzeſſin für ein Intereſſe gehabt,
ht zu ſagen, daß der Graf durch ein abgezwungenes
illet der Kneſebeck eingeladen worden ſei, und ſtatt deſ-
n die Schuld auf ein ihr ſelbſt untergeſchobenes, ge-
ilſchtes Billet zu ſchieben, das ſie geſehen und Königsmark
rückgeſtellt haben will? Auch war die Kneſebeck, weit
ntfernt, in Haft zu ſein, bei der Unterredung der bei-
en Liebenden zugegen, blieb auch nachher noch längere
Zeit frei, machte in den nächſten Tagen verſchiedene Ver-
ſuche, zu entdecken, wo Königsmark hingekommen, ward
in Hannover wiederholten Verhören unterworfen, und
iſt erſt kurz vor Abführung der Prinzeſſin (23. Juli),

---

[1]) Es wird darin von frühern ähnlichen Beſuchen geſprochen. Wie aber, wenn keine dergleichen ſtattgefunden hatten? Es wird geſagt, die Prinzeſſin beunruhige ſich über das Stillſchweigen des Grafen? Wie aber, wenn, was ſehr wahrſcheinlich, in den letzten Tagen gerade der lebhafteſte Verkehr beſtanden hatte?

auf Antrag des celleschen Hofs, in Haft genommen und nach Scharzfeld gebracht worden. Jedenfalls entgeht sonach der Kurfürst dem erschwerenden und mit seinem Charakter keineswegs harmonirenden Verdachte, die Zusammenkunft, die er strafen wollte, erst selbst künstlich herbeigeführt zu haben. Ob dieselbe durch ein Billet der Prinzessin oder durch ein dieser untergeschobenes Billet der Gräfin Platen veranlaßt worden, um welches im letztern Falle der Herzog nicht zu wissen brauchte, wird sich schwerlich mit Bestimmtheit ermitteln lassen. Die Wahrscheinlichkeit spricht für das erstere, das durch die Aussage der Knesebeck bezeugt ist und dessen Ableugnung von seiten der Prinzessin zu den mancherlei ähnlichen Ausflüchten gehören kann, durch welche sie ihre Sache zu bemänteln sucht. Auch wäre das Unterschieben eines solchen Billets immerhin ein Wagstück gewesen, da es gar leicht Verdacht erwecken konnte.

Nun wie immer die Liebenden an jenem Abend zusammengebracht worden, da sie einmal beisammen waren, so blieben sie auch beieinander und besprachen ihren Fluchtplan, welche Unterredung[1]) denn, nach Versicherung der Knesebeck, wesentlich länger dauerte, als billig hätte geschehen sollen — auch die Prinzessin spricht von schnell vergangenen Stunden —, sodaß das Fräulein öfters zur Beendigung der Zusammenkunft trieb. Es gelang ihr endlich, den Grafen zum Fortgehen zu bewegen und er schied von der Prinzessin in der Hoffnung, in den nächsten Tagen ihr Gefährte und Beschützer auf romantischer Flucht zu sein, in Wahrheit aber, um sie hienieden

1) Sie fand im Zimmer der Prinzessin statt, in deren Vorzimmer der Graf sich eingefunden hatte und durch die Knesebeck bei der Prinzessin eingeführt worden war.

nicht wiederzusehen. Weder er noch die Damen ahnten etwas Böses, und die letztern beschäftigten sich den übrigen Theil der Nacht mit Einpacken der Schmuckachen der Prinzessin.

(In völligem Widerspruch mit diesen keinem Zweifel usgesetzten Angaben läßt der in Dresden gefundene uffatz den Grafen die Prinzessin allein treffen, diese, ie gar nicht gewußt haben soll, daß er in Hannover ei (!), über sein Eintreten erstaunen und, als er ihr ie Einladung gezeigt, sogleich ausrufen: er sei verloren; s sei ein Streich der Gräfin Platen, um sie beide zuammen betreffen zu lassen, worauf Königsmark sogleich ieder fortgeeilt sei. Ebenso läßt jener Aufsatz die Prinessin, die nach zuverlässigen Angaben erst am andern Morgen erfuhr, daß es in der Nacht Lärm im Schlosse egeben und daß der Graf vermißt werde, durch das Bellen ihres Hündchens veranlaßt werden, die Thüre u öffnen, dem Hunde eine kleine Treppe hinab in den Barterresal folgen, dort eben dazukommen, wie der Graf on zwei Männern fortgetragen wird, im Umkehren auf inen Leichnam stoßen und in Ohnmacht sinken. Dies lles völlig im Geschmacke des ganzen Aufsatzes, aber benso vollkommen grundlos.)

Der Graf war nicht aus dem Schlosse herausgekommen. Nach den Angaben der Prinzessin, die sie aus den spätern Erzählungen ihrer Mutter [1]) geschöpft haben will, wäre er trillernd den Corridor entlang gegangen, um sich durch die kleine Treppe, auf der er heraufgekommen, wieder zu entfernen. Diese aber fand er ver-

1) Wer für diese die Quelle gewesen ist, bleibt freilich zweifelhaft. Mit Ausnahme der ausführenden Werkzeuge hat wol niemand den genauen Hergang gekannt, von dem eine ganz treue Darstellung desselben zu erwarten gewesen wäre.

ſchloſſen, ſuchte nach einem andern Ausgang und gerieth darüber auf einen Vorplatz vor der Schloßkirche, wo auf einmal vier hinter einem vorſpringenden Schornſtein auf ihn wartende Trabanten über ihn herfielen. [1])

Es war ſonach, wenn wir nicht den Angaben folgen wollen, welche die ganze Zuſammenkunft von der Platen angeſtellt werden laſſen, die Anweſenheit des Grafen entdeckt worden, worauf man ſofort ſeine Maßregeln getroffen hatte. In letzterer Beziehung verſichert die Prinzeſſin, daß die Gräfin Platen, ſobald ſie von der Ankunft des Grafen im Vorzimmer der Prinzeſſin Nachricht erhalten, ſich ſofort zu dem Kurfürſten begeben und dieſen gebeten habe, Königsmark verhaften zu laſſen, damit dem Ruhme der fürſtlichen Hauſes nichts vergeben würde. Hatte man in der That nur die Abſicht, den Grafen verhaften zu laſſen, ſo bedurfte es keiner weiten Vorbereitungen, als daß die Ausgänge verſchloſſen, und der Befehlshaber der Schloßwache veranlaßt wurde, einige handfeſte, zuverläſſige Leute zu ſtellen. Hätte man von Anfang an einen Mord beabſichtigt, ſo dürfte anzunehmen ſein, daß dies länger dauernde Einleitungen erfordert haben würde. (Nun der Graf Moritz hat denn auch hier eine Geſchichte, welche zum Theil auf frühere Veranſtaltungen hinweiſt, freilich aber den künſtlichen, romanhaften, unwahrſcheinlichen Charakter ſeiner ganzen Erzählung trägt. Hiernach hätte die Gräfin ſchon früher zwei Banditen aus Italien kommen laſſen, um ſich

1) In der Schrift des Grafen Schulenburg: „Die Herzogin von Ahlden", befindet ſich S. 53 ein genauer Riß der Lokalitäten. Wir geſtehen, daß es uns dabei nicht ganz natürlich ſcheint, daß die Bewaffneten ihn gerade auf jenem Vorplatz erwartet haben ſollen.

ihrer „zu irgendeinem Morde" zu bedienen [1]); diese seien noch in Hannover gewesen, als Königsmark dahin zurückgekehrt sei. Die Gräfin habe ihnen zwei ihrer Jäger und den Hoffourier beigesellt, um den Zugang ins Schloß zu haben (?). Der letztere sei, in Gegenwart des Kurfürsten, beauftragt worden, Königsmark in einem Saale im Parterre des Schlosses, unweit der kleinen Treppe zu erwarten, sich hier seiner zu bemächtigen, sobald er einträte und ihn in ein das Laboratorium geheißenes Gemach zu bringen. [2]) Die Italiener dagegen, die kein Deutsch verstanden, hätten von der Gräfin allein den Befehl erhalten, den Grafen zu tödten. Darauf habe ihnen die Kammerfrau der Gräfin — damit das Maß der Borgiastreiche voll werde — vergiftete Erfrischungen vorgesetzt! Und dabei wird die Sache so erzählt, als wäre das alles geschehen, ehe man noch die Knesebeck in der Gräfin gelockt, sie zur Abfassung des Einladungsbillets gezwungen und dieses in die Hände des Grafen gebracht hatte, und ehe man noch wußte, ob der letztere in die Falle ging!)

Noch mehr gehen nun die Berichte über den weitern Hergang auseinander. Die immer noch mildeste Erzählung ist die, welche die Prinzessin selbst gibt. Hiernach hätten die vier mit Hellebarten bewaffneten Männer zunächst versucht, sich des Grafen zu bemächtigen und ihn

---

1) Wie schwarz man sich die Gräfin auch vorstelle, so schlimm war sie denn doch nicht, und so schauerlich stand es in dem damaligen Hannover auch nicht, wie es nach dieser Stelle erscheinen würde.

2) Wenn es sich, nach Meinung des Kurfürsten, blos um eine Verhaftung handelte, so dürfte dieser eine solche gewiß nicht durch fremde Menschen, sondern durch die Schloßwache haben ausführen lassen. Auch äußere, später zu erwähnende Umstände sprechen dafür, daß Trabanten verwendet wurden.

zu binden. Der Graf aber habe heftigen Widerstand geleistet und es sei ihm nach großer Anstrengung gelungen, sich seines Degens [1]) bedienen zu können. Dann aber sei die Klinge desselben gesprungen; er sei am Kopf und mehreren andern Stellen schwer verwundet, und nun übermannt, gebunden, in ein unmittelbar neben dem Schauplatz des Kampfes befindliches Zimmer, wo sich die Gräfin Platen befunden, gebracht und hier auf den Fußboden gelegt worden. Die Gräfin habe sich über ihn gebeugt, um ihm bei dem matten Schein einer Kerze ins Gesicht zu sehen. Hier habe sich ein kurzes Gespräch entsponnen, das durch eine Ohnmacht der Gräfin unterbrochen worden, bei welcher Gelegenheit sie dem Grafen, ohne es zu wollen, ins Gesicht getreten habe. Sie habe übrigens alles aufgeboten, seine Wunden zu verbinden und ihn ins Leben zurückzurufen. Er sei aber verschieden, indem er mit seiner letzten, gebrochenen Stimme die Unschuld der Prinzessin betheuert habe. Die Gräfin habe sogleich den Kurfürsten von dem Vorgang in Kenntniß gesetzt, welcher laut und heftig gezürnt, endlich aber eingewilligt habe, daß der Leichnam in ein heimliches Gemach [2]) geworfen, Kalk darübergeschüttet und die Stelle vermauert werde. (Diese Stelle selbst, wie die Tradition sie bezeichnet, ist 1797 noch zu sehen gewesen. Seitdem sind aber Veränderungen eingetreten.) Weiter erzählt die Prinzessin: Königsmark's Taschen seien durchsucht und

---

1) Zu bemerken ist jedoch, daß er nach Aussage seiner Leute unbewaffnet ausgegangen war. Möglich freilich, daß dies auf Irrthum beruhte, oder daß er doch in jener waffentragenden Zeit unterwegs oder im Schlosse einen Degen ergriffen hatte.

2) Auch der englische Gesandte schreibt schon am 24. Juli/4. Aug.: „Ich denke, daß der Leichnam jetzt in der Cloake ist."

i Papier darin gefunden worden. Die mit Blut be-
itzten Stellen habe man reinigen lassen und den Tra-
nten und Arbeitern ewiges Stillschweigen aufgelegt.
Die Knesebeck weicht nun insoweit ab, als sie den
urfürsten den Befehl ertheilen läßt, Königsmark nie-
zumachen. Ausgeschmücktere Erzählungen lassen die
aten den Grafen absichtlich ins Gesicht treten! —
an hat aber auch solche, welche den ganzen Hergang
ders darstellen und wenigstens als Beweis dienen,
e dreist die menschliche Erfindungsgabe bei solchen
ngen ist. So findet sich in einer noch vorhandenen,
a unbekannter Hand geschriebenen Relation [1]) folgende
schichte. Ein Bernhard Zeyer [2]) aus Heidelberg,
achsbossirer und „Künstler in Lack", sei von der
urprinzessin angenommen worden, sie seine Künste zu
ren, habe dabei beständig in ihrem Zimmer gearbeitet
d da denn oft den Grafen Königsmark ihr zuschauen
en. Als er von dem Kammerdiener der Prinzessin
geheim vernommen, daß der Kurprinz dem Grafen
r feindlich gesinnt sei und geschworen habe, ihm den
als zu brechen, habe er dies der Prinzessin entdeckt,
jedoch erwidert habe: „Man greife nur den Königs-
rk an, er wird sich schon defendiren." Einige Zeit
chher sei Oper gewesen, die Prinzessin aber wegen
npäßlichkeit in ihrem Bette geblieben. Da nun auch
r Graf in der Oper gefehlt, habe man erst einen
agen, dann den Hoffourier auf Kundschaft geschickt.
tzterer sei eilends zurückgekommen, habe erst dem Kur-
inzen dann dem Kurfürsten ins Ohr gesprochen, und

1) Bei Cramer, S. 73 fg.

2) Dessen Name auch Zeuyer, Heuyer oder Zeuge sein kann, da
e Handschrift unleserlich ist.

der Kurprinz sei darauf mit dem Fourier aus der Oper fortgegangen. Bernhard sei ihnen heimlich gefolgt, um die Liebenden zu warnen, während er aber die eine Thüre geöffnet, seien zu der andern zwei maskirte Personen hereingestürzt, deren eine gerufen: „Ha! finde ich dich doch hier!" Der Graf, der auf dem Bette gesessen, sei aufgesprungen, habe den Degen gezogen und gesagt: „Wer kann mir etwas Ungebührliches nachsagen?" Die Prinzessin habe, die Hände zusammenschlagend, gesprochen: „Sollte einer Prinzessin nicht erlaubt sein, mit einem Cavalier einen Discurs zu führen?" Die Masken hätten aber mit Pallaschen auf den Grafen losgehauen und gestochen und diesem sei obendrein ein Knopf vom Beinkleid gerissen, sodaß er es mit der Hand halten müssen. Dennoch habe er die beiden so in die Enge getrieben, daß der Kurprinz um Pardon gebeten und sich demaskiren müssen. Der Fourier aber, der sonach der Gefährte des Kurprinzen bei dieser Expedition gewesen, sei heimlich von hinten gekommen und habe dem Grafen den Pallasch zwischen die Rippen gestoßen, daß er mit den Worten zu Boden gefallen sei: „Es sind Mörder vor Gott und der Welt; die thun mir Unrecht." Sie hätten ihm darauf noch einige Wunden beigebracht, daß er für todt gelegen. Bernhard habe sich nun hinter den Treppentritt des andern Zimmers versteckt, sei aber von der Prinzessin den Masken nachgeschickt worden, um zu sehen, wo sie den Grafen hingebracht hätten, den sie sonach fortgetragen haben müßten. Derselbe sei in ein Gewölbe gebracht worden, das nicht näher bezeichnet wird, das aber zum Glück eine Ritze gehabt hat, durch welches Bernhard auch hier dem Vorgehenden ruhig zusehen können. Hier sei er wieder etwas zu sich gekommen und habe seine Unschuld betheuert und einen See-

r verlangt. Der Kurprinz sei darauf hinausgegan-
ein fremder Prediger und ein fremder Scharfrichter
lt worden und der Fourier habe einen großen Lehn-
gebracht, auf welchen der Graf, nachdem er gebeichtet,
drei bis vier Leuten gehoben und wo er, in Gegen-
: des Kurprinzen, enthauptet worden sei, worauf sie
in den rechten Winkel des Gewölbes begraben hät-
Bernhard habe sich nun aus dem Schlosse fort-
acht, sei sofort überall gesucht worden, weil man ihn
dem Gefechte gesehen, sei aber, durch den Rath Lu-
, einen Freund der Prinzessin, der ihm einen Bedien-
geschickt, salvirt worden. — Nun diese Geschichte ist,
allen sonstigen Unwahrscheinlichkeiten und offenbaren
wahrheiten abgesehen, schon dadurch gerichtet, daß sie
Mord durch den Kurprinzen verüben läßt, der zu
r Zeit in Berlin war. Möglich übrigens, daß zwei
nchen Wahrheit darin liegen: einmal daß jener Bern-
d vielleicht eine Mittelsperson zwischen der Prinzessin
dem Grafen gewesen; dann daß der Hoffourier das
ldezvous ausgekundschaftet hatte.

Auch in dem Aufsatze des Grafen Moritz spielt jener
fourier eine Hauptrolle. Er habe zwar, heißt es
:, den Grafen nicht, wie er angewiesen war, gleich
n Eintreten in das Schloß anhalten können, da der
f zu früh gekommen sei [1]), habe ihm aber aufgelauert,
er von der Prinzessin gekommen. Auch jetzt noch
e es dem Grafen beinahe gelungen, sich unerkannt
ntfernen, wenn ihn nicht das Licht einer an der Thür
genden Laterne verrathen hätte. Der Graf, von allen

1) Der Aufsatz läßt ihn nämlich sich gleich bei einbrechender Dun-
t auf den Weg machen. Nach den Aussagen seiner Leute ging
ischen 10 und 11 Uhr aus.

Seiten angegriffen, habe sich kräftig vertheidigt und ungeachtet der Fourier ihm wiederholt „mit halber Stimme zugerufen“: „Vertheidigen Sie sich nicht, wir wollen Ihnen kein Leides thun“, wie ein Verzweifelter um sich gehauen. Der Kampf habe lange gedauert; die beiden deutschen Jäger der Gräfin und der eine Bandit seien gefallen, und der Fourier selbst habe zwei leichte Wunden bekommen. Der letztere aber, wie es scheint ein geschickterer Bandit als die Italiener, habe seinen Degen weggeworfen, sei zurückgetreten und habe den Mantel[1]) aufgehoben, den der Graf hatte fallen lassen. Königsmark, der sich in eine Ecke zurückgezogen, sei nun hervorgesprungen, um den „Italiener zurückzutreiben und dann zu flüchten. Diese Gelegenheit habe der Fourier benutzt, ihm von hinten den Mantel über den Kopf zu werfen, worauf der Italiener dem Grafen den Degen durch den Leib gestoßen habe und dieser bewußtlos zu Boden gestürzt sei.[2]) Nun kommt die Geschichte mit der angeblich hinzukommenden Prinzessin. Der Graf wird in das „bezeichnete unterirdische Gemach“ (das Laboratorium) geschafft, wo wir ihn einstweilen lassen wollen. Die Leichen der beiden Jäger und des Italieners

---

1) Auch von einem Mantel wissen die Angaben der Diener des Grafen nichts. Unter dem „braunen Regenrocke“ kann er doch wohl nicht zu verstehen sein. Zu der ganzen Erzählung des Grafen Moritz paßt nur ein spanischer Mantel.

2) Es ist immerhin bemerkenswerth, daß in diesem Zuge, wonach der Graf durch tückische List, bei der der Fourier betheiligt ist, von hinten ermordet wird, diese Erzählung mit der vorhergehenden des Wachsbossirers, von der sie sonst in allen Umständen differirt, übereinstimmt. Möglich, daß etwas Aehnliches bei dem Kampfe wirklich vorgekommen; möglich auch, daß der Fourier auf irgendeine Weise dabei betheiligt gewesen ist, und daß die Erfinder jener Geschichten diese Umstände benutzt haben.

werden in einen Keller getragen und dort begraben. Alles dies besorgen der Fourier und der andere Italiener, der bereits das Gift im Leibe hat, und der letztere muß noch einen Theil der Nacht dazu verwenden, den Saal zu reinigen. Der Fourier dagegen eilt nun zum Kurfürsten, dem er den unerwarteten Ausgang der Attake referirt. Er erzählt dabei, daß er beim Forttragen der Leichname dem Italiener Vorwürfe gemacht, dieser aber versichert habe, daß er und sein Kamerad von der Gräfin angewiesen worden seien, den Grafen zu tödten. Der Kurfürst habe den Fourier kaum angehört; solcher Vorgänge ungewohnt [1]), sei er aufs tiefste erschüttert gewesen.

Diese beiden Geschichten, wenn auch weit und unvereinbar voneinander abweichend, stimmen doch darin überein, daß sie den Grafen nicht an den im Kampfe erhaltenen Wunden sterben, sondern, wie wir aus der Erzählung des Wachsbossirers ersehen haben und aus dem weitern Verlauf des andern Aufsatzes noch sehen werden, später und auf andere Weise getödtet werden lassen. In der That verbreiteten sich bald nach der That von verschiedenen Seiten her Nachrichten, welche den Angehörigen des Grafen Hoffnung gaben, daß er noch lebe und nur gefangen gehalten werde. Schon am 5. Juli fügte der Secretär des Grafen, G. Hildebrandt, dem Briefe [2]), worin er den Schwestern des Grafen die erste Nachricht von dem Verschwinden ihres Bruders gab und dabei von der Befürchtung ausging, daß derselbe ermordet worden sei, eine Nachschrift bei, worin er

1) Das ist wenigstens ein wahres Wort in dieser Erzählung, stimmt aber freilich nicht zu dem Banditensysteme der Gräfin Platen.

2) Vgl. denselben bei Cramer, S. 61 fg.

ſagt: „Nachdem ich Obiges ſchrieb, gehen mir andere Nachrichten zu, welchen zufolge ich mir ſchmeichle, daß der Graf, mein Herr, noch am Leben iſt, ſodaß ich, wenn ich nur Zeit gewinne, für diesmal ihn noch zu retten hoffen darf. Deshalb, meine Damen, warten Sie noch acht Tage, ehe Sie jemand etwas ſagen.“ Allerdings hat Graf Schulenburg dieſen Hildebrandt in Verdacht, daß er „ein zweideutiger Mann geweſen, der wahrſcheinlich durch die hannoverſche Regierung eingeſchüchtert“ worden, und jedenfalls erſcheint es ihm als ein verdächtiger Umſtand, wenn Hildebrandt in dem am 6. Juli geſchriebenen, übrigens mit vieler Wärme abgefaßten Briefe kein Wort davon ſagt, daß er am 4. Juli ein mit einem gelben Bande zugebundenes Käſtchen des Grafen, das wahrſcheinlich Briefe enthalten, nach Celle geſchickt, daß er mit kurfürſtlichen Beamten vertraute Beſprechungen gehabt [1]) und mit ihnen den Schreibtiſch des Grafen

1) In dem Berichte des Auditeurs Rüdiger (bei Cramer, S. 69 fg.), auf welchem Graf Schulenburg hierbei fußt, heißt es allerdings nur: „Mr. Maitſch iſt während dieſer Zeit (2.—4. Juli) ſehr viel und oftmal bei Mr. Hildebrandt geweſen.“ Graf Schulenburg nimmt an, dieſer Mr. Maitſch ſei ein kurfürſtlicher Beamter geweſen, vermuthet dies aber blos. Wir müſſen das dahingeſtellt ſein laſſen, es fällt uns aber dabei eine Stelle in einem viel ſpätern Briefe der Gräfin Lewenhaupt (d. d. 18. Sept. 1696, bei Cramer S. 95) auf, worin von einer Fr. von Metſch die Rede iſt, welche die Geſchichte der Gräfin Platen geſchrieben haben ſolle, und ihr theuer zu ſtehen kommen könne. Ein Mr. Metſch kommt auch in den Verhören der Kneſebeck mehrfach vor (Cramer, S. 77 und 82), und zwar als Freund des Grafen. Ein entſchieden kurfürſtlicher Beamter, der Secretär Zach, kam am 6. Juli zu Hildebrandt und nahm mit ihm die Durchſuchung der Effecten vor. Ob dies vor oder nach Abſendung des Briefs geſchehen, bleibt zweifelhaft. Die Verſiegelung ſcheint ſchon früher erfolgt zu ſein, da Rüdiger (a. a. O. S. 71) von „wieder verſiegeln“ ſpricht. — Rüdiger, der ein treuer Mann ſcheint, hat übrigens ſichtbar einen Verdacht gegen Hildebrandt.

chſucht habe, daß die Gemächer des Grafen verſiegelt
den ſeien, überhaupt alle Maßregeln der hannover-
n Regierung mit Stillſchweigen übergeht. Unter die-
Umſtänden kann ſein Rath, die ganze Sache noch
Tage zu verſchweigen, einen ſehr verdächtigen Cha-
er annehmen. — Weiter ging in der Stadt ein
ücht: ein Hofconditor habe Königsmark bei Nacht
Schloſſe von zwei Perſonen durch ein Licht beleuchtet
iten ſehen. — Ein Adjutant, Thomas Lawareck, brachte
Dienern des Grafen die Nachricht: der Graf ſitze
hrſcheinlich in des Grafen Platen Hauſe, und in des
tern Garten ſei von Letzterm, dem Geheimrath Buſch
dem Vicekanzler (Hugo) über eine wichtige Sache
handelt und dabei von couper la tête geredet wor-
Ungefähr 14 Tage nach dem Verſchwinden des
fen wird dem Auditeur Rüdiger wieder von „einer
ern Perſon" vertraut, der Graf ſitze auf der Münze,
wie er nun dieſe Gegend erkunden wollen, folgt ihm
Kammerfourier Lochmann auf dem Fuße und läßt
nicht aus dem Garn. Dieſer Fourier war überhaupt,
ihlt er, wider Gewohnheit faſt Tag und Nacht auf
Schloſſe und ſonderlich vor der Küchenſtube, wo er
ganze Schloß in Acht nehmen können, zu finden,
vielleicht, daß dies derſelbe Fourier war, der in obi-
Geſchichten eine ſolche Hauptrolle ſpielt. Weiter er-
lt Rüdiger — dies alles aber erſt ein Jahr nach der
taſtrophe, am 1. Juli 1695 —, Hauptmann Grote
e ihm Anfang Auguſt 1694 erzählt: er habe vor
em zu Hannover das Geſpräch einer Dame und
s Cavaliers belauſcht, wo dann die Dame gefragt
e: „Wie ſteht's denn mit dem Grafen Königsmark?
er noch?" worauf der Cavalier geantwortet: „Noch
er. Es möchte aber wol nicht lange mehr währen."

Von anderer, jetzt unbekannter Seite wurde der Gräfin Aurora am 20. Sept. 1694 geschrieben: der Correspondent habe einem Bedienten des Grafen Platen beim Trinken die Mittheilungen abgelockt: daß Königsmark in des Grafen Platen Hause sei; daß seine Wunden, deren die am Halse die gefährlichste, geheilt seien; daß die Gräfin ihn selbst bediene und daß es den Anschein habe, als könne er leicht seine Freiheit wiedererlangen, wenn er sich nur bereit erkläre, des Grafen Tochter zu ehelichen. — Feldmarschall Podewils soll durch Hildebrandt zu verschiedenen malen haben versichern lassen, Königsmark lebe, möge aber wol verwundet sein. Der Gräfin Lewenhaupt soll er in Person gesagt haben: er glaube gänzlich, daß der Graf lebe. — Prinz Ernst August soll dem von Sachsen und in dieser Sache nach Hannover gesendeten Obersten Banner den Ort bezeichnet haben, wo der Graf aller Vermuthung nach verwahrt sei. — Ein Cavalier, der im Vertrauen der Gräfin Platen gestanden, soll einem holsteinischen Beamten Namens Wensin mitgetheilt haben, Königsmark sei im Schlosse, werde übrigens wohlgehalten und durch die Hofmeisterin gespeist. — Dasselbe erfuhr auch ein Hauptmann Schwarz von seiner am Hofe befindlichen Schwester und theilte es, mit andern Umständen, dem Lieutenant Friedrich Wilhelm von Königsmark mit, der sich um das Schicksal seines Vetters bemüht zu haben scheint.[1]) Diesem Schwarz zufolge sollte Königsmark schwer verwundet sein, und zwar durch eine Hellebarte am Halse und durch einen Degen am Arme. Bei dem Gefecht sei ein Trabant,

1) Er war 1667 geboren, ein Neffe des alten Feldmarschalls und eben vom Türkenkriege zurückgekehrt. Vgl. Heseliel, a. a. O., S. 32.

Johann Heinrich Buſchmann [1]), ſchwer verwundet worden, daß er ſechs Wochen ſeine Dienſte nicht verrichten können. Noch von andern Seiten kamen, ſowol vom celleſchen, als vom hannoverſchen Hofe aus, private Verſicherungen, daß Königsmark lebe, während die Höfe ſelbſt offiziell alle Kenntniß ſeines Schickſals ableugneten. — Ein Hauptmann Katzenberg zeigte dem Lieutenant Königsmark ſogar ein Zimmer im Schloſſe, deſſen Fenſter vermauert waren und worin Königsmark, nach ſeiner Verſicherung, ſitzen ſollte. — Ein Kammerdiener der Kurprinzeſſin, Anjeau mit Namen, ſoll am 3. Sept., angeblich im Auftrag ſeiner Herrin, zu der Gräfin Lewenhaupt gekommen ſein: ihr Bruder lebe, ſei verwundet geweſen und La Roſa habe ihn verbunden. Man habe ihm jetzt erlaubt an die Kurfürſtin zu ſchreiben. — Noch berichtet der Lieutenant Königsmark allerlei Nachrichten, die er von verſchiedenen, größtentheils militäriſchen Seiten erhalten und die alle darauf hinausliefen, daß der Graf noch lebe oder doch erſt ſpäter getödtet worden wäre. [2]) Noch am 31. März 1698 endlich wird ein Gerücht berichtet, wonach Königsmark ſogar wieder ans Licht gekommen ſein ſollte, nachdem er in einem tiefen Loche geſeſſen, darin ſein Bart ellenlang gewachſen. [3])

---

1) Dieſer Buſchmann kommt auch in einer von obiger Angabe ganz unabhängigen Erzählung vor, wonach derſelbe auf ſeinem Sterbebette einem Geiſtlichen, Dr. Cramer, gebeichtet haben ſoll, daß er einer der vier Theilnehmer an der Tödtung des Grafen geweſen. — Wir glauben das und finden darin eine Beſtätigung der beſtverbürgten und nach allen Umſtänden wahrſcheinlichſten Angabe, daß der Graf durch Trabanten angegriffen wurde. — Ein anderer dabei betheiligter Trabant ſoll Lüders geheißen haben, Domänenpachter geworden und der Stammvater der noch blühenden Domänenpachter dieſes Namens ſein.

2) Bei Cramer, S. 118 fg.

3) Vgl. von Weber, a. a. O., S. 107.

Nur dieſe dunkeln und verworrenen Nachrichten hielten die Schweſtern des Grafen noch jahrelang bei der Hoffnung, daß ihr Bruder noch lebe und bei den Bemühungen ihn zu retten. Allmählich drängte ſich aber doch die Ueberzeugung durch, daß er todt ſei, und als das Wahrſcheinlichſte erſchien, daß er gleich an jenem Abend des 1. Juli auf die von der Prinzeſſin geſchilderte Art ums Leben gekommen ſei. Von jenen widerſprechenden Nachrichten nahm man an, daß ſie theils der Phantaſie des Volks, das ja in ſo vielen Fällen an das längere Leben in geheimnißvoller Weiſe verſchwundener Perſonen geglaubt hat, entſprungen, theils von der hannoverſchen Regierung, in der Abſicht, die Nachforſchungen der Freunde des Grafen irre zu leiten und dieſe ſelbſt von gehäſſigen Schritten abzuhalten, verbreitet, theils endlich von ſolchen Perſonen erfunden ſeien, die dadurch den Hoffnungen der Schweſtern ſchmeicheln, vielleicht auch nur, wie das ſo zu gehen pflegt, ſich wichtig machen wollten. Wenn freilich dem Aufſatze des Grafen von Sachſen irgendein Glaube zu ſchenken wäre, ſo würden jene Nachrichten eine unerwartete Beſtätigung erhalten haben, weshalb wir auch auf deſſen weitern Inhalt etwas näher eingehen wollen.

Wir hatten ihn bis zu dem Punkte referirt, wo der Hoffourier den Kurfürſten von dem Ausgange des Kampfes in Kenntniß ſetzt. Es wird nun weiter erzählt, wie die Prinzeſſin, die in ihrem ohnmächtigen Zuſtande von den Mördern in ihr Zimmer getragen und darin eingeſchloſſen worden, zwar wieder zu ſich gekommen ſei, aber in ihrem Schmerze ſich nicht gerührt habe, bis ihre Frauen eingetreten ſeien, ſie entkleidet und zu Bette gebracht hätten, wobei ſie mit Erſtaunen an ihren Kleidern Blut-

puren bemerkt hätten. [1]) Am nächsten Morgen sei die Prinzessin in hoher Fassung aufgestanden, habe den Kurfürsten und den zurückgekehrten und über das Vorgefallene äußerst bestürzten Kurprinzen ersuchen lassen, sie zu besuchen, und habe ihnen erklärt: sie werde den Mörder [2]) Königsmark's nur in ihre Arme nehmen, um ihn zu erdolchen, und wenn sie in diesem Augenblicke noch ehe, so sei es nur, um ihn zu rächen, worauf die Herren wieder abgezogen wären und den Chirurgus consultirt hätten, der den Grafen verbunden. Dieser habe berichtet, daß der Graf drei Degenstiche erhalten, deren aber nur einer gefährlich sei, womit man denn die Prinzessin beruhigen könne. Inzwischen sei die Sache in der Stadt ruchbar geworden. Der noch lebende Italiener, der aber auch den Tod schon im Leibe hatte, sei nach vollbrachten Arbeiten in seinen Gasthof in der Stadt zurückgekehrt [3]), in der Nacht aber erwacht und habe zwei fremde, die zufällig diese Nacht sein Zimmer getheilt und noch zufälliger etwas Italienisch verstanden hätten, gebeten, den Wirth zu wecken. Er habe darauf einen

---

1) Das ist nun alles, den bestimmten und keinem Zweifel ausgesetzten Angaben der Prinzessin und der Knesebeck gegenüber, völlig falsch. Die Prinzessin brachte die Nacht mit Einpacken ihres Schmucks zu, ohne das Mindeste davon zu ahnen, was dem Manne begegnete, der sie auf dieser Flucht begleiten sollte. Am andern Morgen kam das Gerücht, Königsmark habe ein Duell mit einem Grafen Lippe gehabt, und die Nachricht, daß Ersterer vermißt werde. Die Knesebeck ward, wie aus deren Verhören unwiderleglich erhellte, zu Podewils geschickt, sich nach dem Grafen zu erkundigen. Sowol die Prinzessin als die Knesebeck versichern, daß der Tod des Grafen der Prinzessin durch den Grafen Platen eröffnet worden sei, der sie im Namen des Kurfürsten vernommen.

2) Der Kurprinz war das freilich in keiner Weise.

3) Die Gräfin Platen muß geschlafen haben, sonst hätte sie das gewiß nicht zugelassen.

Beichtvater verlangt, und als der Wirth erwidert, daß sich kein katholischer Geistlicher in Hannover befände, sei er in bittere Klagen ausgebrochen, habe versichert, er sei von der Gräfin Platen vergiftet worden, habe Gott um Verzeihung der von ihm und seinen Genossen verübten Verbrechen gebeten und sei verschieden. Die Fremden hätten den Vorfall weiter erzählt, wodurch er rasch in der Stadt bekannt geworden [1]), seien aber dann, das Bedenkliche ihrer Plauderei erkennend, eilends abgereist. Die Grafin Platen aber, auf die der Verdacht nun zunächst gefallen, habe nach einem Ausweg gesucht, der ihr den Tod des Grafen sichere und zugleich die Last der Blutschuld in den Augen der Welt auf den Kurfürsten allein fallen lasse.

Inzwischen sei ein Begleiter des Grafen nach Dresden zu den Schwestern und dem Schwager des Grafen gereist [2]), und der Letztere sei, nachdem er von dem König von Polen (!) Erlaubniß und ein Beglaubigungsschreiben erhalten, noch an demselben Tage in größter Eile nach Hannover gereist. Dort habe er aber niemand gefunden, an den er sich hätte wenden können, da Kurfürst und Kurfürstin, Kurprinz, der ganze Hof, die Minister, die Secretäre die Stadt verlassen hätten. [3])

---

1) Seltsam, daß gerade die am meisten betheiligten Personen, die Leute des Grafen, seine Verwandten, die Prinzessin, die Knesebeck von dieser Geschichte nichts erfahren haben. Die Gräfin Aurora hat in einem eigenen Aufsatze alle Nachrichten über ihren Bruder, wie sie aus den verschiedensten Quellen herbeigeströmt, zusammengestellt, und gerade von dieser Geschichte findet sich keine Spur darin!

2) Daß dieser nicht in Dresden, sondern im Felde war, hat schon Herr von Weber, S. 100 fg., gerügt. Aber auch die Schwestern waren nicht in Dresden, sondern in Hamburg.

3) Auch hiervon findet sich sonst keine Spur, wohl aber vieles, was dagegen spricht.

uf Lewenhaupt, der überall ſeine Spione gehabt, habe
hloſſen, ſeinen Schwager mit Liſt oder Gewalt zu
en, habe deshalb die Zahl ſeiner Begleiter vermehrt
mehrere zuverläſſige Offiziere aus Sachſen kommen
en. Der Jäger des Grafen Königsmark, Ziegler,
gewandter Menſch, habe ein Verhältniß mit der Frau
s famoſen Fouriers angeſponnen, durch ſie alle Ein-
eiten des Vorgangs und der Art der Haft erfahren,
auch einen Hauptſchlüſſel des Schloſſes entwendet.
s Schloß ſei faſt leer geweſen, da der Hof ſich aufs
d [1]) zurückgezogen, und nur die Schweizerwache habe
darin befunden. Am 15. Febr. 1695 nun habe
uf Lewenhaupt vorgegeben, er wolle in die früh um
Uhr beginnende Frühpredigt gehen, ſein Gefolge ver-
melt und mit dieſem ſeine Wohnung verlaſſen. Wie
che andere Kirchgänger, habe er den Weg nach
Kirche durch den Schloßhof eingeſchlagen, ſei aber
eit des Schloſſes in einer kleinen Straße halten ge-
ben und habe ſeine Leute einzeln ins Schloß eintreten
n, indem er ſie angewieſen, ihn in der großen Gale-
zu erwarten. Hier habe er dem größten Theile der-
en befohlen, vor das Schloß zu gehen [2]), dort einen
eit anzufangen, die Degen zu ziehen, dadurch die
weizer herbeizulocken und dies fortzuſetzen, bis er wie-
zu ihnen ſtoße. Sowie er hörte, daß der Lärm am
re begonnen, ließ er, heißt es weiter, durch Ziegler
Thüren öffnen, gelangte an das Laboratorium, deſ-
Thüre eingeſchlagen werden mußte, fand hier zwar
Zeichen, daß das Gemach bewohnt geweſen, dieſes

1) Im Winter!

2) Warum nahm er ſie erſt mit ins Schloß, und gab ihnen den
hl nicht auf der Gaſſe?

ſelbſt aber leer, und endlich die mit Kohle an die Wand geſchriebenen Worte von der Hand ſeines Schwagers: „Philippe de Königsmark a rempli sa destinée dans ce lieu le 14 févr. de l'année 1695.“ Er ſah, daß er um einige Stunden zu ſpät gekommen, verſchloß die Thüren wieder, kam wieder zu ſeinen Leuten und ſtellte ſich, als ob er aus der Kirche herbeigeeilt ſei, um dem Streite ein Ende zu machen, in welchem einige Schweizer getödtet worden waren. [1]) Er ließ darauf einige Leute auf den für Königsmark bereit gehaltenen Pferden zum Schein entfliehen und ging nun ruhig in die Kirche. Um 8 Uhr beſuchte ſeine Gemahlin, die alſo auch mit in Hannover war, ohne etwas von dem Vorgefallenen zu wiſſen, eine andere Kirche, wo der Superintendent Bilderbeck eine ergreifende Predigt über Lukas 10, 30 hielt und mit den Worten ſchloß: „Ich habe in dieſer Nacht einer betrübten Seele beigeſtanden; möchte ich ſie nicht überleben! Unſere Stadt iſt befleckt mit dem Blute der Unſchuldigen und das Schloß euers Fürſten iſt eine Mördergrube!“ Auf die Nachricht von dieſer viel Aufſehen erregenden Predigt begab ſich der Graf zu dem Superintendenten, der ihm auch bereitwillig folgende Erklärung ſeiner befremdenden Worte gab, indem er bemerkte, daß er den Kurfürſten nicht fürchte, da er fühle, daß er nur kurze Zeit noch zu leben habe, weil die letzten Ereigniſſe, in Verbindung mit einem ſchleichenden Fieber, an dem er ſeit einiger Zeit leide, ihn ins Grab bringen würden. Er ſei, erzählt er, am Abend vorher auf Befehl des Kurfürſten zu dem Grafen Königsmark berufen worden, der im Schloſſe im Laboratorium gefangen

1) Seltſam, daß dieſer Vorfall unbemerkt und anderweit unerwähnt geblieben iſt.

geſeſſen habe. Man [1]) habe ihm geſagt: derſelbe werde beim Abendeſſen auf Befehl des Hofes vergiftet werden; er ſolle demſelben in ſeinen letzten Augenblicken beiſtehen, dürfe ihm aber nicht eher eine Mittheilung machen, bis er gegeſſen habe [2]); wenn er den Auftrag ablehne, wie er anfangs gewollt, werde kein anderer Geiſtlicher geholt werden und der Graf ohne Tröſtungen der Kirche ſterben. Er ſei darauf abends gegen 7 Uhr zu ihm gegangen, mit vieler Freude empfangen und ſehr freundſchaftlich behandelt worden, über welchen Verkehr nun einzelnes Nähere berichtet wird, das nur Intereſſe haben würde, wenn die Geſchichte wahr wäre. Endlich ſei die Stunde des Abendeſſens herangekommen, die Speiſen ſeien gebracht und er ſei von dem Grafen eingeladen worden, mit ihm zu ſoupiren, was er als gegen ſeine Gewohnheit laufend abgelehnt und nur um Erlaubniß gebeten habe, ihm Geſellſchaft leiſten zu dürfen. [3]) Der arme Graf habe ſich an den Tiſch geſetzt, aber, nachdem er drei bis vier Löffel Suppe genoſſen, ihn einen Augenblick ſtarr angeſehen, den Löffel weggeworfen und geſagt: „Ich ſehe, weshalb Sie zu mir gekommen ſind; ich zürne Ihnen nicht, Herr Bilderbeck; es iſt Zeit zu ſterben; ich bin

---

1) Wer war denn in Hannover, der dem Superintendenten einen derartigen Befehl geben konnte, nachdem Kurfürſt, Miniſter, Räthe, alle fortgeweſen ſein ſollen?

2) Wie wunderlich, daß man da nicht den natürlichern und ſicherern Weg einſchlug, den Geiſtlichen nicht eher zu dem Grafen zu laſſen, als bis dieſer das Gift zu ſich genommen hätte! Daß man ihn zum Zeugen eines Mordes machte, den er mit einem Worte hindern konnte!

3) Daß er es über ſich bringen konnte, hier zuzuſehen, ohne ein Wort, einen Wink der Warnung zu geben! Nur wenige Stunden Friſt und der Graf war gerettet — wenn dieſe ganze Geſchichte wahr war.

vergiftet." Er ſei nun vom Tiſche aufgeſtanden, habe kaltblütig geſagt: „Tragt ab", und ſei im Zimmer auf- und abgegangen. Bilderbeck, der nun noch mehreres erzählt, davon das Obige gilt, habe ihm das heilige Abendmahl geſpendet, und während er ſeine Vorbereitungen dazu getroffen, habe der Graf eine Kohle aus dem Kamin ergriffen und einige Worte auf die Mauer geſchrieben. Er ſei bei ihm geblieben, bis der Graf nach zwei Stunden gefaßt und ohne Klage verſchieden ſei, habe dann an der Thüre geklopft und ſei entlaſſen worden. — Der Aufſatz läßt Bilderbeck in der That einige Tage darauf ſterben, während er in Wahrheit noch elf Jahre lebte. [1]) Die Gräfin Lewenhaupt habe das Haus mit ihren Klagen erfüllt, hat alſo die ganze Sache gewußt, was wir merken wollen. Den Grafen, den man ruhig in Hannover gelaſſen, ſolange ſein Schwager noch lebte, habe der Kurfürſt gerade jetzt, wo er nichts mehr ändern konnte, bedeuten laſſen, ſich aus Hannover zu entfernen. — Vorher wird übrigens in dem Aufſatz über die Gründe des Mordes berichtet: daß die Gräfin Platen den Kurfürſten vermocht habe, die Sache ſeinen Räthen, die zum Theil von ihr gewonnen worden, vorzulegen; daß dieſe die Schwierigkeiten der Sachlage übertrieben und vorgeſtellt hätten, wie der ſächſiſche Hof den Grafen mit größter Entſchiedenheit reclamiren, Königsmark's Loslaſſung ebenſo ſchmachvoll ſein werde, wie ſeine Auslieferung an Kurſachſen; wenn der Graf einmal todt ſei, niemand ſich weiter regen würde, unter

1) Herr von Weber berichtet ſelbſt, daß Hermann Bilderbeck, der 1689 von Stadthagen als Prediger nach Hannover berufen, 1694 zweiter Hofprediger an der Hofkirche, 1698 Conſiſtorial- und Kirchenrath geworden, alſo gar nicht Superintendent war, 1706 geſtorben iſt.

llen Umständen man sich nicht Lügen strafen lassen ürfe, der Tod des Grafen daher nicht zu vermeiden ei, aber in Geheimniß gehüllt bleiben müsse. In Bereff der Todesart habe man sich für Vergiftung entschieen, die so geheim als möglich erfolgen müsse.

Auch in dieser Motivirung liegen große Unwahrscheinichkeiten. Wie stand denn eigentlich die Sache? Daß ie Kurprinzessin mit ihrem Gemahl in Unfrieden lebte, nd daß hier Umstände eingetreten waren, die sogar eine Scheidung und für die Kurprinzessin eine lebenslängliche reiheitsberaubung begründeten, das hatte man gar nicht u verbergen gesucht; es war offenkundig. Wenn daher er Graf noch am Leben gewesen wäre, so würde von er hannoverschen Regierung, wie sie sich sonst in jener Zeit gezeigt hat, nur zweierlei zu erwarten gewesen sein: ntweder daß sie den Grafen, nachdem die Kurprinzessin or ihm gesichert und nachdem ihm die nöthige Discreion eingeschärft worden, seiner Wege geschickt, oder daß ie den Reclamanten ganz einfach erklärt hätte: der Graf ei verhaftet worden, weil er am späten Abend bei der Kurprinzessin betroffen worden und mit dieser einen der Ehre und den Interessen des kurfürstlichen Hauses sehr nachtheiligen Plan verabredet habe. Die Verlegenheit dürfte nicht aus dem Leben des Grafen, sondern aus dessen Tode erwachsen sein, den man nicht eingestehen konnte, weil man ihn nicht zu rechtfertigen vermochte. Daß Kurfürst Ernst August und seine Geheimräthe übereingekommen wären: Königsmark müsse getödtet werden, weil man einmal gesagt habe, man wisse nichts von ihm, oder er sei todt, ist denn doch eine starke Annahme, und daß man sich in Hannover nicht zu sehr vor den sächsischen Reclamationen gefürchtet hat, geht aus allem hervor, was von der Geschichte dieser Recla-

mationen bekannt ist. — Außerdem ist es ein Widerspruch, wenn die Tödtung des Grafen empfohlen worden sein soll, weil die Reclamationen aufhören würden, sobald die Betheiligten wüßten, daß der Graf nicht mehr lebe, gleichwol aber gleichzeitig empfohlen wird, sie mit dem größten Geheimniß zu umringen, welches Geheimniß dann doch wieder durch die ohne alle erkennbaren Vorsichtsmaßregeln erfolgte Herbeiziehung des Geistlichen im höchsten Grade gefährdet wird.

Daß der Hergang selbst, wie er von dem Grafen Moritz erzählt worden, sein Unwahrscheinliches hat, ist wol allseitig anerkannt worden. Wir denken weiterhin nachweisen zu können, daß die Sache nicht blos unwahrscheinlich, sondern unmöglich, durch das eigene Zeugniß der Betheiligten widerlegt ist, und heben für jetzt nur einige Umstände hervor, welche den Hergang unsers Erachtens als mindestens höchst unwahrscheinlich betrachten lassen. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die angebliche Entfernung des ganzen Hofes, der ganzen Regierung aus Hannover anderweit nicht bestätigt ist. In der That fanden in Hannover selbst in den nächsten Wochen nach Königsmark's Verschwinden die Vernehmungen der Knesebeck statt, die vom Grafen Platen und Vicekanzler Hugo geleitet wurden. Im August kommt Oberst Bauer als sächsischer Beauftragter nach Hannover und findet keine Schwierigkeit, längere Zeit mit der Regierung zu unterhandeln. Depeschen des englischen Gesandten in Hannover ziehen sich das ganze Jahr durch, und noch vom 22. Febr. 1695 kommt eine solche an. Außerdem müßte doch die hannoversche Regierung zu erlangen gewesen sein, auch wenn sie sich von der Residenz zurückgezogen haben sollte, und Graf Lewenhaupt brauchte dem Herzog nur nachzureisen. Weiter ist es,

wie wir ſchon bemerkt haben, denn doch ſehr unwahrſcheinlich, daß man den Grafen Lewenhaupt monatelang ganz ruhig in Hannover ſich aufhalten, Kundſchaften einziehen und ſtarkes Gefolge um ſich verſammeln ließ, ſolange ſein Schwager in dem Schloſſe lebte und gefangen ſaß, während man ihn ohne weiteres auswies, wie das Object ſeiner Nachforſchungen durch den Tod für immer entrückt war. Daß das Schloß, in welchem ein geheimer Staatsgefangener verwahrt war, von allen Inſaſſen, außer einer Schweizerwache, verlaſſen geweſen ſein ſoll, daß der Graf am frühen Morgen nach der Nacht, in welcher jener Gefangene getödtet worden, ganz ruhig, nachdem er die Schweizerwache durch einen verbrauchten Theatercoup abgezogen, das ganze Schloß durchſuchen und in das Gefängniß des Gemordeten dringen konnte, glaube wer kann. Hätten die Leute im Schloſſe alle geſchlafen, ſo ſollten ſie doch durch den Lärm am Thore, wo mehrere Schweizer getödtet wurden, und den der Graf im Innern des Schloſſes hörte, aufgeweckt worden ſein. Man ſollte aber auch denken, die Perſonen, die mit der Tödtung des Grafen beauftragt geweſen, müßten noch auf den Beinen geweſen ſein. Denn da der Geiſtliche gegen 7 Uhr des Abends zu Königsmark kam, eine längere Unterredung mit ihm führte, bevor das Abendeſſen gebracht wurde, hierauf wieder einige Zeit verging, bevor der Geiſtliche ſeine Vorbereitungen zu der heiligen Handlung, die er vorhatte, getroffen hatte, dann dieſe ſelbſt vorgenommen wurde, der Graf hierauf noch zwei Stunden lebte und dann erſt der Geiſtliche entlaſſen ward, ſo dürfte nicht viel Zeit bis früh um 4 Uhr geblieben ſein, die Leiche zu beerdigen und jede ſonſtige Spur des Verbrechens zu tilgen, wobei man denn in der That die Wandſchrift überſehen oder wegzulöſchen

vergessen hat. Daß die Schweizer die Leute, die ihnen einige Kameraden getödtet, ruhig abziehen lassen, überhaupt über diesen ganzen, so weit gesteigerten Exceß nichts ruchbar wird, ist auch merkwürdig. Die Erzählung des Predigers wird durch sein längeres Leben nicht blos in ihrer Motivirung entkräftet, sondern es bleibt auch zu verwundern, daß man ihn wegen seiner Predigt nicht angefochten, ihn sogar drei Jahre nachher noch befördert hat.

Wol findet man in der Geschichte den Satz bestätigt, daß das Unwahrscheinliche nicht immer das Unwahre sei; aber deshalb kann man doch das Unwahrscheinliche nicht als wahr annehmen, solange man nicht sehr starke Gründe dafür hat, dies zu thun. Wir glauben im Vorhergehenden sattsam bewiesen zu haben, könnten es auch noch sichtlicher herausstellen, wenn wir sämmtliche Unrichtigkeiten jenes Aufsatzes zusammenstellen wollten: daß er, mit Ausnahme einiger völlig notorischer, aber auch für die Hauptfrage ganz irrelevanter Thatsachen, in allen Punkten, die eine abweichende Darstellung zuließen und die einigermaßen zu controliren waren, theils nachweisbar falsche, theils im höchsten Grade unwahrscheinliche Angaben enthält. Dazu kommt, daß diese Abweichungen fast sämmtlich nicht den Charakter der absichtslosen Fahrlässigkeit, des Irrthums, sondern den der absichtlichen Erfindung, der romanhaften Ausschmückung tragen. Es mag ganz richtig sein, daß eine Erzählung in ihrem Kerne wahr sein kann, bei der sich mancherlei Unrichtigkeiten in Nebenpunkten vorfinden, und in der That würde die Memoirenliteratur den letzten Werth verlieren, wenn man dies nicht anerkennte. Zur Vorsicht fordern solche Unrichtigkeiten aber immerhin auf, und wenn sie von solcher Masse und Beschaffenheit

d, wie im vorliegenden Falle, so dürften sie doch wol s entschiedenste Mistrauen rechtfertigen. Allerdings nnten diejenigen Thatsachen, bei denen der Aufsatz den rafen Lewenhaupt selbst als handelnd auftreten läßt, htig sein, wenn auch der ganze übrige Aufsatz irrig äre, und allerdings hätte Graf Moritz gute Quellen er die Schrift des Grafen Lewenhaupt besitzen können. leichwol glauben wir beweisen zu können, daß auch ese Angaben[1]) nachweisbar falsch, ja zum Theil durch e eigenen Zeugnisse derselben Quellen widerlegt sind.

Abgesehen von dem, was schon oben über einzelne nrichtigkeiten, die sich auch in diesem Theile des Auf- tzes finden, beigebracht worden ist, so erscheint es wörderst im höchsten Grade verwunderlich, wie, wenn e Erzählung wahr wäre, irgendein Zweifel über das chicksal des Grafen Königsmark, irgendeine anderweite ersion seiner Katastrophe sich noch hätte halten, der ahre Hergang aber verborgen bleiben können, bis ein ünstiger Zufall den Aufsatz des Grafen Moritz im säch- schen Staatsarchive unter alten Rechnungen auffinden eß. Der Hofprediger Bilderbeck wohnt den letzten Stunden des Grafen bei, weiß amtlich, daß er vergiftet

1) Für ihre Glaubwürdigkeit wird noch der indirecte Grund geführt, daß in dem Aufsatze noch der Graf Flemming erwähnt d ungünstig beurtheilt sei, daß Flemming eine Widerlegung verfaßt be, worin er unter anderm dem Grafen von Sachsen mancherlei Irr- ümer nachzuweisen versucht habe, daß er dabei auch der Königs- rk'schen Sache gelegentlich gedenke, aber kein Wort des Zweifels füge. Nun Graf Flemming hatte keine Ursache, sich über diesen eil des Aufsatzes, der ihn nichts anging, zu verbreiten, sonst hätte gar manche Irrthümer, die er als solche kennen mußte, rügen kön- , z. B. daß August II. 1694 in Ungarn gekämpft habe. Ueber Königsmark'sche Katastrophe aber wußte Flemming schwerlich mehr, andere Leute, und es kommt daher auf seinen Glauben oder Nicht- uben nichts an.

worden, sieht ihn verscheiden, erwähnt den Vorgang unmittelbar darauf in einer Predigt, erzählt ihn dem Grafen Lewenhaupt ausführlich und findet keinen Grund, irgend über die Sache zu schweigen. Graf Lewenhaupt hat die letzten Worte des Ermordeten gelesen, die Erzählung des Geistlichen gehört, die Sache seiner Frau erzählt, deren „Klagen das ganze Haus erfüllen", und gleichwol sollte dieser ganze Hergang völlig unbekannt und verschwiegen geblieben sein, während die Aufmerksamkeit des Publikums wie die Bemühungen einzelner sich noch lange mit dem Geheimnisse beschäftigten! Die Kurprinzessin, das Fräulein Knesebeck[1]), der preußische Hof sollten nichts von der Sache erfahren haben! — Graf Lewenhaupt ist allerdings, nachdem er die Nachricht von dem Verschwinden seines Schwagers erhalten, aus dem Lager von Mont-St.-Andrea, wo er sich damals befand, abgereist, und der Brief, aus dem sich dies ergibt und auf den sich Herr von Weber beruft, ist gedruckt.[2]) Sonst enthält dieser Brief aber nichts, was auf ein Unternehmen schließen ließe, wie der Aufsatz dem Grafen Lewenhaupt zuschreibt, vielmehr eher das Gegentheil. Graf Lewenhaupt, der ein nüchterner, besonnener Mann war, sehr attentus ad rem, mit seinem Schwager keineswegs in besondern freundschaftlichen Verhältnissen, schreibt an seine Frau unter anderm (d. d. 2. Aug. a. St. 1694): „Durch die Nachricht vom Grafen Königsmark bin ich schmerzlich überrascht; man muß einen Unglücksfall fürchten, und ich gestehe, daß es ein schreckliches Schicksal ist, welches nicht trauervoller sein kann.

1) Diese stand mit der Familie Königsmark in Verbindung und berichtete ihr sofort ihre Flucht. Vgl. Cramer, S. 95.
2) Bei Cramer, S. 91 fg.

Doch, meine Theure! man muß sich trösten und sich darein finden, was das unvermeidliche Schicksal beschlossen hat. Es gibt keine Hülfsmittel nach dem Ablauf der entscheidenden Stunde.... Gäbe es ein Mittel, ihm zu helfen, so würde ich dazu rathen; doch da die Ungewißheit dieses nicht verstattet, so muß man an sich selbst und an dich denken. Ich bezweifle die Wahrscheinlichkeit besserer Nachrichten, deshalb bleibt es rathsam, seine Equipage zu verkaufen; selbst wenn das Glück wollte, daß wir den Grafen Königsmark wiedersähen, so verlöre er nichts dadurch, daß Ihr Euern Vortheil wahrnehmt...." So geht es nun weiter mit lauter Rathschlägen über schnelle Besitzergreifung und Sicherung des Vermögens, und selbst die Nachricht, daß er um Urlaub geschrieben habe und bald bei den Schwestern einzutreffen versuchen werde, scheint, dem ganzen Zusammenhange nach, gar nicht auf Nachforschungen nach dem Schwager, sondern wesentlich auf Maßregeln in Betreff der Erbschaft des Letztern sich zu beziehen. [1]) Auch in einem zweiten Briefe von demselben Datum heißt es: „Nach aller Wahrscheinlichkeit ist der Graf Königsmark nicht mehr hienieden, denn die Sachen stehen nun zu klar da. Verwendungsbriefe würden unnütz sein und auch nicht gegeben werden." [2]) Endlich am 5. Aug. schreibt der Graf unter

1) Es heißt unter anderm, nachdem gesagt worden, er werde alles aufbieten, bei den Schwestern (nicht in Hannover, sondern in Hamburg) einzutreffen, und habe deshalb um Urlaub geschrieben: „Wir müssen alles Mögliche aufbieten, die, welche Bekanntschaft des Hauses haben, auf unsere Seite zu bringen, damit nichts unsern Vortheil störe. Es ist so wahr und gerecht, daß wir (für) sein Gelingen nicht zu fürchten brauchen. Mit Gottes Hülfe zweifle ich keinen Augenblick, unsere Angelegenheiten so ins Reine zu bringen, daß wir damit zufrieden sein können."

2) Das war wol ein Irrthum, da man sich kursächsischerseits der Sache allerdings annahm.

anderm: „Der arme Graf Königsmark, fürchte ich, wird nicht wiederkommen.... Ich sehe für jetzt keine Hülfe, und da wir nicht im Stande sind, ihm zu nützen, so müssen wir an uns denken und unser Bestes wahrnehmen. Das Nothwendigste ist, die Papiere in unsere Hände zu bekommen, wie seine andern Sachen, und ohne einen Augenblick zu verlieren, zur Besitzergreifung seiner Güter auch in Schonen und Livland zu schreiten.... Von dem Gesinde (des Grafen Königsmark) müssen wir uns losmachen. [1])... Es wäre gut gewesen, wenn wir selbst in Hannover hätten sein können, um wachsames Auge zu haben, doch das ist nicht möglich." Leider hat Cramer nicht alle Briefe des Grafen Lewenhaupt aus jener Zeit mitgetheilt, führt aber über die fehlenden wenigstens so viel an, daß man annehmen kann, sie seien in demselben Sinne. Er sagt nämlich: „Die übergroße Sorgfalt des Grafen Lewenhaupt in Betreff der Erbschaft spricht sich noch in mehreren seiner Briefe an die Gattin immer auf gleiche Weise aus." Wäre eine Hindeutung auf ein Unternehmen, wie das dem Grafen Lewenhaupt zugeschriebene, in den Briefen enthalten gewesen, so hätte Cramer diese Stellen sicher mitgetheilt. Eine Reihe von Briefen aus dem Jahre 1696, die er S. 131—165 gebracht hat, enthalten gar viel über die Schwierigkeiten der Erbschaftsfrage, aber keine Hindeutung auf die auch für diese bedeutsame Entdeckung und nur einmal (S. 137) den Ausdruck einer Hoffnung: der Graf werde (in Schweden) für todt erklärt werden und dann die Herausgabe der Inventarien über die Papiere und Effecten erfolgen.

1) Höchstens sollen „drei oder vier seiner besten Stalleute" beibehalten werden. Von dem Jäger Ziegler ist keine Rede.

Das eigentlich Entscheidende und was unsere Beweisführung in der That fast überflüssig macht, sind aber zwei Briefe der Gräfin Lewenhaupt und der Gräfin Aurora, die Cramer (S. 96, 162 und 202) wirklich beibringt. Hier schreibt die Gräfin, d. d. 6. Nov. 1696, also fast zwei Jahre nach jenen angeblichen bestimmtesten Entdeckungen über das Ende ihres Bruders, bei denen sie „das Haus mit ihren Klagen erfüllt" haben soll, an ihren Gemahl: „Meine Schwester schreibt mir, an einem Orte gewesen zu sein, wo man ihr Nachricht von meinem Bruder verhieß, und wirklich habe sie einen Mann gesprochen, der ihr die Versicherung seines Todes gegeben, unter so traurigen Umständen, daß sie in tiefer Betrübniß nach Quedlinburg zurückgekehrt ist. Immer noch hatte sie leise Hoffnung, er sei noch am Leben, oder wenigstens, daß er an seinen Wunden gestorben, was aber seine Henker nicht abwarten wollten, «mais ils lui ont fait couper les testes»." Doch noch nicht genug. Unter dem 11. Jan. 1698, fast drei Jahre nach jenen Entdeckungen, schreibt die Gräfin Aurora wörtlich: „Man redet häufiger als je davon, daß mein Bruder am Leben und in dem Gewahrsam des Kurfürsten von Brandenburg, auf der Festung Spandau sei.... Doch die Hoffnung ist so schwach, daß man sich mit derselben nicht schmeicheln kann." Also Graf Lewenhaupt soll selbst die letzten Zeilen des vergifteten Grafen gelesen, ein hoher Geistlicher soll ihm umständlich die letzten Stunden desselben geschildert und den Tod desselben, dessen Augenzeuge er gewesen, berichtet haben; die Gräfin Lewenhaupt hat das ganze Haus mit Klagen über diese Nachricht erfüllt, und zwei, drei Jahre nachher ist ihre Schwester noch immer in Ungewißheit über sein Schicksal und läßt sich neue Geschichten darüber

zutragen! Wir glauben, es bedarf keiner weitern Bemerkung, um unsere Ueberzeugung zu begründen, daß der Aufsatz des Grafen Moritz von Anfang bis zu Ende ein reines Phantasiestück ist, gleichviel wer dessen Urheber gewesen.

An die neue Geschichte mit dem „couper les testes", für die jede weitere Bestätigung fehlt, glauben wir allerdings auch nicht, sowenig wie an andere ähnliche Geschichten von nachträglicher Tödtung. [1]) Uns scheinen für die von der Kurprinzessin gegebene Erzählung, wonach der Graf durch Trabanten verhaftet werden sollte, in dem Kampfe aber, den er durch verzweifelten Widerstand hervorrief, getödtet oder zum Tode verwundet wurde, unbedingt die meisten innern und äußern Gründe zu sprechen. Den Hergang bis zur That mußte die Prinzessin am genauesten wissen, für die Katastrophe selbst hatte sie an ihrer Mutter eine gute Quelle, und nachdem die Entdeckung nicht mehr schaden konnte und ihr Schmerz über Königsmark's Verlust verraucht war, ist es wol glaublich, daß die Mutter ihrer Tochter mitgetheilt hat, was ihr von der Sache bekannt war. Die Ausführung durch Trabanten war die einfachste und natürlichste und wird auch äußerlich durch die in verschiedenen, voneinander unabhängigen Berichten enthaltenen Erwähnungen des Trabanten Buschmann bestätigt. Daß der Kurfürst nur die Verhaftung Königsmark's, nicht seine Ermordung gewollt, stimmt zu seinem und seiner Regierung Charakter. Wollen wir auch nicht unbedingt in die überschwenglichen Lobeserhebungen einstimmen, mit denen der freisinnige und freimüthige Spitt-

1) Walpole läßt ihn erdrosselt und unter den Fußboden des Ankleidezimmers der Prinzessin begraben werden.

ler dieſe Regierung feiert, ſo iſt es doch gewiß, daß Ernſt Auguſt von dem Vorwurf der Härte, Grauſamkeit und Leidenſchaftlichkeit frei iſt, daß er einer der beſſern Regenten ſeiner Zeit und vor allem ein ſehr kluger Mann war. Jedenfalls wußte er, daß ein Mord nicht wieder gut zu machen iſt, während die Verhaftung des Grafen ſehr wohl zu vertheidigen war und für alle Fälle zahlreiche Auswege ließ. Noch weniger, als daß er die Tödtung des Grafen befohlen — in welcher Beziehung wir es, trotz des eben Bemerkten, wenigſtens nicht für ganz unmöglich halten würden, daß in dem Augenblicke, wo der Kurfürſt die geheime Zuſammenkunft des Grafen mit der Kurprinzeſſin erfuhr, ein Befehl ergangen wäre, den Grafen lebend oder todt zu faſſen —, würden wir glauben können, daß er ihn nachträglich, nachdem derſelbe verwundet, gefangen und von ſeinen Wunden geneſen war, bei kaltem Blute hätte hinrichten laſſen. Wir haben ſchon vorher hervorgehoben, daß ein ſolches Verfahren keineswegs durch die Umſtände indicirt war, und es war es um ſo weniger, als man ſich doch hatte entſchließen müſſen zur Scheidung zu ſchreiten und damit die ehelichen Zerwürfniſſe publik zu machen.

Fügen wir nun noch kürzlich einige Angaben über das weitere Schickſal der Betheiligten bei. Zuvörderſt iſt der dinglichen Verlaſſenſchaft des Grafen Johann Philipp zu gedenken, die den Erben deſſelben viel, wie es ſcheint meiſt erfolgloſe Mühe gemacht hat. War auch das koloſſale Vermögen der Königsmark durch die früher beſprochenen Urſachen und zuletzt durch die leichtſinnige Verſchwendung dieſes letzten Grafen weſentlich geſchmälert worden, ſo war es doch noch immer bedeutend genug, um zum Theil überſpannte Schätzungen und Hoffnungen hervorzurufen. Graf Lewenhaupt ſchlug

noch 1702, also acht Jahre nach dem Verschwinden des Grafen, wo die Erben doch gewiß alles ohne Schwierigkeit Erlangbare bereits an sich gebracht hatten, die Summe an Kapitalien und Gütern, um die es sich für sie noch handle, auf mehr als 500000 Thlr. an.[1] Wir müssen jedoch gestehen, daß wir an die großen Summen, welche der verschwundene Graf bei Handelshäusern soll stehen gehabt haben, nicht recht glauben können, wenn wir uns der fortwährenden Geldverlegenheiten erinnern, in denen er sich in den letzten Jahren befand und die ihn noch kurz vor seinem Ende zum Verkauf eines Hauses und noch am 27. Febr. 1694 zu dem Auftrag bestimmten, zwei holsteinische Güter um geringen Preis loszuschlagen, wenn er nur gleich baar Geld erhalte.[2] Die Erzählung des großen Lügenschmiedes von Pillnitz im „Galanten Sachsen", wonach der Graf „ansehnliche Reichthümer" bei den Gebrüdern Lastrep in Hamburg niedergelegt haben sollte, die aber, weil die Empfangscheine verschwunden gewesen, mit Ausnahme von Juwelen im Werthe von 40000 Thlr. abgeleugnet worden wären, während ein Buchhalter jenes Hauses den aus Schweden herbeigeeilten Gräfinnen verrathen hätte, daß dasselbe 400000 Thlr. schulde, worauf die Schwestern sich an die hamburgische Regierung gewendet hätten, aber an dem Einflusse der Lastreps im Senate gescheitert wären und nun den Schutz des Kurfürsten von Sachsen gesucht hätten, ist jedenfalls, wie im Einzelnen, so im Ganzen, grundlos. Die Gräfinnen kamen nicht aus Schweden herbei, sondern lebten schon lange in Hamburg, wo sie bekannt genug waren. Sie gingen nicht wegen der

1) Vgl. von Weber, a. a. O., S. 111.
2) Vgl. Cramer, a. a. O., S. 110.

angelegenheiten nach Dresden, was auch dafür gar
t der Ort war, sondern wegen ihres verschwundenen
ders. Daß der Graf, wenn er 400000 Thlr. in
nburg stehen gehabt, in fortwährenden Geldverlegen-
en oft um kleine Summen hätte sein können, ist nicht
reislich. Die Lastrep'schen Erben haben, gleich nach
Erscheinen jener Schrift, 100 Dukaten auf die Ent-
ung ihres Verfassers gesetzt, um ihn als Verleumder
olgen zu können, und die Geschwister Königsmark's
en noch längere Jahre ihren Geschäftsverkehr mit
m Hause fortgesetzt. [1]) — Wol aber mag es begrün-
sein, daß manche Behörde und mancher Privatmann,
etwas von dem Grafen in Händen hatte, den Er-
desselben Schwierigkeiten machte, da kein Beweis
es Todes vorlag, und die Behörden wußten das wohl.
lbst die Güter waren nicht zu erlangen, da wenigstens
Schweden eine Tante, die proceßsüchtige Gräfin de la
rdie, Protest gegen die Besitznahme einlegte und Schwe-
auch die im Bremen-Verdenschen gelegenen Güter
uestrirte. Die Sache ward schlimmer, als der Krieg
ischen Schweden und Polen-Sachsen ausbrach, wo
n schwedischerseits dem Grafen Lewenhaupt sein säch-
hes Dienstverhältniß zum Verbrechen gemacht ward
d die Gardies freie Hand hatten, ihm entgegenzuwirken.
ch wurden manche der Güter im Kriege arg verwüstet,
r lieferten wegen der Kriegslasten keinen Ertrag [2]),

1) In einem Briefe des Grafen Lewenhaupt vom 21. Aug. 1701 st es unter anderm in Betreff der Lastrep: „Nach der pünktli- n Zahlung, welche sie von uns als Schuldner erhielten, werden keine Schwierigkeit machen, uns für den Nothfall einige Monate dit zu geben." Bei Cramer, S. 247.

2) Vgl. Cramer, S. 233.

ſowie natürlich alle unter dem zweifelhaften Zuſtande wo ſie keinen gewiſſen Herrn hatten, leiden mußten. Dabei fehlte es nicht an Gläubigern, deren Anſprüche unter den vorliegenden Umſtänden ſchwer zu controliren waren, und die ſich an alles hielten, was ihnen zugänglich war. Mit unſaglicher Mühe brachte man von Zeit zu Zeit einen Brocken der Erbſchaft aus den Händen, die ſie gefaßt hatten [1]); aber die Hauptmaſſe blieb zurück, war noch nach mehr als zwanzig Jahren ein bloßes Streitobject und war natürlich nun noch ſchwieriger zu erlangen, wie die ſchwediſche Macht zerfiel und man es nicht mehr mit Schweden allein, ſondern auch mit Hannover, Rußland und andern Staaten zu thun hatte. Die Gräfin Aurora hat ihr langes Leben mit dieſen Proceſſen verbracht, viel Enttäuſchungen, viel Verdruß und Aerger dabei erfahren, und nichts davongetragen, als eine gänzliche Zerrüttung ihres Vermögens. Die Lewenhaupt mögen noch etwas von den ſchwediſchen Gütern durch Vergleich mit den de la Gardies gerettet haben. Aber noch 1732 kamen Nachrichten, daß bei den Erben eines nürnberger Kaufmanns 60000 Thlr. ſtänden, die der verſchwundene Graf Königsmark daſelbſt niedergelegt, daß die Kaufleute de Harteg [2]), Stempel und die Teſtreps in Hamburg noch viele Pretioſen zurückhielten, daß ſich in Hannover das Teſtament des Grafen und andere Familienſchriften befänden, was doch alles zu nichts geführt zu haben ſcheint [3]), vielleicht auf nichts beruht hat.

---

1) Vgl. unter anderm Cramer, S. 222, 285, 286, 288.

2) Ein Harteg wird in einem Briefe des Grafen Lewenhaupt vom 2. Aug. 1694 (vgl. Cramer, S. 91) als ein Geſchäftsfreund in Hamburg erwähnt.

3) Vgl. v. Weber, a. a. O., S. 110 fg.

Graf Karl Gustav von Lewenhaupt, der sich 1689
t der Gräfin Amalie Wilhelmine von Königsmark ver-
ihlt hatte, stand zu der Zeit dieser Ereignisse, nachdem
erst in Ungarn bei dem kaiserlichen Heere, dann in
ländischem Solde in den Niederlanden gefochten, in
hsischen Diensten, wo er theils als hoher Militär,
eils in diplomatischen Sendungen verwendet wurde,
le er denn auch (11. Oct. 1697) als Geheimrath in
s Geheime Consilium aufgenommen ward. Zuletzt
atte er ein Regiment Grands Mousquetiers aufzurichten
1700), das jedoch, wol weil es zu theuer war, bald
ach seiner Aufstellung wieder aufgelöst ward. [1]) Er hatte
eld dabei zugesetzt, dessen Wiedererlangung die bei den
maligen finanziellen Verhältnissen gewöhnlichen Schwie-
gkeiten fand, und theils der Verdruß hierüber, theils
r Wunsch, den Zorn des schwedischen Monarchen zu
schwichtigen, bewog ihn, im Spätjahre 1702 den säch-
chen Dienst zu quittiren und sich nach Hamburg zurück-
ziehen. Schon vorher hatte er von seiten einer sächsischen
rtei, welche gegen alle Fremden war [2]), und unter den
maligen Umständen, wo das Interesse Sachsens vielfach
Gefahr stand, ihm fremdartigen Zwecken nachgesetzt zu
rden, wol etwas für sich hatte, mancherlei Anfechtungen
fahren, gegen die ihn doch die Gunst des Königs, dem
ch er sehr ergeben war, geschützt zu haben scheint. In der

1) Vgl. die Stellen bei Cramer, S. 228, 230, 231, 233, 235,
37 fg., 240, 241 fg., 244—247, 264, 270, 271, 282.

2) Auch die Gräfin Lewenhaupt spricht schon am 1. April 1698 von
em Bunde der Sachsen gegen die Fremden, dessen Haupt der jün-
re Bose sei. Vgl. Cramer, a. a. O., S. 213—214, wo auch in
em Briefe der Gräfin Aurora eine Andeutung kommt. Vgl. auch
:amer, S. 222, 242, 246—247, 256—257.

That scheint Lewenhaupt ein einsichtsvoller und achtungswerther Mann gewesen zu sein. Schweden gegenüber vertheidigte er sich damit, daß er nicht gegen dieses gefochten, selbst sich während des Kriegs der Theilnahme an den Berathungen des Geheimen Conſiliums enthalten habe. Er erfuhr dabei einen argen Undank, ſofern er bei Anfang des Kriegs einer Anzahl Schweden, die sich gerade in Polen und Sachſen befanden und verhaftet worden waren, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Schweden verſchafft, vielen auch Geld dazu vorgeſchoſſen hatte, und nun die von ihm damals unterzeichneten Entlaſſungsſcheine als Beweis vorgezeigt wurden, daß er als General im activen Dienſte des Königs von Polen geſtanden. Während ſeine Gemahlin ſich nach Schweden begab, um dort ſeine Sache zu führen, erkrankte und ſtarb er zu Hamburg im März 1703. Er hat drei Söhne hinterlaſſen, über die und ihre Nachkommen III, 200 einiges beigebracht worden.[1]) — Seine Gemahlin, die ſich als eine wackere und anſtändige Frau erweiſt, die mit ihrer Schweſter die liebevolle Opferfähigkeit theilte, aber weſentlich beſonnener, nüchterner und ſolider war, finden wir noch 1708 in Hamburg, mit Ernſt für die Erziehung ihrer Kinder bedacht und ſich würdig haltend. Dann entſchwindet ſie unſerer Kunde und mag wol lange vor ihrer Schwe-

1) Zu den dort aufgeführten Grafen Friedrich (geb. 1688, † 1770) und Karl Emil (geb. 28. März 1692, enthauptet 15. Aug. 1749) müſſen wir noch den am 26. Oct. 1697 zu Dresden geborenen Auguſt Kaſimir fügen, unter deſſen zahlreichen Taufpathen wir den acht ein Jahr alten Kurprinzen von Sachſen und den Fürſten Fürſtenberg finden, von deſſen weiterm Lebensgange wir aber nichts Näheres wiſſen, als daß er jedenfalls eine der zwei Perſönlichkeiten geweſen iſt, über die wir a. a. O. in Zweifel waren.

gestorben sein. — Lebensgang und Schicksal der Letz-
der Gräfin Marie Aurora von Königsmark, sind
kannt, als daß wir hier auch nur andeutungsweise
f zurückkommen möchten. Wir bemerken nur, daß
n ihr viele glänzende und einige mißliche Eigen-
n ihrer Aeltern, Oheime und Brüder in aller
e vereinigten, daß sie sich als ein geistvolles, edel-
es, opferfreudiges Wesen darstellt, frei von den
ngen der Bosheit und Selbstsucht, nicht ohne An-
ur Schwärmerei, eine poetische Natur [1]), sanguinisch,
sowol großen Gefahren und Drangsalen Trotz zu
, wie, was schwieriger, auch unter den unabläßigen
lstichen kleiner, elender Plagen und Sorgen ihre
rkeit und ihr Selbstbewußtsein zu bewahren, that-
g und muthvoll, aber auch ruhelos, abenteuernd,
sinnig und unbekümmert um Ruf und Urtheil der

Sie war das letzte Glied auf dem Stammbaum die-
ersten gräflichen Linie der Königsmark, wenn wir
ihren berühmten Sohn, den Marschall von Sachsen,
elben anschließen wollen, weil er in dem seines Va-
keine Stelle finden kann. Ein zweiter Grafenstamm
Königsmark ist erst in unserm Jahrhundert ent-
en, sofern am 3. März 1817 Hans Valentin Ferdi-
von Königsmark auf Netzeband und Steffin, königl.
preußischer Geheimrath und Erblandhofmeister der
ark, welches Erbamt die Königsmark 1802 erhal-
atten, in den preußischen Grafenstand erhoben ward
das Wappen der schwedischen Grafen beigelegt er-
Er starb am 26. Nov. 1849, hat aber einen

[1]) Man sehe die beiden Briefe aus Teplitz vom 4. und 10. Mai bei Cramer S. 172 fg.

zahlreichen Mannsstamm hinterlassen. Diese Linie, wie die noch auf Kötzlin und sonst blühende adeliche, stammt von dem jüngern Bruder des Feldmarschalls, Joachim Christoph († 15. Nov. 1699), welchem die märkischen Lehngüter mittels Vergleichs und Verzichts überlassen blieben. Aus ihr zeichnete sich ein anderer Hans Christoph (geb. 1700, † 1779) bei Kollin aus, wo er sich durch schwere, seinen Austritt aus dem Heere nöthig machende Wunden die Ernennung zum Generalmajor verdiente. Zwei seiner Brüder waren bereits im Kampfe gefallen und das Haus stand auf vier Augen. Ein Neffe des Generals, Christoph Siegfried (geb. 28. März 1745, † 30. Dec. 1778), pflanzte es durch zwei Söhne fort, zu deren Gunsten der kinderlose General die beiden Majorate Retzeband und Kötzlin errichtete. Einer derselben ward der erste Graf des neuen Stammes. [1])

Unter den übrigen bei diesen Vorgängen betheiligten Personen nimmt natürlich die Kurprinzessin die erste Stelle ein, die jetzt, ihres letzten Freundes beraubt, durch das Vergangene vollständig bloßgestellt, allein und hülflos einen langen Kampf mit einer harten, feindlichen Welt zu bestehen hatte. Sie hatte, als ihr die Nachricht von Königsmark's Tode in schonungsloser Weise eröffnet ward, ihren Schmerz und Zorn in einer Weise an den Tag gelegt, die ihrer kältern Vertrauten, der Kneseбeck, wie es scheint, tadelnswerther erschienen ist, als das Verhältniß selbst, von der wir aber das Gegentheil sagen möchten, und die jedenfalls, bei dem Ueberraschenden der ungeahnten Schreckensbotschaft, bei dem Verdruß über das plötzliche, hoffnungslose Scheitern ihres der Ausführung so nahe geträumten Fluchtplans, bei den Gefühlen,

1) Vgl. Hesekiel, a. a. O., S. 38 fg.

ie sie in jener Zeit für Königsmark wol empfunden aben mag, bei dem lange gesammelten, unter dem mögichsten Verbergen nur noch geschärften Hasse gegen ihre annoverschen Umgebungen, und bei ihrem offenen, reizaren, leidenschaftlichen Charakter sehr natürlich war. Sie schnitt dem Hofe von Hannover jede Hoffnung ab, aß ein wenigstens äußerlich scheinbares Verhältniß zwihen ihr und ihrem Gemahl wiederhergestellt werden önne. Bei den mit ihr angestellten Vernehmungen, ber die freilich nichts Actenmäßiges bekannt ist, erklärte e unumwunden, allerdings die Absicht gehabt zu haben, a ihre Aeltern ihr die Aufnahme verweigert, unter önigsmark's Schutze nach Wolfenbüttel zu Herzog Anon Ulrich zu flüchten; wies aber mit Entrüstung die eschuldigung ab, mit Königsmark sonst in schuldvollem erkehr gestanden zu haben, und erbot sich, ihre Unschuld urch das heilige Abendmahl zu bekräftigen. Diese andlung soll auch, nachdem die Gräfin Platen es anngs hindern wollen, hauptsächlich auf den Wunsch es Herzogs von Celle, stattgefunden haben [1]), was denn gentlich dafür sprechen sollte, daß er selbst an die Unhuld seiner Tochter geglaubt haben müßte. Sonst war s für sie wol der mislichste Umstand, daß sie die iebe ihres Vaters gänzlich verloren zu haben scheint. eorg Wilhelm war schon dadurch verstimmt, daß sie ie Ruhe, die er endlich gesichert zu haben glaubte, so nheimlich störte, und die schönen Hoffnungen, die er auf en Vermählungsplan gegründet, so wenig anerkennen

1) Wann und wo bleibt ungewiß. Graf Schulenburg vermuet, daß die Handlung in Ahlden vorgenommen worden. — Nach ner Nachricht hätte sie während ihrer langen Gefangenschaft zu hlden die heilige Handlung allwöchentlich wiederholt und dabei jedesal ihre Unschuld betheuert.

und fördern wollte, soll sich aber besonders durch einige bittere und unehrerbietige Auslassungen über ihn selbst, die sich in ihren letzten, im äußersten Unmuth geschriebenen Briefen vorgefunden haben sollen, unversöhnlich verletzt gefühlt haben. Im übrigen wurde nun ihr weiteres Schicksal durch gemeinsame Verständigung der beiden Höfe, deren Verhältniß ein völlig freundliches blieb, entschieden und dabei, wie nicht zu verkennen, dem äußern Anstand möglichste Rechnung getragen. Die Prinzessin hatte die Absicht, auch jetzt noch auf eigene Hand zu ihren Aeltern zu gehen, wollte unter keinen Umständen ihren verhaßten Gemahl wiedersehen, und begab sich in der That, als sie erfuhr, daß seine Rückkehr nahe bevorstehe, auf den Weg nach Celle. Sie wurde aber durch entgegengesendete Beauftragte angewiesen, entweder nach Hannover zurückzukehren oder sich in das cellesche Amthaus Ahlden zu begeben. Sie zog das letztere vor[1]) und besiegelte damit ihr Schicksal. Es wurde nun ein förmliches Scheidungsverfahren eingeleitet, nachdem sie die wiederholt an sie gebrachten Anträge zu einer Ausgleichung mit Bestimmtheit zurückgewiesen. Die Prinzessin selbst bezeugt, daß ihr Schwiegervater sich in der ganzen Angelegenheit milder gegen sie erwiesen habe, als ihr Vater. Sie versichert: es sei ihr angeboten worden, daß alles vergeben und vergessen sein solle, wenn sie nur anerkennen wolle, sich gegen ihren Gemahl unbedachtsam benommen zu haben, und wenn sie ferner mit ihm leben wolle. In ihrer Weigerung, die sie auf den, da Menschen irren können, nicht ganz schlüssigen Satz gründete: wenn sie schuldig sei, so sei sie des Kurprinzen nicht

1) Auch hier ist der Zeitpunkt des Vorgangs ungewiß und nur so viel scheint sicher, daß sie vor dem 23. Juli in Ahlden eintraf.

h, und wenn sie unschuldig sei, so sei er nicht werth, daß hm sein hartes und rücksichtsloses Betragen verzeihe, sie durch den Rath des Ministers Bernstorff bestärkt en sein, der auch den Groll ihres Vaters gegen sie ürt habe. Als alle Hoffnung auf Aussöhnung auf- ben werden mußte, setzte man eine gemischte Com- on zusammen, die sich, angeblich aus vier geistlichen vier weltlichen Beisitzern [1]), die zur Hälfte von Han- r und zur Hälfte von Celle ernannt waren, zusam- gesetzt, in Lauenau, auf hannoverschem Gebiete, unter Vorsitze des Geheimraths Philipp von dem Bu- versammelte, vor welcher Commission die Prinzessin n Ende August in Person erschien. Die Acten des dungsprocesses werden auch jetzt noch geheim gehal- So viel aber von dem Gange der Verhandlungen dem schließlichen Erkenntniß bekannt ist, wurde Kö- mark's und seines Verhältnisses zur Prinzessin mit m Worte gedacht und die Klage, welche der hanno- he Rath Livius im Namen des Kurprinzen erhob, ch auf bösliche Verlassung gerichtet. Die Prinzessin rte, daß sie auf ihrem Entschlusse, nie wieder mit r Gemahl zu leben, beharre und nichts sehnlicher sche, als die begehrte Trennung. Von dieser Ent- ßung ließ sie sich auch durch die wiederholten Vor- ngen des zu ihr gesendeten Superintendenten Gustav mus nicht abbringen, und so wurde die Ehe am

---

) So findet man überall. Nach den Namen der Beisitzer scheint r, daß es sechs Geistliche und mit dem Präsidenten drei Welt- waren. Als Rechtsbeistand der Prinzessin fungirte der celleſche Rudolf Thiers. Im Laufe der Verhandlungen wurde auch der e Oberhofmarschall Joachim Heinrich von Bülow auf Ribbese 1650), der 1724 als kurhannoverscher Staatsminister starb, Lauenau gesendet.

28. Dec. 1694 für aufgelöst und nichtig erklärt, und dem Kurprinzen, nicht aber der Kurprinzessin, die Wiedervermählung gestattet, wovon er doch keinen Gebrauch gemacht hat. Für die äußern Verhältnisse der Prinzessin war bereits durch einen Vertrag zwischen Hannover und Celle, d. d. 29. Aug. 1694, eventuelle Vorsorge getroffen. Hiernach sollte sie ihren Aufenthalt in dem Schlosse Ahlden erhalten und zunächst ein Jahreseinkommen von 8000 Thlr., ausschließlich der Besoldungen ihres Hofraths, beziehen, welches nach dem Tode ihres Vaters um 4000 Thlr., und wenn sie das vierzigste Jahr erreicht haben würde, um 6000 Thlr. erhöht werden sollte. Da jedoch der Herzog und die Herzogin von Celle am 26. Jan. 1705 zu ihren Gunsten testirt hatten, so genoß die Prinzessin nach dem Tode ihrer Aeltern 18000 Thlr. von ihren Besitzungen und 10000 Thlr. an Zinsen und Leibrenten, weshalb später ihre Erbschaft ein nicht unerhebliches Object für die Erbberechtigten wurde. — Ihren Vater [1]) hat sie nicht wiedergesehen. Er soll in der letzten Zeit milder gestimmt worden sein, wie denn seine Gemahlin fortwährend in diesem Sinne arbeitete, und selbst die Königin Anna um Verwendung anging. Bernstorff soll aber immer bemüht gewesen sein, die Aussöhnung zu hindern, ohne daß man einen eigentlichen Grund dafür errathen

1) Vehse (a. a. O., S. 101) läßt ihn bei der Scheidung zugegen sein. Indeß die Stelle in einem Schreiben des englischen Residenten, d. d. 10. Jan. 1695, welche also lautet: „Sie haben den guten Herzog von Celle hierhergeschleppt, um sich den Triumph bei der Scheidung mit anzusehen", läßt auch eine andere Auslegung zu, die uns wahrscheinlicher dünkt, nämlich: daß er nach Hannover gereist sei und dort gesehen habe, wie froh man über die erlangte Scheidung gewesen. Die entgegengesetzte Annahme entbehrt theils jedes andern Zeugnisses, theils steht sie mit Ort und Zeit der Scheidung im Widerspruch.

könnte. Zuletzt soll der Herzog ernstlich beschlossen haben, sie im Sommer 1705 zu besuchen. Der Besuch wurde aber noch aufgeschoben und am 25. Aug. 1705 starb der Herzog, infolge einer Erkältung, ohne seine Tochter wiedergesehen zu haben. Ihre Mutter bewahrte ihr stets ein mütterliches Herz und die Besuche, die dieselbe, so oft sie konnte, in Ahlden abstattete, waren der wesentlichste Trost für das liebebedürftige Herz der Tochter, und dieser Trost ward ihr noch fast dreißig Jahre erhalten, indem ihre Mutter erst am 5. Febr. 1723 starb. Einen weitern Trost bot ihr später der geheime Briefwechsel mit ihrer eigenen Tochter, nachdem sich dieselbe am 28. Nov. 1706 mit dem damaligen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm I. von Preußen vermählt hatte. Auch ihr Sohn, der nachherige König Georg II. von Großbritannien, soll sie einigemal insgeheim besucht, nach andern Nachrichten einen solchen geheimen Besuch, der aber verhindert worden, wenigstens versucht haben. — In der ersten Zeit soll ihre Haft nicht ohne Strenge gewesen sein, während ihr später, namentlich nach dem Regierungsantritte ihres gewesenen Gemahls, größere Freiheit zu Ausfahrten in die Umgegend vergönnt ward, wobei sie jedoch stets von einer starken Wache umgeben war. Sie durfte weder Besuche machen, noch das Schloß über Nacht verlassen. Die Briefe, die sie schrieb oder empfing, wurden von ihren Aufsehern gelesen, — wenn es ihr nicht gelang, sie der Kenntniß derselben zu entziehen, worin sie alte Uebung hatte. Ihr Hofstaat bestand aus einem Kammerherrn, dem Offizier, der die aus Fußvolk und Reiterei zusammengesetzte Schloßwache befehligte, und zwei Hofdamen. Alle diese Personen mochten mit der Absicht gewählt sein, daß die Prinzessin sich nicht an sie anschließen möge, und jeden-

falls fand sie niemand darunter, dem sie ihr Vertrauen hätte schenken können, oder den sie wenigstens als eine freundliche und angenehme Gesellschaft hätte betrachten wollen. — In späterer Zeit, wo ihr freiere Hand gelassen war, kam sie noch mit einigen andern Personen in Verbindung, die nicht zu ihren täglichen Umgebungen gehörten, deren sie sich aber bei Verwaltung ihres Vermögens oder zur Vermittelung ihres geheimen Verkehrs mit der Königin von Preußen bediente. Letzterer wurde namentlich mittels eines Amtmanns Lüdemann in Ahlden, eines preußischen Raths Ludwig in Berlin und eines Herrn Friedrich ebendaselbst betrieben. Auch dieser Verkehr war übrigens nicht immer tröstend. Abgesehen davon, daß die Königin auch ihre Leiden und Verdrießlichkeiten hatte, blieb es der stete, sehnliche Wunsch der Prinzessin, wieder in volle Freiheit zu kommen, und sie fand für diesen Wunsch nicht das erwartete Entgegenkommen bei ihrer Tochter, weil diese jede Collision mit ihrem Vater scheute, die ihrem geliebten Doppelheirathsprojecte zwischen den Thronerben von England und Preußen und den Prinzessinnen Amalie und Wilhelmine hätte schaden können, aus dem schließlich doch nichts wurde, und dem die Prinzessin von Anfang an abhold gewesen zu sein scheint.

Sophie Dorothea sollte Ahlden lebend nicht verlassen, sollte 32 einsame Jahre daselbst vertrauern, mit der Verwaltung ihres Vermögens, Leitung ihres Haushalts, weiblichen Arbeiten, Lectüre, Andachtsübungen, wohlthätiger Fürsorge für das kleine Ahlden, das sie 1715 gänzlich abbrennen sah, und namentlich für dessen Arme und das Schulwesen, Abfassung von Denkschriften über ihr Leben und — mit rastlosen, vergeblichen Entwürfen für Anbahnung ihrer Befreiung beschäftigt. Personen,

e sie noch in Ahlden gesehen, haben sie als eine Dame ittlerer Größe, etwas stark, mit pechschwarzem Haar, welchem die Brillanten, die sie beim Ausfahren stets neingesteckt, prächtig geglänzt hätten, geschildert. Sie i in den ersten Jahren, deren jene Personen sich och erinnert, sehr schön gewesen, habe aber bis an ihr nde ein gutes Aussehen bewahrt. Zum Ausfahren anden ihr Hofequipagen zur Verfügung, aber oft zog e es vor, ein kleines Cabriolet selbst zu leiten, wobei e, von ihrer Reiterwache geleitet, meist nach dem buch- ner Holze fuhr. — Ihrem Tode gingen noch einige icht aufgehellte Umstände voraus. Sie hatte sich für re Geldangelegenheiten wichtigerer Art und wol auch nst für Vertrauenssachen eines Grafen Bar bedient, em sie ungemeines Zutrauen schenkte und auch gegen ie Warnungen ihrer Tochter, die gegen denselben ein- enommen war, bewahrte, wie sie denn noch wenige Monate vor ihrem Tode ihm ihre Huld in der gnädig- en Weise aussprach. Ebendeshalb kann es nicht wahr in, daß sie aus Verdruß darüber, die Untreue dieses Bar entdeckt zu haben, erkrankt und gestorben sei. Wenigstens könnte diese Untreue nicht darin bestanden haben, aß derselbe, als sie ihn 1724 beauftragt [1]), 125000 Fl., ie sie bei zwei Bankiers im Haag und in Amsterdam u fordern gehabt, zu erheben und in der Bank von lmsterdam niederzulegen, den größten Theil dieses Gel- es für sich behalten habe, und daß ein Proceß deshalb egen ihn angestellt worden. [2]) Denn noch am 3. Aug.

---

1) Man bringt diesen Auftrag mit einem Fluchtplan in Ver- indung.

2) Man wirft übrigens hier häufig zwei Personen zusammen, ater und Sohn. Förmlich angestellt von der Herzogin war Hein-

1726 schrieb sie ihm: „Vous savez, Monsieur, à quel point vous m'êtes nécessaire et à tous les égards imaginables; mais venez d'une manière qui ne vous laisse rien à craindre de l'injustice et de la fureur

---

rich Sigismund von Bar, aus einem alten osnabrückischen Geschlecht, das zuerst unter dem Namen der Bare, ursus, vorkommt (seit 1204), er selbst der älteste Sohn Nikolaus Herbard's de Bar auf Barenau, Rothenburg, Blankenburg ꝛc. und Dorothea von Ledebur aus Königsbrück. Geb. am 14. Sept. 1654, wurde er durch Hauslehrer, dann auf den Gymnasien zu Osnabrück und Gotha und auf den Universitäten zu Jena und Erfurt gebildet, bereiste darauf Holland, England, Belgien, Frankreich und Italien, von wo er um 1677 nach Hause kehrte. Er wurde darauf mit der Verwaltung der osnabrückischen Aemter Börden und Reckenberg als Drost beauftragt, in welcher Function ihm 1688 sein Bruder Swer (Ahasver) Baldwin folgte, und zugleich Kammerjunker und Stallmeister des Prinzen Friedrich August. Nachdem Ernst August die Kurwürde erlangt und für Osnabrück eine statthalterliche Regierung eingesetzt hatte, kam er als Kammerrath nach Osnabrück, 1698 trat er in kurhannoversche Dienste und ward 1708 Geheimrath. Für die Herzogin von Ahlden hatte er die Aemter Ahlden, Rethen und Waldrede als Landdrost zu verwalten. Im Jahre 1720 wurde ihm von Kaiser Karl VI. die reichsgräfliche Würde ertheilt, jedoch auf den jedesmaligen Aeltesten seines Mannesstammes beschränkt und an den Besitz von Barenau gebunden. Im Begriff, eine Reise nach Italien anzutreten, starb er am 24. Oct. 1721, also fünf Jahre vor der Herzogin, zu Kassel. Schon sein Vater hatte die Güter Barenau, Rothenburg und Blankenburg zu einem Fideicommiß vereinigt. Ihm selbst waren von Anna Agnes von Chalon, genannt von Gehlen, mit der er sich 1682 vermählt hatte, und die 1731 starb, zwei Söhne und vier Töchter geboren worden. Das Majorat, aber auch 44, zum Theil nur aus Principienreiterei entsponnene Processe hinterließ er seinem ältesten Sohne Nikolaus Johann Christian (geb. 23. Juni 1684). Diesem, der ein hochfahrender Mann gewesen sein soll, war ein Leben voll vieler vergeblicher Strebungen und nicht ohne Sorgen und Leiden beschieden. Er war in hessen-kasselschen Diensten, wo er 1705 Hofjunker, 1710 Gardeoffizier, 1717 Generalpostmeister wurde, ging aber 1719 in kursächsische Dienste, sich auf Flemming verlassend, und ward Geheimer Kriegsrath, jedoch ohne Geschäfte und ohne Besoldung. Dann ertheilte ihm der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg zwar 1724 den Titel als Geheimrath und den Jagdorden, bezahlte ihm aber dafür ein geliehenes Kapital nicht wieder. Die Herzogin

le mes ennemis", und am 19. Aug. 1726: „Dites-
ous, Monsieur, tout ce que l'imagination peut se
igurer de plus gracieux et — vous ne vous direz
amais assez." Schon am 13. Nov. 1726 war ſie nach
iner kurzen entzündlichen Krankheit verſchieden.

Auf die Nachricht von ihrem Tode ordnete das Mi-
iſterium zu Hannover Landestrauer an, was jedoch
urch eine von London kommende Verfügung wieder auf-
ehoben wurde. Gleichzeitig beſtimmte der König Georg I.,
aß ihre Leiche zu Ahlden in der Stille in eine Gruft bei-
eſetzt werden ſolle. Da jedoch eine ſolche in Ahlden
eder vorhanden, noch nach Beſchaffenheit des Bodens
inzurichten war, ſo blieb die Leiche der noch im Tode
om Unſtern verfolgten Prinzeſſin ſechs Monate lang in
inem Saale des Schloſſes, in einem mit Sand bedeckten
Sarge, aufgeſtellt, bis man ſich in London entſchied,
ie in der Stille nach Celle bringen und dort des Nachts
n der herzoglichen Gruft beiſetzen zu laſſen, wo der

---

on Ahlden übertrug auf ihn das dem Vater geſchenkte Vertrauen,
onnte ihn aber nicht förmlich anſtellen, da er nicht in hannoverſchen
Dienſten war. Im Jahre 1726 vermählte er ſich mit der Gräfin
Charlotte von Sayn-Wittgenſtein (geb. 14. Oct. 1705, † 1782),
ber dieſe Ehe ward bald wieder getrennt und hatte viele Proceſſe
ur Folge. Er war landwirthſchaftlicher Speculant, legte Seidenbau,
Linnen-, Taback- und Seifenfabriken an, die faſt ſämmtlich bald wieder
ingingen, kaufte neue Güter an, zu deren Bezahlung er das Geld
orgen mußte, war viel auf Reiſen und lebte von 1742—50 ganz
n Frankfurt a. M., von wo er gänzlich erblindet nach Barenau zu-
ückkehrte, wo er, körperlich und geiſtig immer ſchwächer werdend,
m December 1765 ſtarb. Im Jahre 1740 hatte er nicht weniger
ls 47 Proceſſe im Gange. Das Majorat erbte nun ſein Bruder
Georg Ludwig (geb. 6. Jan. 1701), der auch ſeine Wirren und
Kümmerniſſe gehabt hatte, übrigens als Schriftſteller, z. B. als
Verfaſſer der nicht ohne Geiſt geſchriebenen: „Babioles litteraires
et critiques", bekannt iſt, und 6. Aug. 1767 ſtarb. Von ihm ſtam-
men die noch lebenden Glieder der Familie. Vgl. „Stammtafeln und
Nachrichten von dem Geſchlechte der Bar" (Osnabrück 1840).

einfache, mit keiner Inschrift versehene bleierne Sarg noch zu sehen ist. — Auch ihre Erbschaft verursachte mehrjährigen Streit. Den größten Theil mag ihr Sohn Georg II. behauptet haben. Für die Königin von Preußen brachten die preußischen Beamten nach und nach, unter vielen Weiterungen und zum Theil durch künstliche Manipulationen, nur 80—90000 Thlr. heraus [1]), wofür dem Prinzen Ferdinand [2]) Güter gekauft worden sein sollen. Ein nobler Zug war es bei dieser Erbstreitigkeit wenigstens, daß die beiden hohen Erben übereinkamen, die zu der Erbschaft gehörige Herrschaft und seit 1729 Grafschaft d'Olbreuse im Pays d'Hunis dem nächsten Verwandten der Herzogin von Celle, Alexander Prevost de Gayement zu schenken, der sie seinem Sohne abtrat, worauf dieser sich danach benannte.

Wie die Aeltern, so waren auch die Schwiegeraltern der Prinzessin ihr im Tode vorausgegangen. Zuerst war Ernst August, in spätern Jahren überaus beleibt geworden und eines Auges verlustig gegangen, im vierten Jahre nach der Katastrophe der Prinzessin, nach langwieriger Krankheit zu Herrenhausen verschieden (23. Jan. 1698), und der geschiedene Gemahl der „Herzogin von Ahlden", Georg I., hatte die Regierung übernommen. Seine Mutter, die Kurfürstin Sophie, die eigentliche berufene Erbin des britischen Throns, erhielt sich in rüstigem Alter, fortwärend mit der englischen Thron-

1) Vgl. I, 257—262.

2) Dem jüngsten Bruder Friedrich's II. Geb. 23. Mai 1730, ward er, mit Luise von Brandenburg-Schwedt, unter anderm der Vater des Prinzen Ludwig, dessen Heldentod bei Saalfeld er zu erleben den Schmerz hatte, und des trefflichen Prinzen August (geb. 19. Sept. 1779, † 19. Juli 1843). Keiner seiner Söhne hat Kinder hinterlassen. Die Fürstin Luise Radzivill (geb. 24. Mai 1770, † 7. Dec. 1836) war seine Tochter.

olgepolitik beschäftigt und sehnlich den Moment erhar-
end, wo die Königskrone ihr zufallen sollte, bis — zwei
Monate vor dem Eintritt dieses Ereignisses. Am 8. Juni
714 hatte sie, anscheinend in bester Gesundheit, zu Her-
enhausen mit dem Kurfürsten, ihrem Sohn, der bald
König werden sollte, sich aber nicht danach sehnte, an
offener Tafel gespeist, sich dann eine Arbeit in die Oran-
erie bringen lassen und hatte von da aus einen Gang
urch den Garten gemacht. Von einem kleinen Regen
berrascht, läuft sie rasch einer Zuflucht zu. Eine Dame
hres Gefolgs ruft warnend: sie laufe zu schnell. „Wahr-
aftig, ich glaube es selbst", erwidert sie, sinkt zu Boden
nd ist nach wenigen Minuten verschieden.

Kein volles Jahr nach der „Herzogin von Ahlden"
tarb auch ihr gewesener Gemahl, jetzt König Georg I.,
ekanntlich auf einer Reise in seinem deutschen Kurfürsten-
hum, das er seinem britischen Reiche zeitlebens vorzog und
n dem allein er sich so behaglich fühlte, als er überhaupt
onnte. Unterwegs erkrankt, trieb ihn innere Unruhe von
Ort zu Ort ohne Aufenthalt weiter, während ein wieder-
holter Schlaganfall ihn betraf und er zuletzt fast leblos in
den Armen seines treuen Fabrice [1]) lag, aber immer noch

---

1) Friedrich Ernst von Fabrice auf Weyhe, Lohse, Waltersdorf, Fahrenhoven, Brockwinkel, Enkel des darmstädtischen Kanzlers Philipp Ludwig Fabricius, der als von Fabrice geadelt wurde, Sohn des hannoverschen Geheimraths und Oberappellationsgerichts-Präsidenten Weipert Ludwig von Fabrice und der Marie Juliane Victorine von Waldeck. Geb. 5. Juni 1683, war er erst in gottorpschen Diensten, dann Kammerherr Karl's XII., den er nach Bender begleitete und hier die beste Quelle über die Vorgänge daselbst ward. Nach 1719 wurde er Kammerherr Georg's I., 1732 wurde er Landdrost zu Lüneburg und starb am 5. Juni 1750 unvermählt. Seine Brüder waren: der kurhannoversche Geheimrath Johann Ludwig und August Christian von Fabrice. — Mit ihm im Wagen des sterbenden Königs saß noch der Geheimrath und Kammerpräsident C. U. von Hardenberg.

ſtammelte: „Nach Osnabrück, Osnabrück", zu ſeinem letzten noch lebenden Bruder begehrend, der ihm doch auch nach Jahresfriſt folgen ſollte. Er erreichte Osnabrück als Leiche in der Nacht vom 21.—22. Juni 1727. Eine Volksſage behauptete: Sophie Dorothea habe ihren geweſenen Gemahl auf dem Sterbebette geladen, binnen Jahr und Tag vor Gottes Richterſtuhl zu erſcheinen, und man habe das Schreiben, das dieſe Nachricht enthielt, dem König nicht nach England zuſchicken wollen, ſondern es ihm am letzten Tage in Deutſchland überreicht, worauf er ſogleich in Krämpfe verfallen ſei. Abgeſehen davon, daß Georg eigentlich nicht derjenige war, über den ſich Sophie Dorothea am meiſten zu beſchweren hatte, und daß ſich keine Spur findet, daß er jemals über ſein Verhältniß zu ihr Reue empfunden, ſo iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß man dem Könige eine etwaige derartige Aeußerung ſeiner einſtigen Gemahlin überhaupt, und daß man ſie ihm gerade zu einer Zeit mitgetheilt haben ſollte, wo ſie ſeine Erholungsreiſe verderben mußte. Allerdings heißt es auch: es ſei ein Schreiben der Prinzeſſin geweſen, mit Verſicherungen ihrer Unſchuld, Klagen über harte Behandlung und jenen Leidenstag gefüllt; ſie habe es einem Vertrauten übergeben, der ſich nicht damit nach England gewagt, ſondern es dem König in die Kutſche gereicht habe. [1]) Wer aber könnte dieſer Vertraute geweſen ſein? — Noch knüpft ſich eine Anekdote an ſeinen Tod, die freilich keinen beſſern Bürgen hat, als Walpole. Hiernach hätte Georg ſeiner hagern Gunſtdame, der Herzogin von Kendel, geborenen Schulenburg (ſ. oben), verſprochen gehabt, ihr nach ſeinem Tode erſcheinen zu wollen. Sie hatte ihn auf der Reiſe nach Deutſchland

1) Lockhart's Memoiren, II, 352.

begleitet, ſeiner letzten Eilfahrt aber nicht folgen können, ſodaß ſie nicht bei ſeinem Tode zugegen war, den ſie mit tiefſter und aufrichtigſter Betrübniß erfuhr. Bald nach ihrer Rückkehr nach England ſoll, als ſie auf ihrem Landhauſe bei Isleworth am offenen Fenſter geſeſſen, ein großer Rabe auf ſie zugeflogen ſein, den ſie für den Geiſt ihres verſtorbenen Gemahls oder doch für von dieſem geſendet gehalten, mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit empfangen und bis an ſeinen Tod [1]) auf das liebevollſte gepflegt haben. Eine Sage, die, wenn ſie gegründet, zwar nicht für den Geiſt, wol aber für das Herz der Herzogin ſprechen würde. [2]) — Walpole verſichert auch, daß dieſe Dame nach dem Tode der „Herzogin von Ahlden", durch den Erzbiſchof von York mit ihrem königlichen Geliebten zur linken Hand getraut worden ſei. Sie war jedoch nicht die letzte Begünſtigte Georg's, deſſen Herz freilich weit genug war, mehrere zugleich zu umfaſſen, und der ſeinen alten Geliebten mindeſtens die ſtete Anhänglichkeit eines Gewohnheitsmenſchen bewahrte. In den letzten Jahren ſoll ſich Georg I. noch eine Miß Anna Brett zugelegt haben, eine Stiefſchweſter des unglücklichen Savage, die deſſen unnatürliche Mutter, die Gräfin Macclesfield, in ihrer zweiten Ehe dem Oberſten Brett geboren, und deren Erhebung zur Gräfin nur durch den Tod des Königs verhindert worden ſein ſoll. Die Herzogin von Kendel überlebte ihren königlichen Freund noch lange, verbrachte ihre ſpätern Jahre, im

1) Sollte der Rabe nicht ſie überlebt haben?

2) Carlyle, in ſeinem „Friedrich der Große" (Buch 6, Kap. 2) ſchreibt dieſe Geſchichte der dicken Geliebten Georg's, der Gräfin Darlington, zu und läßt ſie viele Jahre ihren Raben pflegen. Indeß die Darlington ſtarb ſchon 1730.

Genuſſe gewaltiger Reichthümer, hauptſächlich zu Kendel-Houſe bei Twickenham, war ungemein andächtig geworden, ſodaß ſie Sonntags den lutheriſchen Gottesdienſt ſiebenmal beſucht haben ſoll, und ſtarb im ſechsundſiebzigſten Lebensjahre, am 21. Mai 1743. Sie ſoll einen Sohn geboren haben, der aber früh geſtorben ſei. Dann wird eine angebliche Nichte [1]) von ihr, die Gräfin Petronelle Meluſine (geb. 1. April 1693, † Oct. 1778), für ihre mit dem König erzeugte Tochter gehalten, die auch ihre Erbin wurde. Wenn dieſe Annahme jedoch nur auf den Begünſtigungen beruhen ſollte, welche dieſer Dame von ſeiten Georg's I. zu Theil wurden, wie ſie denn zur Gräfin Welſingham ernannt und (5. Sept. 1733) mit dem berühmten Philipp Dormer Stanhope Earl von Cheſterfield († 24. März 1773) vermählt wurde, ſo iſt zu bemerken, daß auch ihre ältere Schweſter, Anna Sophie (geb. 1692, † 1773 zu London), die niemand für eine Tochter der Gräfin ausgegeben, und die, nachdem ſie von einem von dem Buſche, mit dem ſie ſich 1707 verehelicht, geſchieden worden, 1722, doch wol unter hannoverſchem Einfluß, zur Reichsgräfin von Döhlitz [2])

---

1) Die älteſte Halbſchweſter der Herzogin von Kendel, Tochter Guſtav Adolf's von der Schulenburg und der Petronella Ottilie Schwenck von Frieſenburg, Margarethe Gertrud (geb. 25. Nov. 1659, † 5. Aug. 1697), hatte ſich am 28. Juni 1681 mit Friedrich Achaz von der Schulenburg auf Bezendorf, Helen, Angern ꝛc. vermählt, der, am 3. Mai 1747 geboren, am 25. Mai 1701 als kurhannoverſcher Geheimrath, Vicehofrichter und Berghauptmann ſtarb und durch zwei Söhne der Stammvater mehrerer noch blühender Zweige der Schulenburg geworden iſt. Seine Söhne, Chriſtian Günther auf Helen und Adolf Friedrich, jener tapfere preußiſche General, der 1741 bei Molwitz fiel und der mit der Erbtochter der Bartensleben Wolfsburg erheirathet hatte, wurden 1728 Reichsgrafen.

2) Dies wahrſcheinlich von einem Gute, welches ihr Oheim, der kurſächſiſche Generallieutenant Graf Daniel Bodo von der Schulen-

erhoben wurde, ſolche Begünſtigungen erfahren hat. Daß die Herzogin ihre zweite Nichte 1714 mit nach England nahm, ſcheint um ſo natürlicher, als dieſe zeitig verwaiſt, ihre ältere Schweſter aber damals verheirathet war.

Die Skandalchronik erzählt, die Herzogin von Ahlden habe ein Teſtament gemacht, worin ſie ihren Sohn zum Univerſalerben ernannt habe, daſſelbe ſei aber von Georg I. vernichtet worden. Lord Mahon [1]) erklärt wol mit Recht dieſe Sage für bloßen Hofklatſch und für völlig unvereinbar mit dem Rechtsſinn und der Ehrlichkeit, welche in der That zu den vorwiegenden Eigenſchaften Georg's I. gehörten. Es kommt dazu, daß man keinen Zweck einer ſolchen Handlung erkennen kann, da Georg II. auch ohne Teſtament ein Hauptmiterbe ſeiner Mutter war und die Vernichtung des Teſtaments weit weniger Georg I., als der Königin von Preußen zu ſtatten gekommen wäre. Etwas beſſer verbürgt ſcheint es dagegen, daß Georg II. ein Teſtament ſeines Vaters, worin er der Herzogin von Kendel und ihrer Nichte oder Tochter anſehnliche Legate ausgeſetzt, unterdrückt habe. Ein Exemplar deſſelben ſei dem Erzbiſchof von Canterbury vertraut geweſen, heißt es, der es auch dem neuen König in der erſten Rathsſitzung nach Georg's I. Tode uneröffnet vorgelegt habe, worauf aber der König, ſtatt es zu öffnen und zu leſen, es ganz ruhig in die Taſche geſteckt habe und ſeines Wegs gegangen ſei. Ein anderes Exemplar ſei bei dem Herzog von Braunſchweig niedergelegt geweſen, deſſen Schweigen man durch eine rechtzeitige

---

burg, der 1732 zu Emden unvermählt ſtarb, 1720 erkauft hatte. War ſie vielleicht die Erbin dieſes kinderloſen Oheims und erbte ſie deshalb von ihrer Tante nicht?

1) Geſchichte Englands von 1713—83, Kap. 14.

Subsidie erkauft habe. Gewiß scheint, daß Lord Chesterfield, der mit einem Processe bei dem Kanzleigerichtshof drohte, vergleichsweise mit 30000 Pf. St. beschwichtigt wurde.

Das Fräulein von der Knesebeck war, bald nach der Katastrophe von der Prinzessin getrennt, noch im Juli 1694 in Haft genommen und wiederholten strengen Verhören unterworfen worden, in denen sie sich doch, wiewol selbst mit der Folter bedroht, mit großer Geistesgegenwart, Kühnheit und Festigkeit verhielt, sodaß ihre Aussagen weder sie selbst noch die Prinzessin compromittiren konnten. [1]) Sie selbst scheint zwar, aus Anhänglichkeit an die Prinzessin, den Verkehr derselben mit Königsmark durch Schweigen und sonst begünstigt, keineswegs aber denselben gebilligt, jedenfalls zu größerer Vorsicht und Zurückhaltung dabei gemahnt zu haben, und will, wie auch die Prinzessin bestätigt hat, wiederholt die Absicht gehabt haben, ihren gefährlich werdenden Posten zu verlassen, was aber die Prinzessin nicht zugegeben habe. Da man jedoch, namentlich celliſcherseits, für gut fand, sie als die Verführerin der Prinzessin darzustellen [2]), so ward sie auf das Bergschloß Scharzfeld gebracht und hier als Staatsgefangene verwahrt. Von hier entfloh sie nach drei Jahren angeblich mit Hülfe eines als Schieferdecker verkleideten Dieners, wendete sich zunächst in das wolfenbüttelsche Gebiet, erlangte kaiserliche Schutzbriefe gegen die hannoverschen Verfolgungen, erschien 1698 in Braunschweig und ward, 1706 oder später, bei dem Hofstaate der Tochter ihrer fürstlichen

1) Vgl. dieselben bei Cramer, S. 76 fg.

2) Vgl. das celleſche Rescript an den Gesandten in Wien, in der Schrift: „Die Herzogin von Ahlden", S. 135 fg.

freundin, der Kronprinzessin, nachmals Königin von Preußen, angestellt. Für die Letztere verfaßte sie zwischen 1706 und 1713 einen kurzen Bericht über die erlebte Katastrophe, von dem sich Abschriften da und dort befinden und der, in englischer Uebersetzung, in den „Memoirs of Sophia Dorothea" [1]) abgedruckt ist. Ueber das weitere Schicksal des interessanten Mädchens ist sowenig etwas bekannt, wie über seine speciellen Lebens- und Familienverhältnisse. [2])

Die Gräfin Platen erhielt sich in der Gunst des Hofs, der sie auch gegen die aus der Königsmark'schen Sache erwachsenden Angriffe in Schutz nahm. Sie ward aber in ihren letzten Lebensjahren auf beiden Augen blind, und das Gerücht behauptete, daß sie noch auf ihrem Sterbebette Königsmark's Geist zu sehen geglaubt habe, welcher Geist sich übrigens schon 1695 auf der Opernbühne unter die Teufel gemischt haben soll. Die Gräfin starb 1706, ihr Gemahl drei Jahre später. Ihre mit Ernst August erzeugte Tochter war die schon erwähnte Gräfin Darlington, die von ihrem königlichen Halbbruder

---

1) Sie erschienen zu London 1845 in zwei Bänden. Der erste Band rührt jedenfalls von einem Major Müller her, welcher Bibliothekar des Herzogs von Cambridge gewesen war, und sich hier in Besitz mancher geheimer Actenstücke gesetzt haben mochte. Die Grundlage bildete ein von der Prinzessin Sophie Dorothea selbst verfaßter „Précis de récit de mon destin et de ma prison", den jener Müller bereits 1840 in deutscher Uebersetzung zu Hamburg, unter dem Titel: „Kurze Erzählung meiner Schicksale und Gefangenschaft, von der Fürstin Dora von Aquilon" herausgegeben, und die nun durch mancherlei weitere Notizen und Actenstücke vermehrt wurden. Der zweite Band scheint eine bloße, sehr mislungene Buchhändler-Compilation. Die „Memoirs" erschienen in deutscher Uebersetzung zu Stuttgart.

2) Eine Schwester von ihr wird in einer Denkschrift bei Erater S. 115 erwähnt.

vielfach begünstigt und reich dotirt wurde, ihn aber nur kurze Zeit überlebte. Der Sohn der Gräfin, Ernst August (geb. 3. Aug. 1674, † 20. Sept. 1726), folgte seinem Vater als Geheimrath und Oberkammerherr, scheint aber nicht die Verdienste besessen zu haben, die dem Vater wenigstens in geschäftlicher Beziehung zugestanden. Er war seit 1697 mit Sophie Karoline Eva Antoinette (geb. 2. Nov. 1669, † 23. Juni 1726), einer Tochter des hannoverschen Generallieutenants Jobst Moritz von Offeln, vermählt, durch die er der Stammvater der heutigen Grafen von Platen-Hallermund geworden ist, ward aber geschieden, sei es, daß seine eigenen Debauchen dazu Anlaß gegeben, oder daß er, was jedoch bei seiner fortdauernden Hofgunst unwahrscheinlich, kein so gefälliger Ehemann gewesen, wie sein Vater. Letzteres sofern seine Gemahlin zu den Freundinnen Georg's I. gerechnet wird, dem sie jedoch nicht nach England folgte, sondern sich ihn für seine Besuche in Hannover vorbehielt. Außer dem Stammhalter Georg Ludwig (geb. 14. Febr. 1705, † 18. Juli 1772) hatte sie drei Töchter geboren, davon sich Emilie Ernestine 1724 mit Louis Philippeau Grafen von St.-Florentin, eine zweite mit Ernst August Grafen von Bülow, Friederike Luise (geb. 1713) mit Joachim Andreas Grafen von Malzahn auf Milisch (10. Oct. 1731) vermählte. Die beiden erstgenannten Schwestern sollen besondere Begünstigungen vom englisch-hannoverschen Hofe erfahren haben. — Die Schwester der alten Gräfin Platen, die frühere Frau von dem Busch, spätere Generalin von Weyhe, welche auch eine Zeit lang die Aufmerksamkeiten Georg's I. genossen, hatte eine Tochter Friederike Charlotte, die sich 1707 mit dem hannoverschen General von Wendt vermählte, dem sie 1. April 1710 eine Tochter, Amalie Sophie Mariane, gebar, welche

1727 der hannoversche Oberhauptmann Adam Gottlob von Walmoden auf Heinde und Listringen (geb. 21. Mai 1704, † 17. Mai 1752) heirathete, die aber 1735 in Hannover die Blicke Georg's II. auf sich zog und nun dessen zweite Gunstdame ward, nachdem er der ersten [1]), die er mehr nur, wie Friedrich I. von Preußen die Wartenberg, zum Staate genommen zu haben scheint, der Mrs. Howard, seit 1733 Gräfin von Suffolk, zeitig müde geworden. Seine so überaus kluge und geistvolle Gemahlin, die Königin Karoline [2]), und sein Minister Walpole sahen ganz gern, daß die Neigung des Königs, der nun einmal eines Spielzeugs zur Unterhaltung bedurfte, sich einem jedenfalls harmlosen Geschöpfe zuwendete. Die Gräfin kam aber erst nach dem Tode der Königin nach England, wo sie am 8. April 1739 zur Gräfin Yarmouth creirt wurde. Sie überlebte ihren königlichen Geliebten und starb 19. Oct. 1765 zu Hannover. Ihr jüngerer Sohn, Johann Ludwig (geb. 22. April 1736, † 10. Oct. 1811), nachmals hannoverscher Feldmarschall und Graf von Walmoden-Gimbern, ward dem Könige zugeschrieben, welche Annahme jedoch eine äußere Bestätigung nicht erhalten hat.

1) Eine wirkliche Liebe, die er für eine Miß Bellenden empfunden, war nicht erhört worden. Mrs. Howard soll seine Vertraute dabei gewesen sein. Die Walmoden liebte er, weil er, mit Grund oder Ungrund, glaubte, daß sie ihn liebe.

2) Karoline von Brandenburg-Ansbach, geb. 1. März 1683, vermählt 2. Sept. 1705, † 1. Dec. 1737.

## VI. Madame de Geoffrin und ihre Tochter.

Marie Thereſe Rodet de Geoffrin, eine kluge, wohlwollende und geiſtreiche Dame, deren Salons zur Zeit Ludwig's XV. zu den beſuchteſten in Paris gehörten und ihr europäiſchen Ruf erwarben, war die Tochter eines Kammerdieners der Dauphine, Rodet, dem ſie zu Paris am 2. Juni 1699 geboren ward. Sie ſtand erſt in ihrem funfzehnten Jahre, als ſie dem reichen Geoffrin, dem Beſitzer der großen Spiegelfabrik, vermählt ward, der ſich eben durch ſein Geld eine junge und ſchöne Frau erkaufen wollte, übrigens viel älter als ſie, häßlich und ohne jede geiſtige Bildung war. Wie weit ſeine Beſchränktheit ging, mag folgende Anekdote zeigen. Sein einziges Vergnügen beſtand im Spielen jener jetzt verſchollenen Geigenart, die man trompette marine nannte. Da er ſich jedoch eines Tags über Langeweile beklagte, ſo ſchlug man ihm vor, etwas zu leſen, und er wählte ſich einen Band des großen hiſtoriſchen Lexikons des Moreri, mit dem er ſich auf ſein Zimmer begab. Als man ihn den nächſten Tag fragte, ob er von ſeiner Lectüre befriedigt ſei, antwortete er: dieſer Schriftſteller ſei für ihn zu gelehrt; er verſtehe ihn ſo wenig, als wenn er griechiſch geſchrieben hätte. Wie man wiſſen wollte, was er denn nicht verſtände, nahm er das Buch, das in geſpalteten Columnen gedruckt iſt, und las vor, in-

dem er immer von einer Zeile der einen Spalte zu der nebenstehenden Zeile der andern Spalte überging, wo er denn freilich seine Zuhörer mit Recht fragen konnte, ob sie etwas von diesem Gallimathias verständen.

Die ungleiche, aber, da die Dame sich sehr wohl in ihre Lage zu schicken wußte, und der Gemahl sie in nichts genirte, nicht unglückliche Ehe, deren einzige Frucht eine Tochter war, über die wir am Schlusse dieses Aufsatzes handeln wollen, wurde zeitig durch den Tod des Mannes getrennt, und Frau von Geoffrin fand sich im Besitze eines bedeutenden Vermögens, das es ihr möglich machte, in voller Unabhängigkeit ganz ihren Neigungen zu leben. Diese waren der Literatur und Kunst und der geselligen Unterhaltung mit geistreichen Männern, interessanten oder sonst merkwürdigen Persönlichkeiten zugewendet, und die Salons der Geoffrin wurden der Sammelplatz, wo sich das Junge Frankreich, die Vorläufer der Revolution und alle, die sich, aus Ueberzeugung oder der Mode folgend, für deren Sache interessirten, zu treffen pflegten, was denn wieder kaum einen Fremden von Distinction den Besuch dieser Salons, wo man gewiß war, die bedeutendsten Träger der Bewegung des Tags zu finden, versäumen ließ. Frau von Geoffrin selbst war den Ideen des Fortschritts, die zu ihrer Zeit auch nicht ahnen ließen, zu welchen Katastrophen sie führen würden, eifrig ergeben, und soll namentlich die Herausgabe der „Encyclopédie" mit mehr als 100000 Frs. unterstützt haben. Hatten doch die Ideen und Tendenzen der Encyklopädisten damals um so mehr allen Schein und alle Meinung für sich, als ja ein Theil ihrer Stärke eben darin lag, daß sie dem ersten, auf die Oberfläche gerichteten Blicke zusagten, während erst eine spätere Zeit erkannt hat, wie sehr sie bald tieferer Be-

gründung, bald jener nähern Bestimmung ermangelten, von der doch ihr Werth und Wirken abhing, und wie gewiß sich das scheinbare Product der reinen Vernunft bei eingehender Prüfung und allseitiger Erwägung aller der zur Sache gehörigen, aber von den abstracten Philosophen übersehenen Momente als vernunftwidrig erweisen mußte. Traten doch jene Ideen und Tendenzen so harmlos und glückverheißend auf, während erst die Erfahrung gezeigt hat, wie in ihrem Verfolg zwar, um den Preis der furchtbarsten Opfer, Leiden und Uebel, manches Gute erzielt und mehr noch Schlimmes beseitigt worden ist, wie sich aber zu dem goldenen Zeitalter, das man von ihrem Siege prophezeite, und zu der mächtigen geistigen und sittlichen Erhebung der Menschen noch immer keine Aussicht zeigen will. Die Hauptstärke der Neuerungspartei lag in der tiefen Schlechtigkeit vieler bestehenden Zustände, in der Haltlosigkeit vieler durch die Autorität gestützten Grundsätze und Anschauungen, in der gänzlichen Unfähigkeit der bei der Erhaltung des Grundplans der bestehenden Gesellschaft interessirten Personen und Stände, denselben durch innere Reinigung und durch weisen, menschenfreundlichen Gebrauch haltbar zu machen und zugleich in seiner innern Begründung dem Verständniß der Zeit zu nähern.

Das äußere Leben der Frau von Geoffrin war im übrigen sehr ruhig und wechsellos. Sie konnte, ungestört durch äußere Ereignisse, ihr so behagliches Leben fortführen. Die einzige und für sie gewiß sehr schmeichelhafte und angenehme Abwechselung brachte eine Reise nach Warschau [1]), zu der sie sich noch in hohem Alter,

1) Sie fand hier ihr Quartier genau so eingerichtet wie ihre Wohnung in Paris.

1766, auf die dringende Einladung des Königs Stanis-
aus entschloß, der in Paris ihrem Hause so nahe ge-
landen hatte und sich ihr so verpflichtet fühlte, daß er
hr seine Thronbesteigung mit den Worten bekannt machte:
‚Maman, votre fils est roi.“ Der Festigkeit dieses Ver-
ältnisses kam es dabei zu statten, daß sie auch von
er Kaiserin Katharina II., der Gönnerin Poniatowski's,
ehr werth gehalten ward und mit ihr in lebhaftem
Briefwechsel stand. Aber auch von der Kaiserin Maria
Theresia und von Joseph II. wurde sie, bei ihrer Durch-
reise durch Wien, mit vieler Auszeichnung behandelt,
worüber wir weiterhin Näheres in einem Briefe beibrin-
gen wollen. Die Folgen der von ihr unterstützten Be-
strebungen, deren Träger sie zum Theil noch in ihrem
letzten Willen bedachte, zu erleben, ist ihr erspart worden,
indem sie im October 1777 gestorben ist.

Ueber ihre ganze Persönlichkeit theilt ein geistreicher
Ausländer [1]), der sich viel in ihren Kreisen bewegt hat,
Folgendes mit: „Die Weise der Frau von Geoffrin läßt
sich mit dem Stile Lafontaine's vergleichen. Es lag
viel Kunst darin, aber man sah diese Kunst nicht. Alles
an ihr schien sehr gewöhnlich, und doch gelang es nie-
mand, der sie nachahmen wollte, ihr gleichzukommen.
Alles an ihr war überlegt, gewandt, bequem, nützlich
und einfach; ihr bürgerlicher Ton und die Sprache des
gewöhnlichen Lebens, die sie redete, gaben ihrem jeder-
zeit klugen und verständigen Gespräch einen pikanten und
zuweilen einen erhabenen Charakter. Sie liebte die Sen-
tenzen und Maximen, wie z. B. die folgende, die sie
durch ihr Beispiel bewährte und die sie auf ihrem Silber-

1) Der Freiherr Karl Heinrich von Gleichen, der von 1763—
70 dänischer Gesandter in Paris war. Vgl. I, 347.

geschirr anbringen ließ: «Die Sparsamkeit ist die Mutter der Unabhängigkeit und der Liberalität.» Eine andere, die sie auch befolgte und gleichfalls eingraviren ließ, lautete: «Man darf auf dem Wege der Freundschaft das Gras nicht wachsen lassen.» Das liebste der Geistesspiele waren ihr Gleichnisse, deren sie ungemein treffende und sinnreiche gefunden hat. So sagte sie: «Wenn ich die Ungleichheit der Vermögen, das Uebermaß des Reichthums und des Elends, wie sie über das Menschengeschlecht verbreitet sind, bedenke, so glaube ich eine Menge kleiner Kinder zu sehen, die im Winter auf der Diele eines Zimmers liegen und nur eine einzige Decke haben, die zu kurz und zu schmal ist, um sie alle zu bedecken. Jedes bemüht sich, die Decke an sich zu ziehen und entblößt bald eine Schulter, bald ein Bein seines kleinen Nachbars; aber die, welche in der Mitte liegen, ziehen, wenn sie auch vor Hitze ersticken wollen, in jedem Sinne so stark, daß eine Menge der armen Kleinen, die am Rande der Decke liegen, nackend bleiben und vor Kälte umkommen.» Sie verglich die pariser Gesellschaft und deren Mitglieder einer Menge in eine Börse verschlossener Münzen, die durch langes Reiben aneinander ihr Gepräge abgenutzt hätten und nun eine wie die andere aussähen.

„In allem, was sie that, methodisch und überlegt, war sie es auch in der Vertheilung der Stunden des Tags. Dabei hatte sie unter anderm des Nachmittags gewisse Stunden festgesetzt, wo sie bestimmte zueinander passende Personen zu vereinigen liebte, und häufig handelte es sich dabei um Geschäftssachen, bei denen sie als Vermittlerin diente. Es war ihr ein großer Strich durch die Rechnung, wenn ein unzeitiger Besuch ihre Anordnungen störte. Ein englisches Parlamentsmitglied von

den Bänken der Opposition, der General Clerk, war, mit warmen Empfehlungen von Lord Shelburne, nach Paris gekommen, wo er, besonders von der literarischen Welt, sehr gefeiert wurde. Auch der Geoffrin war er als ein kenntnißreicher Mann, der in seiner Heimat eine ansehnliche Rolle spiele, vorgestellt worden, und sie hatte ihn zum Mittagsessen geladen. Hier nun blieb er sitzen, als schon alles sich entfernt hatte, und machte gar keine Miene, aufbrechen zu wollen. Die Dame vom Hause fragte ihn, ob er nicht ins Theater ginge, und bemerkte dabei, man gäbe ein neues Stück, weshalb man sich bei Zeiten einen Platz sichern müsse. Er antwortete jedoch, daß er nicht ins Theater wolle, da er das französische Schauspiel nicht liebe. «So ziehen Sie es vielleicht vor», meinte sie, «spazieren zu gehen? Bei dem schönen Wetter werden Sie viele Menschen in den Tuilerien finden.» Auch hierauf antwortete er ablehnend, da er das Promeniren nicht liebe. «Aber», fuhr die Unermüdliche fort, «Sie scheinen viele Bekanntschaften zu haben, und haben infolge davon viele Besuche zu machen?» — «O nein, Madame, ich mache keine Besuche.» Jetzt riß der Geduldsfaden der Dame und sie brach heraus: «Aber da müssen Sie sich doch den ganzen Nachmittag ennuyiren!» «Entschuldigen Sie», sagte der General, «wenn ich irgendwo bin, so plaudere ich nach meinem Essen und ruhe aus.» Er blieb in der That wie eingewurzelt sitzen, lud sich zum Abendessen ein, war der letzte der Gesellschaft, der fortging, und — kam nicht wieder, da Frau von Geoffrin ihn dem Portier als einen solchen bezeichnet hatte, für den sie nie zu Hause sei.

„Die Verbindung, in welche die Geoffrin mit der Kaiserin Katharina gekommen war, hatte ihren ersten

Urſprung in verſchiedenen Gefälligkeiten genommen, welche ſie der Mutter der Kaiſerin, der Fürſtin von Anhalt-Zerbſt, ferner dem Grafen Bezkoy, den die Kaiſerin ſehr werth hielt, und der ſpätern Vertrauten der Kaiſerin, der berufenen Anaſtaſie, erwieſen hatte", ſowie ihr wol auch ihr Wohlwollen für Stanislaus Poniatowski bei Katharina zu ſtatten gekommen iſt. „Die Verbindung ward innig und hatte einen lebhaften, ungezwungenen Briefwechſel zur Folge. Die Geoffrin hatte ein ganz beſonderes Privilegium erworben, in voller Freiheit alles zu ſchreiben, was ihr Eifer ihr eingeben mochte. Als das Manifeſt über den Tod Peter's III. erſchien, wagte die Geoffrin, der Kaiſerin den übeln Eindruck zu ſchildern, den dieſes Actenſtück, welches dem, was alle Welt wiſſe, ſo zuwiderlaufe, im Publikum hervorbringe. Katharina erwiderte, ohne ſich verletzt zu fühlen: «Ach, Madame, dieſes Actenſtück iſt nicht für die fremden Länder verfaßt, es iſt für ein Volk gemacht, dem man ſagen muß, was es glauben ſoll.»

„Frau von Geoffrin beſaß eine ſehr eigenthümliche phyſiognomiſche Kunſt. Sie behauptete, den Charakter der Menſchen aus ihrer Rückanſicht zu erkennen, und dies brachte einen ihr befreundeten Maler auf die Idee, ihr Porträt in folgender ſinnreicher Weiſe zu entwerfen. Man ſah auf dieſem Gemälde von hinten die Geoffrin in ihrem grauen Kleide, ihrem ſchlichten Leinen und ihrer ſchwarzen Kopfbedeckung, am Ende einer Allee und im Begriff, in das Kloſter zu treten, wohin ſie ſich jährlich einige Zeit zurückzuziehen pflegte. Obwol ſie den Zuſchauern den Rücken zukehrte, war ſie doch keinen Augenblick zu verkennen."

Doch wir wollen nun den Brief mittheilen, den ſie von Wien aus über ihre daſige Aufnahme ſchrieb. Er

ar an einen Generaleinnehmer zu Paris, Herrn Bautin ohn, alſo auch an eine Notabilität der Geldariſtokratie, richtet und lautete alſo:

„Wien, den 12. Juni 1766. Mein lieber kleiner reund. Ich denke, Sie werden von Ihren Reiſen zu- ück ſein, werden es wenigſtens ſein, wenn dieſer Brief ach Paris kommen wird. Ich bin überzeugt, daß Sie s gern ſehen werden, Nachrichten von mir darin zu nden. Ich bin Sonnabend Abend (den 7. Juni) in voll- ommener Geſundheit zu Wien angekommen. Ich hatte ährend der ganzen Reiſe jene roſenfarbene Laune, die ch während der von Houſſet hatte, obwol ich weder aus em kleinen Becher getrunken, noch das Liedchen getril- rt habe. Ich habe mich während der Reiſe nicht einen inzigen Augenblick gelangweilt; ich hatte keine Geſell- haft als meine beiden Frauen, die ich gebeten hatte, anz ungenirt miteinander zu plaudern; ſie haben öfters achen geſagt, die mich unterhielten. Ich hatte Bücher itgenommen, habe aber keins aufgemacht, als das eutſche Poſtbuch und jene hübſche Karte, die mich ſo ngerechter- und ſo lächerlicherweiſe in Zorn gejagt hatte. u Durlach, wo ich einen Freund hatte, machte ich ine Ruhepauſe. Ich bin von dem Markgrafen und er Markgräfin ſo aufgenommen worden, daß uns beim bſchied die Augen übergingen. Ich war dort ſo zu auſe, als wenn ich daheim geweſen wäre, und habe erſprechen müſſen, wiederzukommen. Der Fürſt und e Fürſtin beſitzen Geiſt und Geſchmack für die Künſte, och iſt das alles nicht erleuchtet, nicht geleitet. Der eine Hof iſt prächtig und nach franzöſiſcher Weiſe ein- erichtet. Dies mein erſter Erfolg, worüber mein kleiner reund ſich aufblaſen wird; aber alles, was ich ihm noch zählen werde, iſt noch ſchlimmer. Ich muß Ihnen

ſagen, daß meine Reiſe zu Wien zwanzigmal mehr Lärm verurſacht hat, als zu Paris. Schon vor 14 Tagen hat der Fürſt von Kaunitz die Poſt angewieſen, ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen. Ich kann Ihnen mit der größten Aufrichtigkeit meines Herzens verſichern, daß ich darauf rechnete, drei bis vier Tage in Wien in meinem Gaſthofe zu verbringen, um einige Perſonen zu ſehen, von denen ich gewiß wußte, daß es ihnen Freude machen würde, mich zu ſehen, und wieder abzureiſen, ohne etwas geſehen zu haben. Es kam aber ganz anders. Vom erſten Morgen nach meiner Ankunft an war mein Zimmer kaum geöffnet, als es auch ſchon voll Kammerdiener und Pagen war, die mir Grüße bringen, ſich nach mir erkundigen und mich zu Tiſche bitten ſollten, und um 11 Uhr kamen die Geſandten ſämmtlicher Höfe und alle die großen Herren, die ich ſeit vielen Jahren bei mir empfangen habe und deren ich mich nicht mehr erinnerte, mich unter Aeußerungen der Dankbarkeit und Ergebenheit, die mich in Verlegenheit ſetzten, zu beſuchen. Die Fürſtin Kinski, eine andere, als die zu Paris, die charmanteſte Perſon, die man ſich denken kann, kam zu mir und hat ſich meiner ſo bemächtigt, daß wir uns keinen einzigen Augenblick verlaſſen. Der Fürſt Galitzin [1]) iſt die erſte bedeutende Perſönlichkeit, die ich geſehen habe; er kam noch am Abend meiner Ankunft zu mir. Er bat mich für den nächſten Tag zum Diner, wollte mich ganz mit zu ſich nehmen, und da ich nicht alle ſeine Anerbieten annehmen wollte, ſo gab er mir

1) Es war dies Fürſt Demetrius Galitzin, der ſeit 1762 ruſſiſcher Geſandter in Wien war, noch den Tod Joſeph's II. auf dieſem Poſten erlebte und ganz in Wien einbürgerte, wie das auch ſeinem Nachfolger, dem Grafen Raſumowski, ging.

alles, was mir in meinem Gasthofe mangelte. Er hat mir alle Morgen Milchkaffee geschickt, seine Equipage steht mir zu Diensten, kurz er überschüttet und erdrückt mich mit seinen Aufmerksamkeiten. Wenn ich nicht bei ihm speise, so ladet man ihn dahin ein, wo ich speise; kurz wir sind stets beisammen. Er ist ein anbetenswürdiger Mensch. Ich bitte Sie, es dem Fürsten Galitzin, Ihrem Nachbar zu sagen, indem Sie ihm zugleich gefälligst tausend zärtliche Grüße von mir erstatten.

„Der Fürst Kaunitz, der nicht blos hier der erste Minister, sondern auch der erste Minister aller ersten Minister Europas ist, besitzt eine unumschränkte Gewalt und repräsentirt sie mit einer Würde und einer Pracht, die man sich kaum vorstellen kann. Er hat einen Garten ganz nahe bei Wien, wohin man täglich zum Diner geht; man findet dort die bestmögliche Mahlzeit, mit reizender Eleganz servirt; er hat eine verwitwete Schwester [1]), die die Honneurs bei ihm mit einer Feinheit und Aufmerksamkeit macht, welche alle Welt bezaubern. Nach dem Diner, gegen 5—6 Uhr, kehrt der Fürst zu seinen Geschäften nach der Stadt zurück. Die Gesellschaft ihrerseits nimmt jedes vor, wozu es Lust hat, und des Abends trifft man sich wieder in der Stadt in den Gemächern des Fürsten in dem kaiserlichen Palast. Diese Gemächer sind prächtig, gut erleuchtet, von dem ganzen Hofe und der Stadt erfüllt, und man ist dort ganz wie zu Hause. Man gruppirt sich, man läßt sich einen Tisch anweisen, an den man sich setzt, ohne zu spielen, und man plaudert bis 11 Uhr. Man soupirt nicht; in

1) Marie Antonie, geb. 15. Juni 1708, † 14. Jan. 1778. Sie vermählte sich am 14. April 1738 mit Johann Adam letzten Grafen von Questenberg und ward am 9. Mai 1752 Witwe.

der ganzen Stadt werden (des Abends) nur Erfrischungen herumgegeben. Ich bringe alle meine Abende daselbst zu, und ich genieße die Auszeichnung, worüber mich alle Welt sehr beglückwünscht, daß der Fürst von Kaunitz an meiner Seite sitzt und mit vieler Vertraulichkeit mit mir spricht. Dabei erfolgen unaufhörliche Vorstellungen bei mir, wobei man mir von meinem großen Rufe und meinem großen Verdienste vorredet. Ihr andern, die Ihr Euch den ganzen Tag über mich lustig macht, Ihr würdet sehr in Verlegenheit kommen, wenn Ihr sähet, wie viel man hier aus mir macht!

„Den Tag nach meiner Ankunft haben mich die Fürstin Kinski und der Fürst Galitzin auf einer öffentlichen Promenade spazieren geführt; die den Elyseischen Feldern gleichkommt. Der Kaiser war mit einer der Erzherzoginnen in einer Kutsche da; er begegnete mir, und ich sah ihn, soviel ich im Vorüberfahren konnte; er sah mich an und machte der Fürstin Kinski Zeichen; dreißig Schritte weiter hielt die Kutsche und man rief: «Der Kaiser kommt zurück.» Ich setzte mich in dem Wagen vor, um ihn besser zu sehen; seine Kutsche hielt an; er stieg aus, kam an den Wagenschlag und sagte mir: da er die Nacht abreise, um ein Lager zu besuchen, so sei er sehr beeilt, mich kennen zu lernen; der König von Polen sei sehr glücklich, eine Freundin wie mich zu haben. Ich war in Verwirrung und bin niemals so einfältig gewesen; endlich sagte ich ihm: «Wie, ist es möglich, daß Ew. kaiserliche Majestät wissen, daß ich in der Welt bin.» Er sagte mir: er kenne mich sehr wohl, und wisse alles, was ich verlassen hätte, wie ich mein Haus verlassen. Kurz er sprach, als hätte er an unsern kleinen Mittwochabenden theilgenommen. Ich wollte mich auf den Boden der Kutsche werfen, um niederzuknien,

aber er verhinderte mich mit unendlicher Anmuth. Gestern sah ich die regierende Kaiserin-Witwe und die ganze königliche (sic) Familie zu Schönbrunn. Die Kaiserin sprach mit mir mit nicht zu beschreibender Güte und Anmuth; sie hat mir die sämmtlichen Erzherzoginnen, eine nach der andern, genannt und die jungen Erzherzoge. [1]) Diese Familie ist das Schönste, das man sich denken kann. Da ist die Tochter des Kaisers [2]), Urenkelin des Königs von Frankreich; sie ist 12 Jahre alt, sie ist schön wie ein Engel. Die Kaiserin hat mir empfohlen, nach Frankreich zu schreiben, daß ich diese Kleine gesehen hätte und daß ich sie schön fände. Indem ich die Kaiserin verließ, gab sie mir die Hand zum Kuß, und da ich sie um die Erlaubniß gebeten hatte, ihr bei

---

1) Es lebten damals von den Kindern Kaiser Franz' I. und der Maria Thresia: 1) die Erzherzogin Mariane, geb. 6. Oct. 1738, † 19. Oct. 1789; 2) der Kaiser Joseph II.; 3) die Erzherzogin Marie Christine, geb. 13. Mai 1742, vermählt 8. April 1766 mit Herzog Albert von Sachsen-Teschen, † 24. Juni 1798; 4) die Erzherzogin Elisabeth, geb. 13. Aug. 1743, † 22. Sept. 1808; 5) die Erzherzogin Amalie, geb. 26. Juli 1746, vermählt 19. Juli 1769 mit Herzog Ferdinand von Parma, Witwe 9. Oct. 1802, † 18. Juni 1804; 6) der nachherige Kaiser Leopold II.; 7) die Erzherzogin Josephe, geb. 19. März 1751, † 15. Oct. 1767; 8) die Erzherzogin Karoline, geb. 13. Aug. 1752, vermählt 12. Mai 1768 mit Ferdinand König von Neapel und Sicilien, † 8. Sept. 1814; 9) der Erzherzog Ferdinand, später Herzog von Modena; 10) die Erzherzogin Marie Antonie, geb. 2. Nov. 1755, vermählt 16. Mai 1770 mit Ludwig XVI. von Frankreich, † unter der Guillotine 16. Oct. 1793; 11) der Erzherzog Maximilian, geb. 8. Dec. 1756, später Deutschmeister, Kurfürst von Köln und Bischof von Münster, † 27. Juli 1801. Ein Erzherzog und vier Erzherzoginnen waren bereits gestorben.

2) Es ist Kaiser Franz gemeint. Kaiser Joseph hatte zwar damals auch eine Tochter am Leben, die Erzherzogin Therese (geb. 20. März 1762, † 23. Jan. 1770), die aber erst vier Jahre alt war. Gleichwol war nun diese nicht Marie Antoinette, durch ihre Mutter eine Enkelin, nicht Urenkelin, Ludwig's XV. Hier hat die gute Geoffrin geblundert.

meiner Rückkehr meine ehrfurchtsvollen Huldigungen darzubringen, so sagte sie: «Ich würde eifersüchtig werden, wenn Sie auf einem andern Wege heimreisten.»

„Kurz ich glaube zu schwärmen. Ich bin hier mehr, als ich in der Straße St.-Honoré bin und in der schmeichelhaftesten Weise von der Welt, und meine Reise macht hier seit 14 Tagen ein unglaubliches Aufsehen. So haben Sie ziemlich viel, mein theurer kleiner Freund; aber ich habe geglaubt, daß ich dieses Detail Ihrer Freundschaft schuldig wäre. Zu Warschau werde ich Ihnen wieder schreiben. Leben Sie wohl bis dahin. Ich liebe Sie und umarme Sie, mein theurer Kleiner, von ganzem Herzen, und wahrhaftig, das ist völlig wahr. Ich sagte gestern Abend zu dem Fürsten Kaunitz: «Mein Fürst, die Königin von Trebisonde könnte nicht besser aufgenommen werden als ich»; er antwortete mir: «Niemand kann hier mit mehr Achtung und Rücksicht betrachtet werden als Sie; Sie werden mehr geachtet, als Sie sich jemals vorstellen können.» Es ist ganz gewiß, daß ich mir es niemals vorgestellt habe und daß ich mir es jetzt noch nicht vorstellen kann. Wahrlich, wahrlich, ich vergaß Ihnen von dem Manne zu sagen, den mir der König von Polen geschickt hat, um mich zu ihm zu führen. Es ist ein Edelmann, der den Titel Kapitän hat. Er spricht alle Sprachen, er ist sehr verständig, er hat Möbel mit, um die Gasthöfe zu möbliren, wo ich zu Nacht bleiben werde, Silbergeschirr, Küchenpersonal, Lebensmittel und überhaupt alles, was man sich nur denken kann, um meine Reise sehr bequem zu machen.

„Und doch, mein theurer kleiner Freund, trotz meiner Erfolge, meines Ruhms und aller der Ehren, die man mir erweist, fühle ich, daß ich das Vergnügen, das es mir machen wird, Sie und alle meine Freunde wieder-

zuſehen, viel höher ſchätzen werde als das alles, und daß ich Euch alle, wenn das möglich iſt, noch mehr lieben werde als zeither. Tauſend Zärtlichkeiten an meine kleine Katze, an die Frau Vicomteſſe, an Ihren Herrn Bruder und an Ihre Frau Schwägerin, und ſagen Sie Herrn von Chauvelin, daß ich auf ſeine Freundſchaft zähle, daß ſie mich rührt und ich ſehr dankbar dafür bin. Theilen Sie ihm meine Erfolge mit, damit es ihn nicht reut, mich zu lieben. Ebenſo aufrichtige als geneigte Grüße an Herrn Abbé Chauvelin, deſſen ich mich nur zu beloben habe. Kurz, mein lieber kleiner Freund, erhalten Sie mich in dem Andenken aller der Perſonen, die mich mit ihrer Güte und ihrer Freundſchaft beehren. Noch hatte ich vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß die Kaiſerin mir den ſchönſten Teint von der Welt zuſprach. Sie ſehen, daß dies allgemein anerkannt wird. Schließlich, ich reiſe morgen von Wien ab."

Die Tochter der Frau von Geoffrin glich ihr weder an Geſtalt, noch an Temperament, noch an Charakter; auch liebte ſie dieſelbe kaum, und ſagte, es ſei ein Kukuksei, das ſie ausgebrütet habe. Dieſe Tochter war Frau de la Ferté Imbeault; ſie war ſehr ſchön geweſen und ihre Mutter hatte ſie gezwungen, einen alten, eiferſüchtigen und armen Mann zu heirathen, um ihr einen großen Namen zu verſchaffen, was denn die Quelle ihrer Zerwürfniſſe geweſen war (und was freilich mit der gerühmten Liebenswürdigkeit der Geoffrin nicht ſtimmen würde, wenn man nicht auf die franzöſiſche Nationalſitte Rückſicht nehmen müßte, welche die Ehe eben als eine bloße Sache der Convenienz behandelt). Rechtzeitig von der Tyrannei ihres Gatten befreit, war ihre erſte Sorge, ſich von der ihrer Mutter zu befreien, die ſich in Geduld faſſen mußte, da ſie ſah, daß ihre Tochter von ihr genug

von der Festigkeit, dem Geist und dem Ungestüm des Charakters geerbt hatte, um ihr Widerstand zu leisten und unumschränkt ihrem Willen zu folgen. Frau de la Ferté Imbeault war gut, offen, heiter, lebhaft, geradezu und, weil sie sehr taub war, lärmend. Sie hatte sich eine sehr eigenthümliche Existenz bereitet, indem sie die Närrin spielte. Diese Rolle, die sie ihren Domino nannte, spielte sie in solcher Vollkommenheit, daß Einfältige dadurch getäuscht wurden und daß die Männer von Geist, mit denen sie umging, ihr Ergötzen hatten. Von Zeit zu Zeit lüftete sie diese hübsche, der Eigenliebe aller Welt so zusagende Maske, um mit Geschick die interessantesten Seiten ihres natürlichen Wesens zu zeigen, und indem sie die Wahrheit mit den Excentricitäten, das Wissen mit der Unwissenheit und die Weisheit mit der Unvernunft mischte, wußte sie ihre Narrheit lieben und achten zu machen.

Ihre Erfolge in dieser Manier, verbunden mit ihrem Geschmack für die Lieder und die Vergnügungen der guten alten Zeit, gaben ihrer Phantasie einen Plan ein, dessen Ausführung sie in Paris und in den fremden Ländern fast berühmt machte. Indem sie sich der fröhlichen Ergötzlichkeiten des Narrenfestes und der tollen Mutter zu Dijon und der pikanten Erzeugnisse des Regiments der Kapuze erinnerte, gab sie ihren Ideen eine weniger satirische, anständigere und, weil es ganz reine Narrheit war, noch heiterere Form, und gründete den Orden der Lanturlus. Seine Hauptgesetze waren: keinen gemeinen Menschenverstand zu haben, Lieder zu dichten und geistreiche Albernheiten zu sagen. Er war in zwei Klassen getheilt, die der Lampons, so geheißen, weil der Refrain ihrer Lieder lautete: „Kameraden, Lampons", und die der Lanturlus, deren Lieder mit „Lanturlu, Lan-

turlu" schlossen. Frau de la Ferté Imbeault hatte sich zur Königin dieses Ordens erklärt und vertheilte die Würden der Krone an ihre Günstlinge. Nicht blos die ganze Gesellschaft gehörte zu den Lanturlus, sondern auch viele große Herren wurden zu dieser Ehre zugelassen, unter anderm Paul I., damals Großfürst von Rußland, Prinz Heinrich von Preußen, die Herzoge von Gotha und von Weimar und selbst die beiden Brüder Ludwig's XVI. haben aufgenommen zu werden begehrt; indeß war die Etikette von Versailles zu ernst, um sich diesen Thorheiten zu bequemen, welche die gekniffene Ernsthaftigkeit des Prinzen Heinrich nicht verschmäht hatte, der jedoch eine sehr drollige Grimasse machte, als man ihn nöthigte niederzuknien, um die Hand der Ordenskönigin zu küssen.

Trotz aller dieser Thorheiten legte Frau de la Ferté Imbeault mehr Werth auf solide Vernunft als auf bloßen Esprit; sie verbrachte ihre Morgen mit der Lectüre alter Schriftsteller, namentlich Plutarch's und Montaigne's. Sie war die vertraute Freundin des Präsidenten de Montesquieu; mit den Literaten aber war sie etwas brouillirt, weil diese sie, wegen ihrer Verbindungen mit Frau von Marsan, der Patriarchin der Frommen, für devoter hielten, als sie war. Frau de la Ferté Imbeault war es auch, welche Herrn von Condorcet in die Welt einführte und sein Glück angebahnt hat. Der ihr empfohlene arme Marquis war in sehr desolatem Zustande und ohne weitern Besitz, als sein großes mathematisches Wissen und seine Schrift über die Integral- und Differentialrechnungen zu ihr gekommen. Frau de la Ferté Imbeault schloß ihn sehr in ihr Herz; sie nannte ihn nur ihren Integralen. Sie brachte ihn an den Hof und verschaffte ihm eine Pension; da er bald

eine vorragende Stelle unter den Philoſophen einnahm, ſo kehrte er ſeiner Beſchützerin den Rücken; doch hat ſeine Undankbarkeit ihr nicht ſo viel Schaden gethan, wie dem Herzog de la Rochefoucauld, den er umbringen ließ.

Die Geſellſchaft, welche Frau de la Ferté Imbeault am meiſten cultivirte und ergötzte, war die des Marquis de Pont-Chartrain, wo ſie mit dem Herzog von Nivernois und Herrn von Maurepas auf vertrautem Fuße lebte. Die Freundſchaft der Frau von Marſan verſchaffte ihr die der Kinder Frankreichs [1]); ſie ſtand gut an dem Hofe der Prinzeſſinnen, war mit den bedeutendſten Perſönlichkeiten des Parlaments in engſter Verbindung, und das alles, verbunden mit einem guten Hauſe, verſchaffte ihr eine Bedeutung, welche das Lächerliche überwog, das ſie um ſich zu verbreiten liebte. Von allen den Literaten, die das Haus ihrer Mutter beſuchten, ſah ſie nur die Herren Grimm und von Burigny. Der Letztere, beachtenswerther durch ſeine Tugenden und die große Einfachheit ſeines Charakters, als durch ſeine Schriften, war in ſeinem Alter von Frau von Geoffrin gepflegt worden; geehrt und erheitert aber wurde daſſelbe in dem Hauſe der Frau de la Ferté Imbeault in ſo rührender Weiſe, daß niemals ein von ſeiner Familie umgebener Vater glücklicher erſchienen iſt. Die Gutmüthigkeit und roſenfarbene Phantaſie der Frau de la Ferté Imbeault ließen ſie den Beginn der Revolution im ſchönſten Lichte erblicken; allein früher als andere ſah ihre Vernunft die Uebel voraus. Sie hatte indeß das Glück, einige Monate vor den abſcheulichen Scenen der Schreckensherrſchaft zu ſterben.

1) Die Töchter Ludwig's XV.

## II. Noch einmal über General Thielmann.

Zu dem Aufſatze über General Thielmann (X, 327 fg.) ıb mir von hochachtbarer Seite verſchiedene Nachträge ıb Berichtigungen zugekommen, die mich veranlaſſen, ın Gegenſtand noch einmal zu berühren. Zwar könnte ı mich hiervon abhalten, daß ein im übrigen ſehr ohlwollender und freundlicher Beurtheiler die Aufnahme nes Aufſatzes, der auf Dinge gekommen, die man end- ch begraben liegen laſſen ſolle, zu misbilligen ſchien ıb in meiner Behandlung der Sache eine Gereiztheit merken wollte, die jetzt außer der Zeit ſei und die er als ne Ausſchweifung des Provinzialpatriotismus betrachten ochte. Ich kann jedoch, hinſichtlich des Zurückkehrens ıf jene Dinge, einfach auf den Schluß der Anmerkung ıf X, 403 hinweiſen, wo ich daſſelbe, wie ich meine, nlänglich motivirt habe. Die Gewißheit anlangend, bin ich mir bewußt, nach Unparteilichkeit geſtrebt und hielmann milder beurtheilt zu haben, als die meiſten, e über ihn geſchrieben, die unbedingten Panegyriker aus- enommen. (Vgl. z. B. X, 384 fg.) Auch ich bin keines- egs ein Preußenfeind, am wenigſten jetzt, wo Preußen ı innerer und äußerer Politik einen ſo achtungswerthen ſtandpunkt einnimmt. Den Provinzialpatriotismus aber nlangend, ſo kann ich nicht vergeſſen, daß mein Vater-

land Sachsen seine eigene und nicht unrühmliche Geschichte hat, daß es sich in hoher Selbständigkeit seit einem Jahrtausend auf seinem eigenen Boden und wesentlich durch seine eigene Kraft entwickelt, daß es wol aus dem allgemeinen deutschen Volksthum, nicht aber aus den Institutionen des Reichs Wesentliches geschöpft hat, und daß mich jede positive Verpflichtung zunächst auf Sachsen verweist, unter dessen Schutze ich geboren bin und mein Leben bis hierher verbracht habe, und dem alle die staatlichen Institutionen angehören, deren Wohlthaten ich und die Meinigen genossen. Ich erkenne dabei gern an, daß Sachsens Wohl in unserer Zeit von dem des gesammten Deutschland bedingt ist, vermag aber nur hierauf weitere Verpflichtungen gegen das gesammte Deutschland zu begründen, und erkenne die Verpflichtungen gegen Sachsen, das noch lange keine „Provinz" ist, jedenfalls für die nächsten, sichersten und in politischer Beziehung für mich höchsten. Möglich, daß dieser Standpunkt veraltet ist, aber ich bin noch in einer Zeit jung geworden, wo er allgemein war, und man mag mir ihn deshalb zugute halten.

Die erwähnten Nachträge anlangend, so will ich zunächst diejenigen anführen, die sich direct auf bestimmte Stellen meines Aufsatzes beziehen. Hier kommt zuerst ein Beitrag zu den genealogischen Notizen. Während ich nur von einer Schwester Thielmann's gewußt hatte (S. 333), erfahre ich, daß er drei gehabt, von denen die zweite an einen Herrn von Senfft verheirathet war. Ihr Sohn war erst sächsischer Hauptmann, ist aber 1819 in preußische Dienste getreten und als Major gestorben. Die dritte Schwester Thielmann's ist an den Rentamtmann André in Tharand verheirathet gewesen. — Unbegründet ist es, daß, wie S. 335 gesagt ist, Thielmann

1802 von den Husaren zu einem andern Regimente versetzt worden sei. — Der zittauer Kaufmann, welcher Thielmann verwarnte (S. 340), hieß Meusel.

Zu S. 363—364: Der mit den Kähnen nach Prettin abgesendete Offizier des leichten Infanterieregiments von Lecoq war der damalige Premierlieutenant von Buttler, welcher 1856 als Generalmajor und Kriegsminister a. D. verstorben ist. Er ging am Abend des 31. März, mit einem Commando von 12 Schützen, 1 Corporal und 10 Pontonnieren, von Torgau ab. Buttler ward deshalb unvermuthet zu Thielmann gerufen, wobei ihn Oberstlieutenant Aster warnte, nicht zu viel mitzunehmen, da er leicht gefangen genommen werden könne. Die Kosacken, die ihn beim Landen in Empfang nahmen, wurden von einem preußischen Unteroffizier Rößler geführt. General Kleist behandelte Buttler mit vieler Güte und Auszeichnung und entließ ihn am 4. April. Als er am 5. April in Torgau ankam, sollte er zum Schein 14 Tage Arrest bekommen, was jedoch Thielmann erließ und ihn zu Tische lud.

Der S. 365 erwähnte Offizier, der auf Kundschaft nach Mainz gesendet worden, war der damalige Premierlieutenant von Flemming, vom Regiment Low. — Zu S. 372—373 (Anm. 3): Wenn Thielmann in seiner Vertheidigungsschrift sagt, daß der Widerstand der Generale gegen seine Absichten durch die Ankunft Napoleon's in Dresden veranlaßt worden sei, so meint er damit nicht den Zeitpunkt des 27. April, sondern den des 10. Mai. — S. 381: Bei der Versammlung der Stabsoffiziere am Abend des 10. Mai haben alle geschwiegen, und nur der Oberstlieutenant von Brause [1])

1) Friedrich August Wilhelm von Brause, geb. zu Zeitz am

hat geäußert: „Wenn etwas gethan werden soll, muß man schnell handeln."

Zu S. 382: Mit dem räthselhaften Generalmarsch hat es seine Richtigkeit, doch fand er nicht am 10., sondern schon am 8. Mai statt. In General von Buttler's Tagebuch heißt es darüber: „Niemand wollte wissen, auf wessen Befehl er stattgefunden; man behauptete, er sei aus dem Lager zwischen Fort Zinna und der Festung erfolgt. Alles rannte nach seinem Posten; die Brücken wurden aufgezogen und man blieb auf den Festungswerken und Alarmplätzen. Jeder fand etwas Verdächtiges; man glaubte an eine Uebergabe der Festung."

S. 394, Z. 1 v. u. lies: 3 statt 7. — S. 399—400, Anm.: Der nach Koblenz gesendete preußische Offizier, der der Censur des „Rheinischen Mercur" beigegeben wurde, war der Rittmeister Graf von Schweinitz. — S. 407, Z. 11 v. o.: Der fragliche Adjutant war der damalige

---

10. Sept. 1769, Sohn eines damaligen Hauptmanns, nachherigen Generals von Brause, aus einer dem Dienstadel angehörigen Familie, trat schon 1781 als Junker in Dienst, ward 1786 Fähnrich, 1789 Secondlieutenant, kämpfte 1793—94 am Rhein, wurde 1795 Premierlieutenant, 1701 Regimentsadjutant, war 1806 bei Saalfeld und Jena, ward 1807 aggregirter Kapitän, 1808 Stabskapitän, erhielt 1809 eine Compagnie, kam in demselben Jahre als Major zu Dyherrn's Generalstabe, erhielt damals den Heinrichsorden und den Orden der westfälischen Krone, ward 1812, nachdem er kurze Zeit Chef des Generalstabes des Generals von Zeschau gewesen, Oberstlieutenant bei dem 1. Regiment leichter Infanterie, erwarb sich in Polen die Ehrenlegion, kam dann nach Torgau, ward 1813 Oberst und Brigadier, kämpfte bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig, ward 1813 Generalmajor, focht mit bei Courtray, trat 1815 in preußischen Dienst, kämpfte bei Ligny, Wavre, Namur, erhielt das Eiserne Kreuz und den Wladimirorden, ward Divisionscommandant und 1822 Generallieutenant, erhielt 1827 das große Band des Rothen Adlerordens und 1834 den St.-Anneorden I. Klasse, wurde 1835, mit dem Charakter als General der Infanterie, in Ruhestand versetzt, und starb zu Frankfurt a. d. O. am 23. Dec. 1836.

premierlieutenant, nachmalige Generallieutenant Graf von Holtzendorf.

Folgende Nachträge sind aus der nachgelassenen Correspondenz des Generals von Thielmann geschöpft, wie sie von Heymann, der, früher sächsischer Offizier, als preußischer Major gestorben ist, zusammengestellt hat.

General von Gersdorf, der in dieser Correspondenz als Gegner des französischen Bündnisses erscheint, während er öfters für einen Anhänger desselben gehalten worden, macht schon am 1. März 1813, von Plauen aus, auf ein Zurückziehen Oesterreichs von Frankreich aufmerksam, schreibt aber am 3. März: „Sonderbar, zweimal misglückten seit sieben Jahren die Unternehmungen Rußlands und Preußens, weil man über den Plan nicht einig war und — zu spät kam.“ Die erste Entfernung des Königs von Dresden scheint durch Napoleon veranlaßt gewesen zu sein, unterwegs aber eine andere Richtung bekommen zu haben. Gersdorf schrieb am 7. März: man biete alles auf, den König abzuhalten, weiter zu gehen[1]); die Königin sei für diese Ansicht gewonnen; dem König schwebe aber stets die Verpflichtung vor, die er Napoleon für seine Person schulde, und mache ihn nachdenkend und besorgt. Am 14. März schrieb er: „Der gute König überzeugt sich neuerlich von manchem, worüber er früher eine ganz andere Ansicht gehabt hatte.“ Der König fühlte sich namentlich durch das Abbrennen der meißener Brücke sehr verletzt, und in dieser Stimmung fand Lauriston, ein Ordonnanzoffizier des Kaisers, der mit detaillirten Uebersichten über die französischen Rüstungen und mit der Aufforderung, nach Mainz oder Strasburg zu gehen, zu dem König nach

1) Nämlich nach dem Rhein.

Plauen kam, keinen günstigen Boden für seinen Auftrag. Auch von der Frau von Senfft [1]) schrieb Gersdorf: sie spreche zwar nur französisch, habe aber dem französischen Gesandten wegen Verbrennung der meißener Brücke sehr mitgespielt. Der Unmuth des Königs wurde noch gesteigert, als die Sprengung der dresdener Brücke erfolgte, und er schickte den Rittmeister Grafen Schulenburg nach Paris, um sich über Davoust zu beschweren und die eigenen Maßregeln zu rechtfertigen. Auch aus einem Briefe Langenau's [2]) vom 15. März geht hervor, daß bei dem König Zorn gegen Davoust und Besorgniß vor Napoleon wechseln mochten.

Ein Hauptmann von Rau in Torgau stand in Verdacht, mit den französischen Oberbehörden insgeheim zu correspondiren und ward daher, auf Thielmann's Wunsch, von Torgau versetzt. Im Jahre 1815 trat derselbe Mann in — preußischen Dienst, wo er bei dem topographischen Bureau angestellt wurde und als Major gestorben ist. — General Sahr wurde dagegen nach Torgau geschickt, um, wie Langenau an Thielmann selbst schrieb (18. März), im Nothfall dessen Stelle zu vertreten, wobei er jedoch von Aster geleitet werden müsse.

Merkwürdig, was Langenau am 16. März an Thielmann schrieb: „Es wird immer wahrscheinlicher, daß der Herzog von Weimar gegen uns noch mehr als vielleicht gegen Frankreich cabalirt. Sie haben Connexionen in Weimar und ist es noch Zeit, so sparen Sie nichts, um

---

1) Bekanntlich eine geborene Gräfin Werthern und Tochter der Lieblingsschwester des Ministers Stein.

2) Ueber diesen schrieb Gersdorf am 13. März: alles überzeuge ihn, daß Thielmann und Langenau einerlei Ansichten der Dinge hätten. Am 7. März war Langenau in Torgau gewesen, und Thielmann hatte also Gelgenheit gehabt, sich mit ihm zu verständigen.

Aufklärung von daher zu erhalten." Vielleicht brachte man die Schmähartikel Kotzebue's gegen den König, wegen derer Kotzebue übrigens später von Wittgenstein scharf verwarnt wurde, mit jenem Verdachte in Verbindung.

Am 23. März schrieb Gersdorf: „Von der Unruhe unsers guten Königs machen Sie sich keinen Begriff.... Und dabei diese Taubenunschuld. Immer das Bessere nur glauben, niemand etwas Schlimmes zutrauen, alle Welt für so redlich halten, als er selbst ist. Wahrlich diese paradiesische Ansicht der Welt, ihrer Bewohner und Moral macht uns das Leben nicht selten sehr sauer." Am 28. März erklärte Senfft dagegen: Thielmann solle jeden ehrenhaften Antrag (der Verbündeten) so aufnehmen, daß man Vertrauen zu Sachsen fasse und die Ueberzeugung gewinne, daß sie Deutsche seien, die das fremde Joch haßten, aber etwas Zeit, die Formen des Anstandes für sich, zu ihrer Sicherheit Garantien, auch für Warschau ehrenhafte Bedingungen brauchten. Mit vielem Unwillen sprach sich Senfft dabei über eine Wittgenstein'sche Proclamation an die Sachsen aus, d. d. Berlin, 23. März, die in der That verletzend erscheinen konnte, wenn sie nicht so abgeschmackt und phantastisch gewesen wäre, und die irgendein im Gefolge der Alliirten ziehender Literat verfaßt haben mochte.

Am 30. März sendete Scharnhorst durch Hauptmann von Röder einen Brief an Thielmann, worin es hieß: „Aus einer in einer Freimaurerloge gehaltenen Rede weiß ich, daß Ew. Excellenz als ein echter Deutscher denken, und daß ich mich daher zutrauensvoll an Sie wenden und die Angelegenheiten unsers Vaterlandes Ihnen vortragen darf. Wir wollen mit allen Deutschen, die ihres Vaterlandes werth sind, gemeinschaftliche Sache

machen, um das Joch, welches uns so hart drückte, abzuwerfen; wir wollen, daß jeder Fürst, jedes Land die ihnen zukommenden Rechte genieße, welche durch Unterdrückung entrissen sind. Dies ist die Absicht des russischen Kaisers und des Königs von Preußen. Ew. Excellenz sind von diesem Geiste beseelt, und ich hoffe daher keine Fehlbitte zu thun, wenn ich im Namen unsers Vaterlandes Sie ersuche, diesen großen Entwürfen gemäß zu handeln, soweit es ihre Verhältnisse gestatten." Thielmann war durch die Beziehung auf die Freimaurerloge behindert, dieses Schreiben dem König vorzulegen, wie er mit einem gleichzeitigen des Generals Kleist that, welches ähnlichen Inhalts war und durch Major von Natzmer überbracht ward. Mündlich forderte Natzmer ihn im Namen des Generals auf, mit den sächsischen Truppen zu den Alliirten zu treten, wofür er das Commando der Sachsen und eines denselben beizugebenden Corps der Alliirten erhalten sollte, und deutete dabei auf York hin. Thielmann erklärte aber, daß er sich ganz neutral verhalten und auf den Ausbau der Festung und die Einübung der jungen Garnison beschränken müsse. Seine Lage gebiete das ebenso, wie Pflicht und Ehre. Er sagte dabei: „Tugend und Verbrechen liegen oft so nahe beieinander, daß das Beispiel des Generals York diesem in seinem Verhältnisse zur Tugend und Vaterlandsliebe ausgelegt werden kann, wogegen eine ähnliche Handlungsweise in meiner jetzigen Lage nur als ein gemeines Verbrechen erscheinen müßte." Nach Thielmann's Versicherung hatte Natzmer sich in jeder Hinsicht mit ihm einverstanden erklärt. Scharnhorst's Adjutant, der Hauptmann von Röder, hatte Blücher's Aufruf an die Sachsen mitgebracht, dabei aber heiligst versichert, daß derselbe von Scharnhorst und Winzingerode höchlichst gemisbilligt

werde und daher sogleich unterdrückt worden sei. (Und doch war er so schlimm noch nicht, und Sachsen hätte sehr froh sein können, wenn der Standpunkt desselben festgehalten worden wäre.) Ohne eine dreitägige Abwesenheit Scharnhorst's von Blücher's Hauptquartier würde er nicht erlassen worden sein. Was die Besitznahme des Kottbusser Kreises betreffe, so beruhe sie auf dem Grundsatze Suum cuique und stehe mit dem System einer zukünftigen Revindicirung des Eigenthums in unzertrennlichem Zusammenhange, sodaß man also hoffe, es werde sächsischerseits diese Maßregel nicht misverstanden werden. [1]) Thielmann sagte: die Proclamation müsse von jedem Rechtlichen gemisbilligt werden und erinnere ganz an die Sprache, welche Schulenburg-Kehnert 1805 in Sachsen geführt. (Ueberhaupt trug die Erinnerung an das damalige Gebaren der Preußen in Sachsen viel dazu bei, gegen den unmittelbaren Anschluß an Preußen bedenklich zu machen.) An Senfft berichtete Thielmann das alles und setzte hinzu: „Nach dem, was ich habe durchschauen können, so arbeitet Preußen dahin, mit Oesterreich das Protectorat in Deutschland zu theilen. Uebrigens hätten beide Parlamentärs einstimmig versichert, daß man seit 11 Tagen (vom 1. April ab) mit Oesterreich ganz im Reinen sei und deshalb alle Truppen aus Schlesien wegziehe.

Von Anfang April an wurde Thielmann mit Zu-

1) Sachsen, dessen König den Grundsatz Suum cuique so heilig hielt, wie wenige Regenten in jener Zeit, würden gar keine Schwierigkeit gemacht haben, den Kottbusser Kreis gegen das ihm dafür Entzogene wieder abzutreten, konnte aber wol mit Fug verlangen, daß man ihn darum anging und ihm nicht das Besitzthum, das er nicht genommen gehabt, sondern das ihm vertragsmäßig zugetheilt worden war, eigenmächtig wieder wegnahm.

ſchriften ſächſiſcher „Patrioten" von mehr oder minder exaltirter Stimmung beſtürmt. Doch ſelbſt dieſe verlangten damals noch nicht mehr, als daß Thielmann nicht gegen die Alliirten handeln ſolle. Am 4. April ſchrieb Thielmann noch: „Die Immediatcommiſſion wird mit Unrecht verkannt; es ſind lauter ehrliche Leute." — Der an den König geſendete Oberſtlieutenant von Brauſe ſchrieb, als er durch Stein in Dresden zurückgehalten worden war, an Thielmann: er habe einen Brief von Senfft geleſen, deſſen Anſichten nicht ganz die Thielmann'ſchen ſeien; er rechne nur auf Einen Mann, der zum Glück der Kräftigſte ſei. (Er meinte jedenfalls Langenau.)

Am 14. April ſchrieb Thielmann an Senfft: „Im großen Ganzen theile ich die Anſichten Ew. Excellenz. Freund und Feind muß mir dieſes bezeugen und noch geſtern ſchrieb ich an den trefflich denkenden und von allen Verhältniſſen ganz unterrichteten General von Kleiſt, daß ich von dem Betragen des Miniſters von Stein indignirt ſei, und ſo ſehr ich wünſchte, von dem ſchmählichen Joche Frankreichs mich befreit zu ſehen und thätigſt mitzuwirken, ſowenig ſei ich gemeint, mich und mein Vaterland von meinen eigenen Landsleuten in den Staub treten zu laſſen." Dann ſetzte er aber hinzu: „Das zukünftige Syſtem Deutſchlands, welches freilich nur Einheit ſein darf, kann unmöglich jetzt vollendet, ſondern muß durch Hingebung an Oeſterreich nur vorbereitet werden. Was ſollte aus den militäriſchen Operationen werden, wenn wir mit der Diplomatik anfangen wollten! Jetzt müſſen wir wie Cato anfangen. Zaudern kann uns nur nachtheilig, nie nützlich ſein; jetzt noch iſt uns der Uebertritt Verdienſt; in wenig Wochen iſt er es nicht mehr. Frankreich gegenüber haben wir ſchon genug verbrochen." Noch

hnt er, daß die Schönburg, Miltitz von Sieben-
ı, Carlowitz von Rauenstein, Welck von Rabenstein,
ienbach von Frauenhain sich zur Stellung von
pagnien erboten hätten. Bischofswerda stelle sechs
erüstete Männer zur deutschen Legion, dies jedoch
aß, wenn der König sich erklärte, sie in das säch-
Heer übertreten sollten. Kutusow könne ihn ohne
irung nicht im Rücken lassen. [1]) Wie werde er daher
ingt werden! Solle er das Instrument sein, das
dem Fluche Deutschlands den Vorwurf trage, die
irischen Operationen gehindert (?) zu haben?
lus Senfft's Antwort leuchtet allerdings entschie-
ı Mistrauen gegen Preußen hervor. Aber auch
enau schrieb: „Die Anträge, welche Ihnen preu-
rseits gemacht wurden, enthalten durchaus noch nichts
mmtes und berechtigen auf keine Weise zu soliden
nungen. Solange man nicht bestimmter und offener
ısgeht, solange man in Worten und Werken nicht
Einheit und Kraft des Willens zeigt, solange,
ie ich, müssen wir mit der größten Vorsicht zu
e gehen und unser Heil nur allein von Oesterreich
rten. Die Schritte, welche wir bisher thaten, die
irischen Kräfte, welche wir besitzen, der moralische
ıß, den die Handlungsweise des Königs auf 2½ Mil-
Menschen und auf die übrigen Fürsten des Rhein-
s haben muß, das alles gibt uns gerechte An-
e auf Achtung nach allen Seiten, und macht es
ur Pflicht, das, was wir thun wollen, mit Würde,
nd und Vorsicht zu thun und uns nicht wie das

---

That es nachher doch und konnte es sehr gut, da es gar kein
en hatte, eine neutrale, ja freundlich gesinnte Festung hinter
lassen.

Gouvernement eines eroberten Landes behandeln zu lassen. Die Fesseln zu zerbrechen, ist mein Wunsch, nicht aber sie zu vertauschen." Ueber Baiern schrieb er: „Ihre (der Baiern) Politik ist unentschlossener und schwankender als die unserige jemals. Die Besitznahme von Kottbus hat auf sie einen tiefen Eindruck gemacht und für die deutsche Sache nachtheiliger gewirkt, als man glaubt.[1]) Es scheinen mir übrigens in diesem Lande noch mehr (sic) dumme Teufel und schlechte Kerls zu sein, als bei uns."

Mit diesen Zuschriften Senfft's und Langenau's contrastirte nun freilich der höchst exaltirte Brief gewaltig, welchen von Miltitz[2]) am 7. April aus Winzingerode's Hauptquartier zu Wurzen an Thielmann schrieb und der voller Drohungen war, zugleich aber einige so bestimmte Erklärungen enthielt, daß man kaum glauben kann, er sei ohne alle Autorisation gewesen. Schließlich hieß es: wenn Thielmann sich erkläre, so solle der König Krone und Länder, wie er sie vor dem Posener Frieden besessen, behalten. Mit welcher Logik man das Schicksal des Fürsten und des Landes von dem eigenmächtigen

1) Natürlich, denn Baiern mochte besorgen, es könne ihm ebenso gehen, und man könne ihm z. B. Ansbach und Baireuth ebenso ohne weiteres wieder wegnehmen, wie Sachsen Kottbus. Auch aus einem Briefe, der in der Schrift: „Mittheilungen aus den Papieren eines Staatsmannes" (Kamenz 1859), enthalten ist, ergibt sich, daß die Stimmung am bairischen Hofe nach und nach wieder französischer ward, und die Begleiter des Königs von Sachsen besorgen machte, man würde ihn zuletzt gar nicht aus Baiern fortlassen.

2) Dietrich von Miltitz auf Siebeneichen, der später an die Spitze der sächsischen sogenannten Freiwilligen trat, dann preußischer Generallieutenant wurde, aber nicht lange activ blieb, zuletzt wieder in Sachsen lebte, wo er Mitglied der ersten Kammer war. Ein wohlwollender Mann mit mehr Phantasie, als praktischem Sinn.

Verfahren eines Unterthanen abhängig machen wollte, leibt freilich ein Räthsel.

Einzelne preußische Befehlshaber, namentlich der treffliche Kleist, urtheilten dagegen viel billiger und gemäßigter. Auf Thielmann's Beschwerden über Stein's Verfahren, der auch den von Regensburg zurückkehrenden Kinckwitz in Dresden angehalten hatte, schrieb Kleist: Es ist ein großes Unglück, daß größtentheils die Menschen von reichhaltiger Phantasie der Vernunft so wenig Gehör geben und ihnen dasjenige, was der Franzose mit dem Ausdrucke le gros bon sens bezeichnet, fehlt. Diese Menschen handeln immer, bevor sie prüfen, und da kommt es denn, daß sie große Misgriffe begehen, die leider in politischer Hinsicht sehr nachtheilig werden und der guten Sache schaden müssen. Ew. Excellenz loyales Benehmen erfordert eine ganz andere Behandlungsweise, als die des Ministers von Stein, und es kann wol keinen Mann von richtigem Ehrgefühl wundern, daß Dieselben ein solches Benehmen kränken muß. Entschuldigen läßt sich das Benehmen des Ministers von Stein gar nicht; wenn indessen Ew. Excellenz das Vorhergesagte beherzigen, so bin ich überzeugt, Sie werden der guten Sache wegen dieses partielle Verfahren nicht so berücksichtigen, daß es dem allgemeinen Besten schaden könnte, sondern es als den Ausbruch einer erhitzten Phantasie betrachten und es demgemäß würdigen." In einem zweiten Briefe von gleichem Datum versichert er: Wittgenstein sei über Stein so aufgebracht gewesen, daß er einen Offizier zu dem Kaiser Alexander geschickt und dringend gebeten habe, dem Minister engere Grenzen vorzuzeichnen. Auch der König habe „voreilige Proclamationen" gemisbilligt. – Auch Bülow schrieb am 3. Mai von Halle an Thielmann die bezeichnenden Worte, die in ihrem Schlußtheile

ein so richtiges Verständniß der wahren Sachlage darlegen, wie es damals und noch lange nachher, ja heute noch selten ist: „Daß es für Ew. Excellenz schwer sein muß, einen entscheidenden Schritt zu thun, bevor sich Se. Majestät der König von Sachsen erklärt, fühle ich um so mehr, indem ich mich vor einigen Monaten in derselben Lage befunden habe. Würde der wiener Hof mit mehr Kraft und Schnelligkeit zu Werke gehen [1]), so hätte sich der König von Sachsen gewiß ebenfalls bestimmt erklärt."

Am 20. April schrieb Watzdorf von Wien an Thielmann: daß am nämlichen Tage ein völliges Einverständniß zwischen Oesterreich und Sachsen zu Stande gekommen sei. Am 23. April schrieb Langenau, daß das Ansinnen Napoleon's, die sächsische Kürassierbrigade zu einem französischen Corps stoßen zu lassen und Reynier das Commando von Torgau zu übergeben, förmlich abgeschlagen worden sei. Ueber Thielmann's Bericht wegen des den Verbündeten mitgetheilten Plans von Wittenberg war der König jedoch unwillig gewesen und nur mit Mühe durch Langenau und Gersdorf beruhigt worden. Gersdorf schrieb an Thielmann: er würde den Plan gegeben, aber nichts davon berichtet haben.

In der Unterredung, welche Thielmann in Dresden mit dem König von Preußen hatte, verrieth dieser Groll auf Sachsen, in welcher Beziehung der Kaiser von Rußland schon vorher Aeußerungen des Königs zu verhindern gesucht hatte. Die Beschwerden des Königs beschränkten sich jedoch darauf, daß Sachsen, der sächsische Hof, dem er es in keiner Weise verdacht habe, daß er sich

1) Die Frage war nur, ob er schneller handeln konnte. Die Sache selbst aber verhielt sich genau so, wie Bülow angab.

nach der Schlacht von Jena von Preußen trennte, ihm nicht diesen Entschluß formell angezeigt und ebenso wenig ihm nach dem Frieden von Tilsit freundschaftliche Eröffnungen gemacht habe. Wir wissen nicht, woran die Unterlassung dieser Formalitäten gelegen, zumal es nicht in dem Wesen Friedrich August's lag, in dieser Beziehung etwas zu verabsäumen. Jedenfalls aber war es keine Sache, die ein so langes Nachtragen verdiente, und außerdem war Friedrich Wilhelm nachher noch ein Gast am sächsischen Hofe gewesen (1812) und hatte dabei sicher jede Aufmerksamkeit genossen. Suchte er vielleicht, persönlich ein rechtschaffener Mann, aber von seinen Rathgebern in Versuchung geführt, ein Unrecht zu begehen, unwillkürlich nach einem Vorwande dazu?

An Senfft schrieb Thielmann (4. Mai) unter anderm: „Es ist höchst wahrscheinlich, daß zwischen Oesterreich und Preußen, unter Garantie Rußlands, über ein nördliches und südliches deutsches Kaiserthum negociirt wird."

Um diese Zeit beginnt Thielmann's Zerwürfniß mit Manteuffel. Schon Gersdorf hatte über diesen an Thielmann geschrieben: hinter Manteuffel's so sehr gepriesener und zur Schau getragener Rechtlichkeit sehe er nur Speculation auf das Ministerium. Manteuffel, wie seinesgleichen, seien auf das Militär neidisch. Er setzte hinzu: „Denken Sie sich Senfft und Manteuffel als Minister, zwei Menschen, in denen ein langer Haß mehr Wurzel gefaßt hat, als sie sich selbst und andern gestehen." Am 4. Mai nun schrieb Thielmann an Senfft: Manteuffel habe in der Immediatcommission die „Impudenz" gehabt, zu behaupten, es würde wahrscheinlich weit besser gewesen sein, wenn Thielmann französische Garnison in Torgau aufgenommen hätte, und er halte es für keinen sonderlichen Dienst, welchen Thielmann durch seine Weigerung,

dies zu thun, geleistet. Während Thielmann's Anwesenheit in Dresden wäre in der Immediatcommission vorgeschlagen worden, einen andern Gouverneur in Torgau zu bestellen und Thielmann nicht wieder hineinzulassen.[1]) Manteuffel nun schrieb an demselben 4. Mai an Thielmann, theilte ihm die zeitherigen Nachrichten über die Vorgänge bei Lützen an und schloß mit den Worten: „Ich und jeder redliche Diener des Königs bauen auf Ihre Redlichkeit; sein und bleiben Sie der Mann Sachsens, nicht der Mann Frankreichs, noch der Mann Rußlands. Unsers Königs Verhältnisse sind Ihnen so bekannt, wie seine Denkungsart. Ihm treu bis an das Ende, dies sei unsere Losung. Ein Schwanken in dieser Treue, die allein unsere Pflicht und Tugend ist, wäre ihm und dem Lande auf immer verderblich. Ein Mann ein Wort. Ehrlich ewig!" Thielmann, schon vorher auf Manteuffel grollend, ward über diesen Brief äußerst empfindlich und machte seinen Gefühlen in seiner Antwort vom 5. Mai vollständig Luft. Er schrieb: „Ich danke Ihnen recht sehr für die mir mitgetheilten Nachrichten. Die Lage der Dinge ist bei weitem nicht so schlecht, als Sie denken. Höchstens sind die Alliirten von der Offensive auf die Defensive gesetzt. Unser größtes Unglück ist Wittenberg, welches wir uns selbst zuzuschreiben haben, dadurch daß wir es vorm Jahre nicht schleiften. Was Ihren wohlgemeinten väterlichen Rath betrifft, so danke ich Ihnen zwar recht sehr dafür, gebe Ihnen aber doch zu bedenken, ob diese Sprache gegen mich, der ich eben die zehnte Campagne anfange, Ihnen selbst nicht anmaßend erschei-

1) Der Vorschlag scheint, nach einer Stelle in einem noch zu erwähnenden Schreiben Thielmann's, von Manteuffel ausgegangen zu sein.

nen muß. Ich bin bisher immer der Meinung gewesen, daß der point d'honneur, der wahre esprit de chevalerie, von dem Degen und nicht von der Feder ausgehe [1]), ob ich wol weiß, daß der Rittergeist sich in andern Ständen auch herrlich zeigt. Mögen Sie auch in Ihrem zu hoffenden großen Wirkungskreise sich als Ministergeneral die Talente eines Ximenes, eines Washington, eines Moreau [2]) zutrauen, so theilen Sie doch die Charaktereigenschaften und Ansichten dieser Männer nicht, als Sie durch Verweigerung des Geldes für Torgau, indem Sie sich, laut Communicats, keineswegs ermächtigt glaubten, Gelder für die Armee und für Torgau zu geben, und hingegen wiederum kürzlich, als Sie sich mächtig genug glaubten, mich des Commandos von Torgau zu entsetzen und mich durch Emissare bei dem Könige anzuschwärzen, sich in ein Dilemma versetzten, weder ein General, noch ein Staatsmann, ja nicht einmal ein guter Geschäftsmann, sondern ein leidenschaftlicher, anmaßender Mensch zu sein. Sie kannten die Wichtigkeit, welche der König auf Torgau legt, ob Sie schon die Ursache nicht begriffen zu haben scheinen, und ließen mich ohne Geld, um es Fremden zu geben. Muß ich da nicht glauben, daß Ihr Patriotismus nichts als ehrgeiziges Bestreben sei? Doch zwischen uns mag die Zukunft richten. Ein heftiges Gallenfieber nöthigt mich, mir Ihre Correspondenz auf unbestimmte Zeit zu verbitten. Empfangen Sie übrigens, mit Ausnahme der persönlichen Verhältnisse, die Versicherung wahrer Hochachtung, die ich Ihren übrigen guten Eigenschaften zolle."

---

1) Hier spürt man die Wirkung der obenerwähnten Gersdorf'schen — Insinuation.

2) Wunderliche Zusammenstellung!

Bülow schob, in einem Schreiben an Thielmann, (d. d. Radegast, 5. Mai) die Schuld des Rückzugs auf „die gewohnte Kriegsmanier der Russen". Diese hätten wenig oder nichts gethan. — Blücher schrieb am 6. Mai: sie rechneten auf Thielmann's Zusicherung, die Festung keinem der kriegführenden Theile zu öffnen. — Gegen Hardenberg machte Thielmann (7. Mai) geltend, daß Torgau für die Verbündeten utilisirt sei, und bat, zu vermitteln, daß das halb feindselige Verhältniß aufhöre. So schrieb er auch am 10. Mai an Stein: er möge alles aufbieten, daß man Torgau nicht aus den Augen verliere und seine Entsetzung vor Augen behalte. Man dürfe sich auch deshalb nicht zu weit von der Elbe entfernen, damit Oesterreich, der einzige Retter, nicht noch unentschlossener werde.

Räthselhaft ist uns, daß, nach den Angaben des Majors Heymann, Senfft am 7. Mai von Dresden, am 8. Mai von Bischofswerda aus an Thielmann geschrieben haben soll.

Aus den Jahren 1814—15 liegen nur wenige Briefe vor und diese bieten geringes Interesse dar. Theilnahme für Sachsen und ein mit dem Frühern schwer zu vereinigender Groll gegen Langenau spricht sich in folgender Aeußerung (d. d. Koblenz, 9. Dec. 1814) aus: „Wenn nur nicht Provinzen verloren gehen; geschieht es, so verdankt es Sachsen dem großen deutschen Manne Langenau." Freilich bleibt es noch zweifelhaft, wie die Stelle zu verstehen, und ob Thielmann nicht ein Fortbestehen eines unter seiner eigenen Dynastie erhaltenen, wenn auch zerrissenen Sachsen für ein „Verlorengehen von Provinzen" für das übrige, an Preußen fallende Sachsen ansah. Das Wahrscheinlichste ist diese Annahme. Gegen Lecoq war er besonders feindselig gesinnt. Er schrieb damals:

ecoq und Zezschwitz seien gespannt, weil Letzterer klüger
i als Ersterer. So schrieb er auch am 1. Jan. 1815:
Zezschwitz ist vernünftig und gemäßigt; nur Lecoq ist
esessen und wahrscheinlich von Wien inspirirt. [1]) D. d.
öln, 5. Febr. 1815 kommen schmerzliche Klagen über die
heilung, wobei er freilich nicht ein selbständiges Bestehen
achsens in seiner Integrität, sondern nur die Integrität
achsens als preußische Provinz im Sinne gehabt hat. —
och schreibt er aus Aachen am 3. April 1815: „Die
heilung (der Armee) ist hier schon längst anbefohlen,
onnte aber aus triftigen Gründen nicht geschehen. Jetzt
heben sich sogar Stimmen gegen die Theilung, da die
ächsisch bleibenden auch unter preußischem Befehl bleiben
ollen; allein dies würde unmöglich gut thun [2]), und ich
offe, Bockersrode, den ich nach Wien geschickt, soll die
etzten Bestimmungen überbringen."

Noch bemerke ich, daß in der bekannten Schrift des
ranzösischen Obersten Charras über den Feldzug von
815 die damaligen militärischen Leistungen Thielmann's
n ein wesentlich ungünstigeres Licht gestellt werden, als
either geschehen ist. Mit welchem Rechte, das zu ent-
cheiden, muß ich Sachverständigen überlassen.

Da ich einmal wieder auf die Thielmann'sche Sache
ekommen bin, so will ich nur kürzlich berühren, was
r. Förster im fünften Bande seines Werks: „Preußens
elden in Krieg und Frieden", darüber sagt. Es ist
as ein Buch, in dem in der That eine Menge curioser
Dinge zusammengestellt sind, das aber freilich mit der

1) Die gewöhnliche Phantasie der Preußen und Preußenfreunde, die jede nicht unbedingt den preußischen Tendenzen genehme Stimmung, Bewegung, Aeußerung auf österreichische Einflüsse schieben.

2) Das sah er also doch ein.

äußerſten Kritik und ſteter Beachtung der Tendenz des Verfaſſers geleſen ſein will, und deſſen Auffaſſung der ſächſiſchen Frage und des Königs von Sachſen ſich in der That ſelbſt richtet. Dem Thielmann iſt er im ganzen nicht ſo günſtig, wie man erwarten könnte, findet aber natürlich nicht, daß derſelbe gegen Sachſen, ſondern daß er gegen die Verbündeten gefehlt hätte. Er erzählt unter anderm die Banketſcene, offenbar nach Graf Holtzendorff's „Beiträgen", aber mit fremden und falſchen Zuthaten. So heißt es S. 267: „Der erſte Toaſt galt dem König Friedrich Auguſt, der jedoch, obſchon der General einen ihm heute zum Geſchenk gemachten, mit dem Bildniß des Königs geſchmückten Pokal erhob, keinen lebhaften Anklang fand." Wenn das letztere wirklich der Fall geweſen wäre, ſo würde es nur daran gelegen haben, daß Thielmann ſich begnügte, den Pokal zu erheben und faſt theilnahmlos nur die Worte: „Der König!" zu ſprechen, dann aber ſogleich mit erhobener Stimme zu der Einleitungsrede des zweiten Toaſtes, „auf die hohen Alliirten", überging. Hier heißt es nun unter anderm: „Von der Mehrzahl der jüngern Offiziere, namentlich denen von der Artillerie, wurde mit großem Jubel in das Lebehoch eingeſtimmt; man umringte Thielmann und die jüngern Lieutenants vergaßen den ſtrengen Dienſt ſo ſehr, daß ſie den General umarmten und hochleben ließen. Die ältern Offiziere nahmen an Thielmann's Rede Anſtoß." Nun zuvörderſt waren bei jenem Feſtmahl, das Förſter „von den Offizieren" veranſtalten läßt, nur die Generale, Stabsoffiziere, Adjutanten, die älteſten Offiziere jeder Charge aus jedem Bataillon und einige Offiziersdamen zugegen. Es werden alſo nicht viel jüngere Offiziere und ſehr wenig Artillerieoffiziere dageweſen ſein. Dann bezeugt aber ein Preuße, Graf Wartensleben, der kurz

vorher in ſächſiſchen Dienſt getreten, Thielmann's Adjutant und Vertrauter bei deſſen Verkehr mit den Alliirten war und kurz nachher wieder Offizier in der ruſſiſch-deutſchen Legion ward: er ſei ganz allein zu Thielmann's Gunſten mit kräftiger Rede aufgetreten, will ſogar ſein Leben dadurch in große Gefahr geſetzt haben. [1]) — Schließlich läßt Förſter die Uebergabe Torgaus an die Franzoſen das preußiſch-ruſſiſche Hauptheer nöthigen, „die bedenkliche und unpraktikable Rückzugslinie durch die ausgeſogene Lauſitz nach dem nicht minder ausgeſogenen Schleſien einzuſchlagen". Wir brauchen hierauf nur Folgendes zu erwidern. Die Uebergabe Torgaus an die Franzoſen erfolgte am 11. Mai, der Rückzug der Ruſſen auf Dresden, der meiſten Preußen auf Meißen ward ſchon am 3. Mai beſchloſſen, und S. 326 ſagt Förſter ſelbſt, wir wiſſen nicht mit welchem Rechte: „Schwerlich dürfte in dem ganzen Kriege Napoleon's ein verhängnißvollerer Strich durch ſeine Berechnung gemacht worden ſein, als durch die Richtung des Rückzugs, welche die Verbündeten, infolge der Berathungen im preußiſchen Hauptquartier, von der Elbe nach Schleſien einſchlugen. Gneiſenau, Kneſebeck und Müffling drangen mit ihrer Anſicht durch, daß man Berlin nur dadurch retten könne, daß man es anſcheinend preisgebe. Sie berechneten ſehr gut, daß, wenn die verbündeten Heere eine feſte Stellung bei Bautzen nehmen würden, Napoleon es nicht wagen dürfte, mit ganzer Macht auf Berlin loszugehen, welches gegen einen Handſtreich durch Bülow gedeckt war." Jedenfalls hat alſo nicht die

1) Nachrichten von dem Geſchlechte der Grafen von Wartensleben, II, 241.

Uebergabe Torgaus die Richtung des Rückzugs der Verbündeten bestimmt, wol aber hat die Verzögerung dieser Uebergabe den Verbündeten genutzt, weil sie zwei französische Corps mehrere Tage bei Torgau in Unthätigkeit zurückhielt.

## VIII. Ein armes Fräulein.

Reihe vergilbter Papiere liegt vor mir, deren Ver=
nun faſt anderthalb Jahrhunderte im Grabe
eren Datum zum Theil faſt um zwei Jahrhun=
rückfällt. Möglich, daß eben nur dieſer Umſtand,
ame Fügung, welche jene Papiere, nachdem alle,
ſie ein näheres Intereſſe haben konnten, längſt
gegangen ſind, bis auf unſere Zeit erhalten und
freunde der innern Geſchichte des Menſchenlebens,
ſammler der kleinen verborgenen Züge der Zeiten
Hände geführt hat, den Antheil erklärt, den
ihnen nehme, und daß außer mir wenige die
n Ergießungen eines ſchlichten weiblichen Weſens
e kleinen Freuden und Leiden ſeines Daſeins der
ng werth halten werden. Mir ſind ſie immerhin
end, anſprechend, zuweilen rührend erſchienen,
habe mich nur dagegen zu verwahren, daß man
ſpannende Ereigniſſe, ſeltſame Verflechtungen,
le Charaktere, keine Romantik, keinen pikanten
l und keine Sentiments erwarte, wo es ſich nur
einfachen Lebensgang eines armen Fräuleins
das von früh an ſein Brot unter Fremden ſu=
ußte und deſſen Sorgen und Mühen ſich in der
meiſt um ſein Brot drehten. Eine offene, redliche,
ſeele war es.

In einem der rauhern Theile des frischen und grünen, anmuthig-kräftigen Thüringen liegt, unweit der Lossa im Flußbereich der Unstrut, das Städtchen Cölleda, früher sächsisch, jetzt eine preußische Kreisstadt mit dritthalbtausend Einwohnern. Es war einst der Sitz eines eigenen Dynastengeschlechts, das sich davon benannte, es aber schon im 14. Jahrhundert den nahen Grafen von Beichlingen überließ und im 17. Jahrhundert erloschen ist. Auch die Grafen von Beichlingen unterlagen dem Schicksale, das so viele große Geschlechter des Mittelalters betraf; sie kamen in den Uebergangswehen zwischen dem Mittelalter und der neuern Zeit in Abnahme und Verfall; sie wußten ihr auf die social-ökonomischen Zustände des Mittelalters basirtes Treiben nicht den veränderten Verhältnissen einer anbrechenden Neuzeit gemäß zu gestalten, mußten eine Herrschaft nach der andern in andere Hände übergehen sehen, und sind unter den Trümmern der frühern Größe, von der sie nur noch den leeren Schein bewahrt hatten, im 16. Jahrhunderte ausgestorben. Wie ihre andern Besitzungen, war auch Cölleda, dieses 1519, an die von Werthern gekommen, welche von Schloß Beichlingen aus, unter kursächsischer Oberhoheit, die Guts- und Lehnsherrlichkeit über dasselbe ausübten.

Unter den Fürsten und Dynasten, den Gliedern des hohen Adels, von deren Geschlechtern nur wenige noch erhalten sind, saß in fast allen Dörfern und Städtchen Thüringens ein dichtes Gedränge von Familien kleiner Vasallen, auf Rittergütern, Siedelhöfen und Kemnaten. Viele sind im Laufe der Zeiten erloschen, andere haben sich in Ansehen und Wohlstand, zum Theil noch im Besitz der alten Familiengüter erhalten, theilweise weithin über deutsche Lande sich ausgebreitet, wie denn die Verzweigung dieses thüringischen Adels theils südlich nach Franken,

oder westlich über Hessen nach den Rheinlanden, östlich ins Meißensche, die Lausitzen, Schlesien, nördlich in die Marken und die Länder, die von der Ostsee bespült werden, bei einzelnen auch über den Harz nach den Ländern des welfischen Hauses ging. Auch in Cölleda befanden sich, unter der Lehnsherrlichkeit der erwähnten Besitzer, wol fünf bis sechs kleinere adeliche Güter, deren Ursprung jedenfalls in dem Dienstmannenverhältniß zu den Herren von Cölleda oder zu den Grafen von Beichlingen zu suchen ist. In den verworrenen und gewaltthätigen Zeiten des Mittelalters ergänzte der überzahlreiche thüringische Adel, wenn er nicht in den Kämpfen gegen die Ungläubigen oder sonst in der Grenzwehr des Reichs eine edlere Bahn fand, sein Einkommen vielfach durch Wegelagerung auf der Heerstraße, und noch lange nach Kaiser Rudolf's bekanntem energischen Einschreiten gegen dieses Treiben waren die Gewohnheiten des Faustrechts und des Stegreiflebens den Nachkommen der alten Raubritter nicht gänzlich entschwunden. Das 16. Jahrhundert machte ihnen jedoch ein schließliches Ende, und auch der thüringische Adel mußte sich in eine neue Ordnung der Dinge bequemen. Das Lebensbild, das ich, soweit die unvollständigen Quellen reichen, zu zeichnen vorhabe, gehört in das Kleinleben einer solchen, auf ein unbedeutendes Gütlein verwiesenen und durch keinerlei äußere Vortheile begünstigten Familie, in der Zeit, wo der Sieg der neuen Ordnung entschieden war.

Sie wohnte auf einem freien Siedelhofe in Cölleda, der selbst in Actenstücken als ein „Gütlein" bezeichnet wird, wenn er auch Rittergutseigenschaft besaß, und der aus dem Wohnhaus, einem Garten am Hofe, einem Baumgarten, einer Hofstätte, einem Fischhälter, fünftehalb Hufen Landes und noch einigen Aeckern, Wiesen und vielen Zinsen

beſtand und 1682 für die geringe Summe von 2000 meißenſchen Gülden an die von Werthern verkauft wurde. Dieſe hatten ſchon lange danach geangelt. Denn ganz im Gegenſatze zu ihren Vorgängern, den Grafen von Beichlingen, die ſich bei Veräußerung ihrer Beſitzungen die meiſten Vaſallen vorbehielten, lag es in der Politik der Werthern, die Nebengüter zu beſeitigen, und war ihnen, der Neuzeit entſprechend, mehr an Aeckern als an Vaſallen gelegen.

Auf dieſem Gütchen findet ſich ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts eine Familie, die ſich von Beichling nannte, zu den Afterlehnsleuten erſt der Grafen von Beichlingen, dann derer von Werthern, gehörte und wahrſcheinlich von Burgmannen der erſtern ſtammte, die ſich, wie das öfters geſchah, nach der Burg ihrer Herren benannt, auch wol bei der Wahl des Wappens einigermaßen nach deſſen Vorgang gerichtet hatten. Lange Zeit ſaßen ſie von Vater auf Sohn ſo ruhig auf dem Erbgut, daß ſich über jeden nur mit Gellert ſagen ließ: „Er lebte, nahm ein Weib und ſtarb.“ Erſt in der ſechsten Geſchlechtsfolge wird ein Sohn dieſer Familie, Dietrich Wilhelm, in etwas weitere Kreiſe gezogen und legt den erſten Grund zu einem Aufſteigen, das wenigſtens für einen Zweig ſeiner Nachkommen ein ſehr glänzendes, aber auch von düſtern Schatten begleitet werden ſollte. Seine Mutter war infolge ſeiner Geburt geſtorben und er war deshalb bei ihrer Mutter erzogen worden, was denn vielleicht den Anlaß gab, daß er über den Kreis des kleinen Erbguts hinausſtrebte, Univerſitäten beſuchte, in Hofdienſte trat, zuletzt auch Verwaltungsſtellen in dem meißenſchen Gebiete der ſächſiſchen Kurfürſten bekleidete und ſomit auch in dieſen Fuß faßte. Von acht Söhnen und ſieben Töchtern, die er erzeugt

hatte, waren ihm ein Sohn und drei Töchter im Tode vorangegangen. Von den überlebenden Söhnen befanden sich bei seinem Tode (1646) der älteste in Norwegen, der zweite in Basel, der dritte in Dänemark, der vierte in Schweden, die drei übrigen zu Hause, wo auch die Töchter, bis auf die älteste, die in der Kurfürstin Frauenzimmer war, bei der Mutter lebten. Aber auch jene überlebenden Söhne scheinen, bis auf drei, früh und erblos verstorben zu sein oder verschollen in fremden Landen, und nur von einer Tochter ist das weitere Schicksal bekannt.

Die Söhne, die zu höherm Alter erhalten wurden, waren: Friedrich, Gottfried Herrmann und Christian Erffo. Von dem Letztern weiß man aber auch nur, daß er in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts in der Trabantenleibgarde des Kurfürsten von Brandenburg als Wachtmeister stand. Gottfried Hermann dagegen begründete einen zu Glanz, Macht und Reichthum bestimmten Zweig der Familie. Ein gründlich gebildeter, wohlbegabter, dabei, wie es scheint, kluger und leisetretender Mann, erwarb er sich, nach fleißigen Studien und bei achtbarer Geschäftsgewandtheit, zunächst eine ehrenvolle, wenn auch nicht glänzende Stellung im Staatsdienste. Zum Theil ward er auch hierbei durch die Verheirathung mit einem Fräulein aus einem angesehenen und reichbegüterten meißenschen Geschlechte, der Tochter eines einflußreichen höhern Beamten, begünstigt, und aus dieser Ehe ward ihm auch später die Erbschaft dreier meißenscher Rittergüter zu Theil. Als darauf sein ältester Sohn, Wolfgang Dietrich, sich mit der Schwester der allgebietenden Maitresse des jungen Kurfürsten Johann Georg IV. vermählte, ward Gottfried Hermann wirklicher Geheimrath, Präsident des Oberconsistoriums und Oberhofrichter.

Zwar vertrieb ihn sehr bald der Tod der Maitresse und des Kurfürsten wieder von diesem Posten. Aber nach wenigen Jahren hob ihn die Gunst, in welche derselbe Sohn bei dem neuen Kurfürsten, dem König August II. von Polen, kam, zu denselben und höhern Ehren, wie er denn am 14. Oct. 1701 mit seinen Söhnen von Kaiser Leopold I. in den Reichsgrafenstand erhoben ward. Sein ältester Sohn ward oberster Kanzler und als solcher der vertrauteste Rathgeber des Königs-Kurfürsten, das wahre Factotum desselben und namentlich der allumfassende Leiter der Geldbeschaffung. Derselbe erwarb sich in kurzer Zeit ein großes Vermögen, brachte eine Standesherrschaft an sich, ging mit Ankauf einer Reichsgrafschaft um und schien noch eine unberechenbare Glücksbahn vor sich zu haben, als es seinen Neidern und Mitbewerbern um Gunst und Einfluß gelang, ihn plötzlicher noch zu stürzen, als er gestiegen war. Der alte Gottfried Hermann starb aus Gram und Schreck über diese zweite Katastrophe seines Glücks (1703). Wolfgang Dietrich und sein nächster Bruder, der Oberfalkenmeister Graf Gottlob Adolf, mußten fast sechs Jahre, den schwersten Anklagen ausgesetzt und von ihren Gegnern mit leidenschaftlicher Erbitterung verfolgt, auf dem Königstein verbringen. Dann wurden sie wieder, fast ebenso schnell und unerwartet, wie sie gestürzt waren, keiner Schuld überführt, im Gnadenwege der Freiheit und dem Genusse ihrer Erbgüter und der sonstigen Trümmer ihres geplünderten Vermögens zurückgegeben, und der Großkanzler hat fast noch zwanzig Jahre, zwar zurückgezogen vom öffentlichen Leben, aber immerhin in Ansehen und durch eine beträchtliche Pension gefördertem Wohlstande, nach vielen Seiten hin ein geschätzter Freund und Rathgeber, gelebt. Sein Mannsstamm erlosch bald nach seinem

de. Einer Enkelin seines Bruders aber war es be-
eben, in einer viel spätern Zeit (1793) den herzog-
en Thron von Würtemberg zu besteigen, und ihre
chter haben sich in die fürstlichen Häuser von Oet-
zen und Hohenlohe vermählt.

Mit diesem wechselvoll schimmernden Glanze dieses
eigs der kleinen Adelsfamilie aus dem Siedelhofe
Cölleda, einem Glanze, dessen nähere Beziehungen
d Phasen ich an anderm Orte, im achten Bande mei-
„Geheimen Geschichten", ausführlich geschildert habe,
den vom Leben und Schicksale des andern Zweigs,
lchen ein Bruder Gottfried Hermann's, Friedrich,
tete, einen eigenthümlichen Gegensatz. Friedrich von
ichling blieb auf dem kleinen Erbgute zu Cölleda, das
für sich und seine Brüder verwaltete, aus dem er aber
ht einmal die Mittel zu ziehen vermochte, sich und
ie Frau und Kinder ausreichend mit Unterhalt zu
sehen. Er scheint früh geheirathet zu haben. Aus
lcher Familie seine Frau stammte, habe ich nicht er-
teln können, und es ist selbst zweifelhaft, ob sie von
el gewesen. Doch war sie mit der adelichen Familie
i Meysenbugk verwandt, scheint von dem General-
marschall von Eberstein ausgesteuert worden zu sein
d zeigt sich in ihren mir vorliegenden Briefen als eine
we und verständige Frau, eine zärtliche Gattin und
ue Mutter, die auch von den Verwandten ihres Man-
s mit Wohlwollen und Achtung betrachtet ward. War
nun der für das kleine Gut zu reiche Kindersegen —
scheinen aus dieser Ehe zwei Söhne und fünf Töchter
oren worden zu sein —, oder schlechte Wirthschaft,
r die Nachwehen des Dreißigjährigen Kriegs, Fried-
) befand sich in so bedrängter Lage, daß unter anderm
i ihm ein in den demüthigsten Ausdrücken abgefaßtes,

von der Frau mitunterschriebenes Schuldbekenntniß über ihm „zu höchster Benöthigung auf fleißigst Bitten“ vorgeschossene — acht Reichsthaler vorliegt. Er versetzte Schmucksachen, verpfändete Aecker, ließ die Gebäude verfallen; sein Bruder in Dresden nahm schon bei Friedrich's Lebzeiten einen Sohn, eine verheirathete Schwester nahm eine Tochter zu sich, und als er am 26. Sept. 1671 starb, hatte die lange Krankheit die letzten Mittel der Familie aufgezehrt. Der Bruder in Dresden mußte das Geld zu Friedrich's anständiger Beerdigung schicken, übernahm auch noch den andern Sohn und später eine Tochter, unterstützte die Witwe von Zeit zu Zeit und, während er bei Verpachtung des Gutes darauf Rücksicht nahm, daß wenigstens der Witwe und den kleinen Kindern, die bei ihr blieben, Unterkommen und Unterhalt gesichert wurden, erkannten doch beide, daß eine Veräußerung des Gutes der einzige Ausweg bliebe, der jedoch erst 1682 ins Werk trat, wo die Witwe schon gestorben gewesen zu sein scheint.

Sie hatte noch den Kummer erlebt, einen Sohn, Hans Dietrich, in Dresden zu verlieren. Von drei Töchtern findet sich gar keine weitere Kunde. Der andere Sohn, Friedrich Wilhelm, der zuerst zu dem Oheim nach Dresden gekommen war, studirte auf Kosten des Letztern, zum Theil gleichzeitig mit dem nachherigen Großkanzler, in Wittenberg und Frankfurt a. d. O., hat noch 1714 gelebt, hatte geheirathet und zwei Söhne erzeugt, war aber außer Stande selbst für diese zu sorgen, sodaß er sie seinem Vetter und einstigen Jugendgespielen und Studiengenossen, dem Großkanzler, überwies, an dessen Glück und Glanz er sonst keinerlei Theil gehabt zu haben scheint. Es fällt auch dieser Vorgang in die Zeit nach dem Sturze und der Rehabilitirung des Großkanzlers.

Die beiden jungen Leute lebten erſt bei dem Großkanzler auf deſſen Gute und wurden dann nach Dresden ins Militär gebracht. Mit dem Lieutenant von Beichling, der am 14. Dec. 1732 im Duell erſtochen ward, ſcheint der Mannsſtamm dieſes Zweigs der Familie ausgeſtorben zu ſein. Eine Tochter jenes Friedrich begegnet uns 1714 als Gattin eines Rittmeiſters Bühler. Eine andere, Sophie Juliane, iſt das arme Fräulein, deſſen Briefe uns zu dieſem Aufſatze veranlaßt haben.

Sophie Juliane war jedenfalls die älteſte Tochter ihrer Aeltern, wahrſcheinlich um 1660 geboren, und war ſchon jahrelang vor dem Tode ihres Vaters zu einer Tante, Martha Sophie, gekommen, die die dritte Gemahlin des kurſächſiſchen Oberlandfiſchmeiſters und Amtshauptmanns Wolf von Lindenau auf Machern und Zeititz bei Leipzig war. Auch von dieſer Tante ſind einige Briefe erhalten, und darunter der, worin ſie den Ihrigen die Ankunft eines Freiers meldet, was denn doch in der Geſchichte des weiblichen Herzens ein bedeutſames Ereigniß iſt. In dem aus Leipzig vom 14. Juli 1666 erlaſſenen Schreiben an ihren Bruder Gottfried Hermann platzt ſie jedoch keineswegs ſogleich mit der großen Neuigkeit heraus, geht vielmehr von den Eingangsformeln und üblichen Wünſchen erſt zu einem „böſen Halſe“ über, wegen deſſen „der Balbier“ alle Tage dreimal zu ihr gehe und an dem jetzt viele Leute litten, und fährt dann fort: „Sonſten berichte ich dich, lieber Bruder, daß ich vor vierzehn Tagen unvermuthet einen Gaſt bekommen, indem der von Lindenau von Machern ſich bei mir hat angeben, worüber ich denn ſehr erſchrak, indem ich ſein Tage nicht mehr als bei euch einmal mit ihm geredet habe. Als er nun ſein Wort vorbrachte, ſo war das ſeine Meinung, daß er eine Heirath bei

mir ſuchen wollte; es wollte mir aber nicht in Kopf und hielt es nur für einen Scherz; allein er gab ſich heute wieder an und hielt ſehr inſtändiglich an, ob er nicht Gewißheit bekommen könnte. Ich ſagte aber zu ihm, ich könnte ihm auf ſeine Reden nicht antworten, indem es nicht allein bei mir ſtände, ſondern ich erſt die Meinigen darüber zu Rathe ziehen müßte. So hat er wieder gedacht, er begehrete es auch nicht anders, als wenn es mit euerm Willen geſchähe; unterdeſſen ſollte ich ihm nur ſagen, daß, wenn ihr es zufrieden wäret, ob ich meinen Willen nicht auch dareingeben wollte. Solches habe ich ihm auch nicht wohl zuſagen können, indem ich nicht weiß, wie es mit ſeinen Sachen ſtehet, ob ſie auch bald zu Richtigkeit ſein." Man ſieht, die gute Martha Sophie hatte etwas von dem ruhigen und vorſichtigen Temperament ihres Bruders und griff keineswegs vorſchnell zu. Am Herzen lag ihr die Sache aber doch. Nachdem ſie die Entſcheidung in die Hände dieſes Bruders und der Seinigen gelegt und erklärt hatte, daß ſie alles befolgen wolle, was ſie ihr rathen würden, geht ſie zwar zu einer ganz andern, gleichgültigen Sache über, ſchiebt aber in deren Beſprechung doch wieder ein: „Ich bitte, wegen der bewußten Perſon fein bald Antwort mitzutheilen." Die Antwort muß günſtig ausgefallen ſein; denn ſie reichte noch in demſelben Jahre, am 2. Sept. 1666, dem Herrn von Lindenau ihre Hand. Er war damals, wenn auch erſt 32 Jahre alt, doch ſchon von zwei Frauen Witwer und hatte auch ſonſt ſeine Schickſale gehabt. Er hatte als vierjähriges Kind Vater und Mutter an der Peſt verloren (1638) und ſoll gänzlich verlaſſen umhergeirrt ſein, bis ein Vetter ſeines Vaters und dann ein Schwager ſeiner Mutter ſich ſeiner annahmen. Faſt noch der einzige Sprößling einer kurz

vorher sehr zahlreichen und reichbegüterten Familie, erbte er 1665, nach Aussterben der ältesten Linie der Lindenau, die Güter Machern und Zeititz, wozu er später noch Gotta, Lossa und Eulenfeld kaufte, verwaltete die erwähnten Aemter und hinterließ aus fünf Ehen eine zahlreiche Nachkommenschaft, von der jedoch nur die aus der fünften Ehe Bestand hatte. Seine erste, schon 1655 heimgeführte Gattin hatte er schon nach fünf Monaten verloren. In der zweiten, am 9. Jan. 1657 geschlossenen Ehe wurden ihm acht Kinder geboren, von denen jedoch nur ein Sohn und eine Tochter zu reifern Jahren aufwuchsen. Die Mutter dieser Kinder starb 1666 und noch in demselben Jahre führte er, wie gedacht, die Martha Sophie von Beichling zum Altare. Sie gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter. Aber die Söhne starben im Kindesalter und 1677 verschied auch die Mutter, von der wir unter anderm einen rührenden Brief besitzen, den sie über den Tod des einen Sohnes an ihre Schwägerin, die gebeugte Witwe in Cölleda, geschrieben, die in derselben Woche auch einen Sohn verloren hatte. Der dreifache Witwer schritt schon am 29. Mai 1678 zu einer vierten Ehe, und als auch diese 1686 durch den Tod unterbrochen worden, am 23. Oct. 1687 zu einer fünften, bevor er am 3. Juli 1710 sein Leben beschloß. Die fünfte Gattin, deren Nachkommenschaft noch jetzt blüht, überlebte ihn.

So waren die Verhältnisse des Hauses, in welchem unsere Sophie Juliane, in einem ziemlich zahlreichen, wenn auch öfters durch Todesfälle gelichteten Kinderkreise, wol die glücklichsten, leider nur zu kurzen Jahre ihres freudenlosen Lebens verbracht hat. Es liegen mir einige kindliche Briefe von ihr an die Aeltern und an eine Schwester vor, welche Zufriedenheit mit ihrer Lage,

bei fortdauernder Sehnsucht nach Aeltern und Geschwistern, und herzliche Wünsche für deren Wohlsein ausdrücken. Zwei sind noch vor der Erkrankung des Vaters geschrieben, und in dem ersten derselben wird ihres Bruders Friedrich Wilhelm gedacht, der bei seiner Uebersiedelung nach Dresden einige Zeit bei der Tante in Machern verbrachte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie ihn damals zum letzten mal gesehen hat, während sie viele Jahre nachher noch einen rührenden Beweis gab, wie treu und liebevoll sie das Gedächtniß dieses Bruders in ihrem Herzen bewahrt hatte. Bei ihrer Tante, oder, wie sie sie nennt, ihrer „geliebten Frau Muhme", scheint sie, unter guter, kerndeutscher Zucht, in treuer Pflege gewesen zu sein. In jenem ersten Briefchen, das von ihr erhalten ist, schreibt sie unter anderm: sie habe „immer ein bischen zu thun, heuer Flachs zu spinnen, Spitzen zu klöppeln, Kreuznaht zu nähen", bittet aber zugleich, im Auftrag „des Herrn Vetters und der Frau Muhme", doch ja auf die Neujahrswoche die Schwester hereinzuschicken, sie solle schon so aufgenommen werden, als wenn sie die Frau Mutter selbst aufnähme. Da dieser Brief nicht wol später als 1669 oder 1670 zu setzen ist, so kann sie damals nur etwa neun oder zehn Jahre alt gewesen sein, denn 1674 schreibt sie unter anderm: „Ich bitte die Frau Mutter, sie wolle mich doch berichten, wie alt ich bin, ich bilde mir ein, ich bin etwan 14 Jahre alt; die Ursache ist, daß ich es gerne wissen will, weil ich will zu dem heiligen Abendmahl gehen." Als sie aus dem älterlichen Hause fortgekommen, muß sie noch sehr jung und müssen ihre Geschwister noch sehr klein gewesen sein, wie denn die jüngste Schwester gewiß, die vorletzte wahrscheinlich damals noch nicht geboren gewesen ist. Sie schreibt, indem sie die Mutter bittet,

omöglich zur Osterwoche hereinzukommen, d. h. nach eipzig und Machern, und die Schwestern mitzubringen: Ich weiß nicht, ob ich eine Schwester habe, oder nicht", omit sie nur gemeint hat, daß sie nicht mit denselben bt und sie kaum kennt, indem sie gleich hinzusetzt: „Ich hicke der großen Schwester ein paar Ellen Spitzen mit, e mag mit mir vorliebnehmen, ich will ihr ein anderal was Besseres mitschicken." Es liegt auch ein hübhes Briefchen an diese „große Schwester" vor, die nserer Sophie Juliane im Alter zunächst folgen mochte. in Brief, den die Letztere am 11. Sept. 1671 an ihren rmen Vater schrieb, bezeugt ihm ihr Beileid zu seinem ngen Siechthum und drückt ihre kindlichen Wünsche nd Gebete für seine Wiedergenesung aus, was ihm nn eine der letzten Freuden auf dem Sterbelager geesen sein mag, auf dem er nur zwei Wochen später rscheiden sollte. In einem andern Briefchen, bei dessen bfassung ihr Vater noch gesund war, berichtet sie, daß s ihr zu Machern in allem noch wohlgehe; die Frau Muhme vermahne sie zu allem Guten; sie hoffe aber, aß dieselbe keine Klage über sie wissen werde. Doch richt sie große Sehnsucht nach den Ihrigen aus, an e sie wol manchen Tag hundertmal gedenke. Im Jahre 1673 sah sie auch ihren Bruder Hans Dietrich, ei seinem Ueberzug nach Dresden, wo er bald darauf erben sollte, in Machern. Die wenigen Briefe, die sie eiter noch bei Lebzeiten ihrer Muhme aus Machern schrieben, bezeugen Zufriedenheit, Frohsinn und Lebensuth.

Doch auch diese guten Tage gingen vorüber. Die rau von Lindenau starb 1677 und der betrübte Witwer rschritt schon das nächste Jahr zu einer vierten Ehe. ophie Juliane tritt uns zuerst wieder in einem Briefe

entgegen, den sie im Spätjahr 1684 an ihren Oheim, den Hofrath Gottfried Hermann von Beichling in Dresden, geschrieben. Es ergibt sich daraus, daß sie zeither und seit ihrem Abzug aus Machern bei Verwandten ihrer bereits verstorbenen Mutter gelebt hatte und scheint dies namentlich ein Stallmeister Heinrich Leo von Meyssenbugk gewesen zu sein. Von dem Verhältniß bei diesen mütterlichen Verwandten sagt sie: „Und ist es mehr als allzu wahr, daß leider meiner Mutter Freunde nicht viel bei mir gethan haben, als daß ich ihnen die Arbeit getreulich ausgerichtet habe, und sie mir zwar nichts Böses gelernet; was sonst anlanget, so bin ich nicht reicher davon geworden."

Indeß war der mütterliche Vetter doch beflissen, sie anderweit zu versorgen, und verschaffte ihr eine Stelle bei einer Gräfin von Waldeck, einen Posten, um den sich mehr denn hundert beworben haben sollten. Nun geht aber die Noth erst an, da es sich um die Ausstattung zu dem Leben an einem Hofe handelt, von dem sie schreibt: „An keinem fürstlichen Hofe kann so ein Staat geführt werden, als da geführt wird." Sie ist durchaus nicht dazu eingerichtet, und da es mit dem Antritt schnell gegangen zu sein scheint, so bleibt ihr nichts übrig, als die zwei Kleider, die sie unumgänglich braucht, schuldig zu bleiben. Von dem mütterlichen Vetter kann sie nichts mehr bekommen oder will sich doch nicht an ihn wenden, da er „des Bauens viel hat und auch seinen ältesten Sohn nach Strasburg bringt". Da soll nun wieder der gute Oheim in Dresden, der schon ihren Bruder und eine ihrer Schwestern bei sich hat, helfen, und es ergehen mehrere flehentliche Schreiben an ihn, meist aus Heldburg, wo die Gräfin bei Herzog Ernst von Sachsen-Hildburghausen zu Besuch war, dann

von Hildburghausen datirt. Die ersten Briefe werden durch einen Herrn, der in Dresden zu thun hat, der „Frau Liebsten" des Hofraths übergeben, die auch verspricht, sie ihrem dienstlich verschickten Ehemann nach dessen Rückkehr sofort einhändigen zu wollen; aber es kommt keine Antwort und wiederholte nachträgliche Klagepisteln werden immer dringender, denn es haben neue Schulden gemacht werden müssen; sie hat schon für mehr als 100 Thlr. „ausnehmen" müssen und ist einer Jungfer 80 Thlr. schuldig; da in Heldburg viel fürstliche Personen seien, so wolle die Gräfin nicht haben, daß sie „schlimmer sein solle, wie die andern, damit sie keine Schande davon hätte"; wenn der Herr Vetter nicht helfe, so müsse sie diesen Platz gewiß „mit Schimpf quittiren". So geht es den September hindurch. Endlich am 12. Nov. erhält sie ein Briefchen von dem Herrn Vetter, der ihre Schreiben nicht zu rechter Zeit bekommen haben will. Er schickt aber kein Geld, vielmehr ersieht sie aus seinem Schreiben, „daß er fast will ungehalten werden, daß die Kinder seines Bruders ihm so viel zu thun machen". Indeß scheint es doch, nach dem ganzen Tone ihrer Antwort, daß er ihr nicht alle Hoffnung abgeschnitten, und sie erneuert vertrauensvoll ihre Vorstellungen. Sie hatte die Briefe ihres Oheims ihrer „gnädigen Frau" zeigen müssen, und diese hatte sie angewiesen, den „Herrn Vetter zu bitten, daß er die Barmherzigkeit thäte und ihr 100 Thlr. schickte, man müßte dann sehen, wie man es mit dem Uebrigen machte". Sie sei ja eine arme verlassene Waise, die keinen Menschen mehr in der Welt hätte. Am 16. Dec. 1684 kann sie denn auch einen Danksagungsbrief und eine Verschreibung über 100 Thlr. schicken, die er ihr vorstrecken will und die sie erstatten soll, sobald sie da-

mit wieder „aufkommen" kann, was bekanntlich in solchen Fällen eine leere Formel zu sein pflegt, wie er denn auch hinzugesetzt hatte: wenn sie sich bei ihrer Gräfin gut hielte, so wolle er sie nicht drängen. Noch hatte er die Vermahnung beigefügt, daß sie die Zahlung des Geldes nicht anders aufnehmen solle, als für eine „Gutthätigkeit", worauf sie „mit Gott bezeuget", daß sie ihr Lebtag keine andern Gedanken gehabt, da sie wol wisse, daß ihr „niemand nichts schuldig" sei. Im Januar 1685 bekommt sie das Geld, hat aber im nächsten Frühjahr schon wieder eine wenn auch kleinere Geldbitte an den Herrn Vetter, die auch nochmals Erhörung findet. Das hierbei erlassene Danksagungsschreiben vom 18. Mai 1685 ist aus Machern datirt, auf welcher Stätte ihrer frohen Kinderjahre sie wol zum letzten mal verweilte. Wahrscheinlich hat zu ihrem damaligen Besuche bei dem Herrn von Lindenau die in jenem Jahre erfolgte Hochzeit seines ältesten Sohnes aus zweiter Ehe, Sigmund, Veranlassung gegeben, eine Hochzeit, deren frohe Erwartungen auch nicht in Erfüllung gehen sollten, da die damalige Braut schon im nächsten Jahre im Kindbett starb und Sigmund von Lindenau auch schon 1689 erblos verschied. Bei jener Hochzeit wird unsere Sophie Juliane wol auch, außer der Tochter ihrer verstorbenen Muhme, Sophie Hedwig, ihre andere Jugendgespielin wiedergesehen haben, Sigmund's Schwester Sabine, die ihr wol im Alter am nächsten stand und seit 1682 mit Anshelm Heinrich von Ziegler und Klipphausen, dem bekannten Verfasser der „Asiatischen Banise", verheirathet war.

Das erwähnte Danksagungsschreiben ist mir denn doch für die Personen und für die Zeit so bezeichnend erschienen, daß ich mich nicht enthalten kann, es, mit

geringer Nachbesserung der Rechtschreibung, ausführlich mitzutheilen. Es lautet:

„Hochedelgeborner Herr,
insonders hochgeehrter Herr Vetter.

Desselben an mich abgelassene höchst geehrte Beantwortungszeilen habe ich zu recht erhalten und mit allem erstinnlichen kindlichen Respect verlesen. Soviel nun den Inhalt betrifft, so sage ich für die darinnen enthaltene treuvetterliche Vermahnung gehorsamen Dank, und gleichwie ich der Hoffnung lebe, mich in der Zeit also verhalten und bezeiget zu haben, daß weder dem Herrn Vetter noch ganzer Familie einiger Schimpf oder Schande durch mich zugezogen worden, also verspreche ich, mein Leben gegen Gott, meine vorgesetzte Herrschaft, den Herrn Vetter und ganze Familie dergestalt zu führen, daß ich bei allen in Gnaden bleiben, und niemand über mich zu klagen Ursach haben möge, und ob ich zwar wol, des Herrn Vetters Zuschreiben nach, als sollte ich das mir zugesendete Geld übel angewendet haben, bei dem Herrn Vetter ziemlich angegossen worden sein mag, so haben Sie mir doch zu viel und unrecht hierin gethan, indem ich keinen Heller ohne meiner gnädigen Frauen Vorwissen ausgegeben, sondern ist meistens auf ihren Befehl geschehen, und werden diejenigen, welche meine für das Geld mir angeschaffte Sachen gesehen, bekennen müssen, daß ich verhoffentlich keinen Heller werde unnöthig ausgegeben haben. Ich muß zwar wol gestehen, daß der Herr Vetter uns nichts schuldig, noch wir ihm etwas mit Rechte abzufordern befugt seien und sein können, sondern alles, was er mir und meinem Geschwister, als armen, verlassenen Waisen, zugute thut,

aus lauter hoher Milde und Gnade geſchieht, wodurch er ein überaus großes Werk chriſtlicher Liebe thut, ſo der fromme Gott ſowol hier zeitlich mit leiblichem Segen und Glückſeligkeiten, als auch dermaleinſt dort ewig reichlich belohnen wird. Ich hätte mich auch nicht unterſtanden, den Herrn Vetter noch fernerweit um etwas anzuſprechen, wenn mich nicht das unentbehrliche Bedürfniß eines Rockes dazu verurſachet hätte. Weil ich anfänglich nichts mit an Hof gebracht, ſo will mir ſolches ſchwer fallen, hoffe, durch Wohlverhalten und einen tugendhaften und von allen Laſtern befreieten Wandel mich alſo zu verhalten, daß ich Gottes, meiner gnädigen Herrſchaft und aller Menſchen Gnade erhalte und mich hinfüro ſelbſt verſorgen könne, werde auch in Zukunft den Herrn Vetter mit dergleichen Anſinnen nicht beſchweren, wollte auch wünſchen, daß ich einige Gelegenheit fände, meine Schweſter ehrlich unterzubringen und alſo dem Herrn Vetter dieſe beſchwerliche Laſt benehmen könnte, würde an mir nichts ermangeln laſſen, und auf alle Weiſe und Wege bedacht ſein, daß ſeinem Verlangen eine Genüge geſchähe. Inmittelſt ſage ich kindlichen gehorſamen Dank für die überſchickten 20 Gülden und dadurch abermals erwieſene hohe vetterliche Gnade. Der ſegensreiche Gott wolle es ihm tauſendfältig anderer Orten wieder erſetzen, was er an mir und meinen Geſchwiſtern für Barmherzigkeit erweiſet, werde auch Gott in meinem täglichen Gebet hierum inbrünſtiglich anzuſuchen unvergeſſen ſein, und weil ich dieſen Freitag wieder von hier nach meiner gnädigen Herrſchaft reiſen werde, als will dem Herrn Vetter hiermit göttlicher Obhut zu beſtändigem hohen Wohlergehen, mich aber ſeiner unſchätzbaren vetterlichen Gnade und Gewogenheit, nebſt gehorſamſten Grüßen an

seine Liebste und sämmtliche hochwertheste Familie, hiermit empfehlen, verharrende

Machern, den 18. Mai 1685.

Meines hochgeehrten Herrn Vetters
ergebenste Dienerin
Juliane Sophie von Beichling."

Noch bemerke ich, daß sie in einem frühern Briefe an denselben Oheim, in einem Postscript, welche merkwürdigerweise in den Briefen der Damen jener Zeit seltener gewesen zu sein scheinen als heutzutage, ausnahmsweise aber bei jenem Briefe doppelt vorkommen, bittet, da möglich ihr doch ihres Vaters Wappen zu schicken oder die Farben anzugeben, was ihr eine große Freude sein würde.

Sie scheint Wort gehalten und den Herrn Vetter mit Geldanliegen nicht weiter behelligt zu haben, und es finden sich überhaupt keine Briefe von ihr weiter vor. Wol aber erscheint sie, lange nach des Herrn Vetters Tode, in ganz anderer Weise in einer Correspondenz seines Sohnes, des Großkanzlers, wieder. Dieser war zur Zeit jenes letzten macherschen Besuchs Student gewesen und hatte seitdem sein vielbewegtes und wechselvolles Leben auf- und abgeführt. Es ergibt sich, daß ihre Stellung bei der Gräfin Waldeck bereits zu Anfang der neunziger Jahre aufgehört, und daß sie seitdem über zwanzig Jahre in dem Hause eines Oberstlieutenants C. G. v. Meysenbugk zu Friedlingen im Hessischen gelebt hatte und 1714 daselbst verstorben war. Hier hatten sich ihre Vermögensumstände doch so verbessert, daß sie in einem vor den dortigen Gerichten deponirten letzten Willen ein Legat von 1000 Thlr. aussetzen konnte, welches sie den Söhnen ihres Bruders Friedrich Wilhelm,

falls dieſelben noch am Leben wären, ſich „wohl und honnet“ aufführten und ſich betreffenden Orts anmelden würden, beſtimmte. So hatte dieſes arme, einſame weibliche Weſen, das den größten Theil ſeines Lebens unter fremden Menſchen, fern von der Heimat und der Familie, in deren Mitte es aufgewachſen war, verbracht hatte, in ſeinen letzten Tagen doch noch vor allem der Kinder jenes Bruders gedacht, den es ſeit mehr als vierzig Jahren, ſeit der Zeit, wo er als Knabe, auf ſeinem Ueberzuge nach Dresden, in Machern war, nicht wiedergeſehen und von dem es auch ſonſt ſichtbar nur ſpärliche Kunde erhalten hatte!

Der Großkanzler erfuhr erſt 1716 durch ihre Schweſter, die Frau des Rittmeiſters Bühler, von der Sache und wendete ſich nun im Intereſſe der beiden Legatarien in einem mit der inſinuirenden Feinheit und juriſtiſchen Umſicht, welche alle ſeine Schreiben bezeichnen, gefaßten Briefe, worin übrigens ſeines perſönlichen Verhältniſſes zu der Verſtorbenen und ihren Neffen kaum mit einem Worte gedacht war, an den Oberſtlieutenant von Meyſenbugk. Er erwähnt darin, wie er vernommen, daß der „hochgeehrteſte Herr Oberſtlieutenant ſich bereits Mühe und Sorgfalt gegeben, dieſen armen Kindern zu ihrem Rechte zu verhelfen, wie ihm ſolches gedachte Frau Rittmeiſterin nicht genug beloben können“, und erſuchte denſelben „dienſtfreundlichſt“, er wolle „ſeinen ſchon bezeigten Eifer und Faveur gegen dieſe zwei Gebrüder gütigſt continuiren“. Hätten ſie auch das Legat jetzt noch nicht zu ihrer Equipirung unmittelbar nöthig, ſo würden ihnen doch die Intereſſen „bei ihrem ſchlechten Zuſtande zu einem großen Soulagement dienen“. Schließlich bittet er um eine Abſchrift des Teſtaments. Der von der Erblaſſerin geſtellten Bedingung in Betreff der

Aufführung der Legatarien gedenkt er nicht, hat sie aber sichtlich gekannt, indem er ihr sowol durch das Hervorheben ihres tadellosen Betragens entgegenkommt, als auch in einer Nachschrift bemerkt: wenn es gewünscht würde, sollten sich dieselben dem Hofrath von Meysenbugk (in Dresden) vorstellen, dem es ein Leichtes sein werde, sich bei ihren Vorgesetzten nach ihrem Verhalten zu erkundigen. Im übrigen versicherte er in Betreff der beiden jungen Leute: sie hätten, „außer des ehrlichen Namens von ihren Aeltern, sich fast nicht des Geringsten zu erfreuen, wodurch sie sich ihrer Begierde nach honnetement pousiren könnten", führten sich aber so auf, daß sie „ihrer Officiers und Exercitienmeister Approbation, nicht sonder sein eigenes Vergnügen, jederzeit gehabt hätten, sodaß ihnen bis dato nichts mehr zu manquiren geschienen habe, als ein Fond, woher sie sich bei einmal erfolgendem employ equipiren und sozusagen in die Welt gehen könnten".

Es war dem Großkanzler in jener Zeit seines Lebens beschieden, sich in mancherlei Angelegenheiten dieser und ähnlicher Art fruchtlose Mühe zu geben, und ich fürchte schon, daß auch diesmal nicht so viel herausgekommen ist, wie ich der wohlwollenden Absicht der guten Sophie Juliane und der Bedürftigkeit ihrer Neffen halber wünschen möchte. Das vom 14. Nov. 1716 datirte Antwortschreiben des Oberstlieutenants war nicht sehr tröstlich. Es leuchtet daraus nicht undeutlich hervor, wie der Oberstlieutenant nicht eben erbaut davon gewesen ist, daß die Verstorbene ihre ihr völlig fremd gewordenen Verwandten in Sachsen bedacht und damit dieses Geld denen entzogen hatte, deren Gastlichkeit sie so viele Jahre genossen. Da gibt er denn den Beichlings zuvörderst einige Pillen zu verschlucken. Er würde,

ſchreibt er, die Sache den Legatarien ſofort mitgetheilt haben, das ſei ihm aber nicht möglich geweſen, da nicht blos ihm deren Aufenthalt unbekannt geweſen ſei, ſondern auch das ſelige Fräulein nicht einmal gewußt habe, „ob noch jemand von ihren Freunden bei Leben ſei oder nicht, wie denn bei ihren Lebzeiten im geringſten niemand ihrer Verwandten ſich ihrer angenommen, viel weniger an ſie geſchrieben worden, ſo ſie gar manchmal erwähnet und geklaget". Er habe ſich ihrer Perſon gerne angenommen und dieſelbe über etliche zwanzig Jahre mit nicht geringen Koſten bei ſich in ſeinem Hauſe gehalten, wodurch ſie denn dieſes Kapital zum Theil erſpart habe. Nach dieſer anzüglichen Einleitung berichtete er nun weiter, daß über das Kapital, wie die Erblaſſerin nicht gewußt habe, erſt noch zu proceſſiren ſei. Er könne keine Copie des Teſtaments ſchicken, da er das Original vorlängſt an das Judicium, wo die Sache anhängig ſei, habe einſenden müſſen, wie er denn bereits zwei ganzer Jahre mit großer Mühe und mit Verdruß und Beſchwerde in der Sache habe ſtreiten und beträchtliche Koſten aufwenden und aus eigenen Mitteln vorſchießen müſſen. In der Güte ſei nicht das Geringſte zu erhalten, auch noch bis dato zu keinem Urtheil zu gelangen geweſen. Sobald er aber etwas bekomme, werde er nicht ermangeln, Sr. Hochwohlgeboren von allem Nachricht zu geben, weshalb er um Angabe von „Dero Charge und Titul" bitte.

Es findet ſich nichts weiter über dieſe Sache. Von den beiden jungen Leuten ſtand der eine noch 1721 als Sergeant bei der Compagnie eines Hauptmanns Pflugk in Dresden, dem er von dem Großkanzler empfohlen ward und der ihm ein gutes Zeugniß gab. Dann verliert ſich jede Spur, bis zu dem erwähnten Duell des

Lieutenants von Beichling, am 14. Dec. 1732, das einen ſo traurigen Ausgang nahm. Der damalige Sieger, ein Küraſſierlieutenant von Große, wurde, wenig über ein Jahr nachher (17. April 1734), in Polen mit einem ganzen Detachement von den polniſchen Malcontenten überfallen und niedergehauen.

# IX. Reiſebriefe eines Hofmeiſters.

(1671—73.)

In einem Familienarchiv hat ſich ein Convolut alter Briefe erhalten, welche der Reiſebegleiter und wahrſcheinliche Führer eines jungen ſächſiſchen Edelmanns an eine Dame geſchrieben, in der wir eine ältere Schweſter des letztern vermuthen. Sie reichen vom 18. Oct. 1671 bis zum 27. März 1673, und dann kommt noch ein Schreiben vom 20. Mai 1673 hinzu, das an den Gemahl der inzwiſchen verſtorbenen Dame gerichtet iſt. Zum großen Theil ſind ſie mit Hofmeiſterleiden, Geldangelegenheiten, Familienbeziehungen und ſonſtigen nur die Betheiligten intereſſirenden Angelegenheiten beſchäftigt, enthalten jedoch auch manche kleine Züge zur Bezeichnung der Zeit, die wir herausheben wollen, nachdem wir vorher über die betreffenden Perſonen beigebracht haben, was wir etwa ermitteln oder vermuthen können.

Ueber den Briefſteller ſelbſt finden wir nichts Näheres, als daß er ſich A. Leo unterzeichnet und mit einem Siegelring ſiegelt, deſſen Wappen im Schild und Helm einen Löwen zeigt. Nicht einmal, ob er in aller Form der Hofmeiſter des ihm anvertrauten jungen Mannes geweſen oder welchem Lebensberuf er ſich beſtimmt habe, läßt ſich aus den Briefen mit Sicherheit abnehmen.

Zuweilen will es uns eher scheinen, als wäre seine Stellung eine selbständigere. Er scheint einiges eigene Vermögen gehabt zu haben, für welches die Dame, an die er schrieb, auch mit Sorge trug, spricht von dem jungen Herrn, mit dem er reiste, stets als von seinem Reisekameraden, und zeigt sich in den Briefen zwar sehr artig und ehrerbietig gegen die Dame, aber nicht in der Sprache submissester Devotion, sondern mit einer gewissen weltmännischen Sicherheit und Unbefangenheit. Indessen ist er jedenfalls auf Kosten des jungen Herrn gereist und hat Hofmeisterstelle bei demselben vertreten, wie sie denn auch einen förmlichen Contract hatten, der auf gegenseitige vierteljährliche Aufkündigung gestellt war. In die Verhältnisse der Familie, der er diesen Dienst leistete, zeigt er sich tief eingeweiht, und da in derselben geschiedene Interessen bestanden, so nimmt er entschieden für die Dame und deren präsumtiven Bruder Partei. Von einem theologischen Candidaten spürt man nichts an ihm, und einmal spricht er davon, mit seinem „Kameraden" zur französischen Armee gehen zu wollen. Ein andermal wünscht er, daß der junge Herr, der gern noch lange reisen, aber des Hofmeisters lieber ledig sein möchte, ihn zur einstweiligen Verwaltung seiner Güter heimschicke. Dann könne er vielleicht eine Versorgung bei der Kammer erlangen.

Der junge Mann, mit dem er reiste, war ein Herr von Lüttichau und aller Wahrscheinlichkeit nach der einzige hinterlassene Sohn Wolfgang Sigfried von Lüttichau's auf Zschorna, Baselitz, Dalwitz bei Großenhain. Wolfgang Sigfried war am 13. Juni 1610 geboren, der Sohn August von Lüttichau's auf Falkenhain und Zschorna († 1631), mit der sich die falkenhainer Linie von denen zu Kmehlen und Ullersdorf abzweigte, und der Perpetua

von Hurschedel aus Borna. Er wurde kursächsischer Kammerpräsident, dann Geheimrath, Kanzler und Obersteuerdirector und ist am 7. Jan. 1671 gestorben. Aus seiner am 16. Aug. 1635 geschlossenen Ehe mit Martha, einer Tochter Abraham Bock's von Pillach auf Großpriesen und Margaretha von Weißenbach und Wolfersdorf, lassen die Genealogen, neben zwei Töchtern, drei oder vier Söhne geboren werden, die sie aber zum Theil verschieden benennen und von denen sie versichern, daß sie alle in der Jugend verstorben seien. Gewiß ist allerdings, daß die Güter auf eine Tochter und deren Erben übergingen. Aus unsern Briefen scheint aber mit ziemlicher Evidenz hervorzugehen, daß wenigstens einer seiner Söhne — wahrscheinlich Sigfried Innocenz oder Wolfgang Gottlieb — den Vater überlebt hat und bei dessen Tode die Jahre der Cavalierstour erreicht hatte. Er mag aber auf oder bald nach dieser Reise gestorben sein, da wir die Güter bald darauf in den Händen der Familie seiner ältesten Schwester finden. Es war dies das älteste Kind seiner Aeltern, Perpetua Margaretha von Lüttichau, die sich am 24. April 1664 an den damaligen Hofrath Gottfried Hermann von Beichling, den Vater des nachherigen Obristen Kanzlers unter König August II., vermählt hatte und am 21. April 1680 verstorben ist. Ihre jüngere Schwester, Martha Elisabeth, geb. 30. Juli 1640, mit dem kursächsischen Kammerdirector, Kammerherrn und Obersteuereinnehmer Hans Georg von Schleinitz auf Graupzig, Bädelitz, Seerhausen, Zeschau, Neudeck verehelicht, war die Dame, an welche jene Briefe gerichtet sind, ist aber während der Reise, auf die sie Bezug haben, am 17. April 1673 verstorben. Es scheint nun, daß sie im nähern Vertrauen zu ihrem Bruder stand, während seiner Abwesenheit für

seine Interessen Sorge trug, ihm die nöthigen Gelder sendete u. s. w., wogegen er geneigt gewesen zu sein scheint, für den Fall seines Ablebens hauptsächlich ihr seine Erbschaft zuzuwenden, soweit das thunlich war. Sein Reiseführer scheint beflissen gewesen zu sein, ihn in diesem Vorsatz zu bestärken, der aber durch den Tod der Frau von Schleinitz vereitelt ward, welche übrigens ebenso, wie der Hofrath von Beichling, die gesammte Hand an den Gütern erhalten hatte.

Dieser Hofrath von Beichling tritt in den Briefen als der gemeinsame Gegner auf, dem man allerhand Umtriebe schuldgibt oder dergleichen von ihm besorgte. So heißt es einmal (14./24. Dec. 1671): „Daß der Herr Hofrath auf die Zinngelder [1]) einige Inhibition erlanget, wundert mich von Herzen, weil es noch lis pendens ist, auch der von Lüttichau sonsten genugsam solvendo ist, auf welchen Fall man keine Inhibition zu verstatten pflegt, wie genugsam bekannt und aus meiner Pfortischen Sache zu ersehen. Aber die Rechte laufen wunderlich. Doch wird es schwerlich Bestand haben, wenn man nur recht darwider einkombt.[2]) Ich wünschte von Herzen, daß selbige Sache beygelegt werden könnte, aber Gelegenheit ist hart und Mr. Lüttichau sehr erbittert; es wird noch einmal, wenn er wiederkombt, wunderliche Kappen setzen." Aus einer, durch einen inzwischen erhaltenen Brief der Frau von Schleinitz ver-

1) Wahrscheinlich ein Theil der Allodialverlassenschaft des Kanzlers. In einem spätern Briefe werden sie als Alemannsche Gelder bezeichnet.

2) Dem nächsten Briefe (d. d. Rom, 23. Dec. 1671) ist auch eine Eingabe des jungen Lüttichau beigelegt gewesen, die sich wahrscheinlich auf diese Sache bezogen hat und dem Kanzler überreicht werden sollte, was seit 1671 Reinhard Dietrich Freiherr von Taube war.

anlaßten nachträglichen Beilage ersieht man weiter, daß über den jungen Lüttichau üble Gerüchte in Dresden verbreitet worden, sowie daß man der Frau von Schleinitz auch wegen eines von ihr mit diesem ihrem (präsumtiven) Bruder geschlossenen Erbvergleichs Scrupel hatte beibringen wollen. Leo versichert, jene Gerüchte seien unwahr. Der junge Herr habe zwar „zu Wien ein ziemliches verspielet, aber keinesweges Händel dabei gehabt und endlich das Spiel ganz verredet und dies auch bis anher gehalten". Er sei frisch und gesund, lerne „allerhand Exercitien, als reiten, fechten, tanzen, auf der Chitarra spielen und was nur zu lernen" sei (sic). Dann fährt er fort: „In Betrachtung aber, daß wir alle sterblich, insonderheit in der Fremde und auf der Reise, gereuet mich's von Herzen, daß wir nicht vor unserer Abreise insgeheim ein Testament gemacht und an einem Orte gerichtlich beigelegt, bin auch noch willens, ihme eines aufrichten zu lassen, insonderheit da er krank werden sollte, welches der Allerhöchste aber in Gnaden verhüten wolle! Auf solchen Fall soll er Madame ganz allein zum Erben einsetzen in alle demjenigen, darvon er zu bestimmen Macht und Gewalt hat. Im übrigen sehe ich nicht, wie Madame wegen Renuncirung des Fideicommisses von der übrigen Erbschaft könnte ausgeschlossen werden, welches Sie sich doch expresse vorbehalten; überdas hat Sie [1]) ja an die Güter die gesambte Hand sowohl als der Hofrath, und ich bezeuge vor Gott, sowahr ich gedenke selig zu werden, daß ich in erwähntem Vergleich von keinem Betrug noch Fehler weiß, der Madame präjudiciren könnte, und wollte lieber das Leben oder gar die Seele verlieren, als gegen

1) In den ganzen Briefen wird sie mit der dritten Person des Singulars bezeichnet.

ie falsch erfunden werden, es sey in diesen oder andern ingen. Sollte aber mit Bestandt einiger Scrupel oder angel darinnen können gezeigt werden, weil wir Menhen seyn und irren können, so beliebe Madame mit ächster Post ein ander Exemplar wie Sie es selbst veringet, zu übersenden, es soll alsofort vollzogen werden, nd ich will es entweder bey mir behalten, oder zurückehicken, denn itzo ist er mündig und bedarf keines Rittreisters [1]), und wenn es vollzogen, können sie bey der egierung die Confirmation nicht weigern. Ich hoffe er, es werde nicht unnöthig sein, und er wird mit ttlicher Hülffe frisch und gesund wiederkommen. Ich lte es sei nur eine Invention, Feindschaft und Unnigkeit unter uns zu stiften, aber sie werden es schwerh erleben. Ich hoffe, er soll etwas rechtschaffenes ler:n [2]), daß er Mannes genug sein wird, seinen Freunn zu dienen und sich an andern zu rächen" (sic). — inmal (d. d. Paris, 27. März 1673) fürchtet er gar nterschlagung der Briefe. „Es scheinet auch", sagt „als wenn meyne letzten Briefe nicht alle recht erkommen, da doch selbige im Anfangk so richtig aliefen. Man lasse ein wenig Achtung geben, ob van die Schlangen selbige abholen lasen, umb zu sehen as geschrieben wird." [3])

---

1) Der Rittmeister wird öfters erwähnt, scheint des jungen Lüthau Vormund gewesen zu sein, welche Vormundschaft aber nur nige Monate gedauert haben kann, und auch nachher noch seine chtssachen besorgt zu haben. Den Töchtern des Rittmeisters werden äsente geschickt. Wir können aber durchaus nicht errathen, wer ser Rittmeister gewesen.

2) Reiten, fechten, tanzen, Guitarre spielen?

3) Wenigstens nach dem Tode der Frau von Schleinitz sind diese riefe in den Besitz derer gekommen, die wahrscheinlich unter den Schlangen" gemeint waren: der Beichling. Auch ein Herr von

Die Reiſenden waren, wie man ſieht, über Wien nach Venedig gegangen, wo wir ſie im October und November 1671 finden, während ſie im December nach Rom überſiedeln. Von da gehen ſie im März 1672 nach Neapel, hätten wol Luſt, auch Sicilien zu beſuchen, wozu es jedoch nicht gekommen zu ſein ſcheint, ſowie Malta, wenn die Reiſe dahin nicht zu gefährlich wäre, und ſind noch im März wieder nach Rom zurückgekehrt. Von da mögen ſie im April abgereiſt ſein; denn während ein Brief aus Siena zwar erwähnt wird, aber nicht vorliegt, iſt der nächſte aus Florenz vom 7. Mai a. St. datirt. Dann folgt einer vom 5. Juni aus Lyon, und am 26. Juli n. St. ſind ſie in Saumur, jener damals ſo beſonders beliebten Bildungsſtätte deutſcher Cavaliere, und hier bleiben ſie bis gegen Weihnachten, um ſich dann nach Paris zu wenden, wo ſie am 12. Dec. ankommen und von wo die übrigen Briefe geſchrieben ſind.

Daß der junge Herr andere Studien getrieben, als jene Exercitien im Reiten, Fechten u. ſ. w., merkt man nirgends. Das Verhältniß zwiſchen ihm und ſeinem Führer ſcheint zwar inſoweit ein ſehr enges geweſen zu ſein, als der Letztere ſichtlich überzeugt war, der junge Herr werde in ſeinen äußerlich wichtigſten Angelegenheiten unbedingt ſeinem Rathe folgen; ſonſt aber zeigt ſich

---

Burkersroda, auf den viel Rückſicht genommen zu werden ſcheint, ſpielt eine Rolle in dieſen Briefen. Wir können jedoch auch hier auf kein verwandtſchaftliches Verhältniß kommen. In einem der letzten Briefe wird eines zukünftigen Schwiegervaters gedacht, die Sache jedoch noch als problematiſch hingeſtellt. Von einem Auguſt von Lüttichau hatte man ein Kapital zu fordern. Es wird das der Oheim des jungen Herrn geweſen ſein, der das Hauptgut Falkenhain übernommen und vielleicht noch darauf an ſeine Geſchwiſter und deren Erben herauszuzahlen hatte.

wol, daß dieser mehrfach damit umging, sich mehr und mehr zu emancipiren, daß der Führer außer Stande war, manchen Dingen, die er misbilligte, Einhalt zu thun, und daß er zuweilen den Einfluß der Frau von Schleinitz zu Hülfe rief, um bei dem ihm anvertrauten jungen Manne etwas durchzusetzen, was er schon allein hätte erreichen müssen, wenn er der Zuneigung und Anhänglichkeit desselben versichert gewesen wäre. Soweit die Briefe reichen, scheint der junge Herr zwar der Verführung zugänglich gewesen, doch nicht allzu sehr über die Stange gesprungen zu sein. Er hatte in Wien seine „Handgelder" und noch 200 Thlr. darüber verspielt; aber er hatte sich doch durch diese Erfahrung warnen lassen und das Spielen verredet. Von Rom aus klagt der Führer über zu weit gehenden Aufwand. „Er will allein", schreibt er (d. d. Rom, 18. Nov. a. St. 1671), „seinen ziemlich großen Staat führen mit Livorey, Caroſſe ꝛc. und es dem Herrn von Callenberg [1]) nachthun, der sich doch damit ziemlich tief hineingesetzet; ich

1) Vielleicht Kurt Reinicke, der erste Graf dieses Namens, der am 23. Oct. 1651 geboren war, also damals gerade in den Jahren der Cavalierstour stand und mit unserm Lüttichau ziemlich in einem Alter war. Er starb als kursächsischer wirklicher Geheimrath zu Dresden am 20. April 1709. Mit einer Dame aus dem Schwesterbunde der Friesen und zwar derjenigen unter den sieben Schwestern, die als die gelehrte bezeichnet wurde, Ursula Regina (geb. 27. oder 28. Aug. 1658, vermählt 30. oder 31. Dec. 1673, † 29. Oct. 1714), ward er der Stammvater eines zahlreichen Geschlechts, das aber doch im Mannesstamm erloschen ist und dessen Erbe bekanntlich auf die Pückler überging. — In einem spätern Briefe aus Saumur heißt es: „Der Herr von Callenberg hat es zu Rom etwas bunt gemacht, das Geld verspielt und sich mit einem Mädchen, welches der Prinzessin Colonna aufgewartet, aber doch adelichen Standes sein soll, ziemlich weit eingelassen. Indeß will ich nicht hoffen, daß es Monsieur Findekeller so weit werde kommen lassen, daß er die religion changiren und dasselbe Mensch gar heyrathen sollte."

kann es endlich geschehen lassen, und werde äußerst bemühet sein, daß es doch mit guter Manier und gewissem Maße geschieht, damit man sich nicht in ruin bringet, denn mir seine Mittel am besten bekannt sind und wol weiß, was er thun und nicht thun kann, habe ihm auch alles demonstriret und erinnert, daß er solches versparen sollte, bis er einmal wieder nach Haus gelanget, alsdann er dergleichen Estat zu machen viel nothwendiger bedarf zu seiner Beförderung und Wohlfahrt." Die Ermahnung hat nichts gefruchtet, denn es schließt sich gleich an diese Stelle die Erklärung: „Wir werden auf solche Weise mit dem jetzigen Gelde, soweit als ich vermeinet und in meinem Vorigen gemeldet, wol schwerlich reichen, sondern gegen Ostern ein mehreres bedürfen, derowegen wolle Madame gehorsambst ersuchet sein, etwa 500 Thlr. oder etwas mehr bis 1000 bei der Hand zu schaffen, damit wir sie gegen selbige Zeit, wenn ich vorher deswegen schreiben werde, haben könnten." Es heißt dabei: „Wenn Madame etwas von Dukaten u. dgl. gutem Gelde nach und nach an sich bringen könnte, wäre uns viel damit gedienet, und wir dürften soviel nicht am Wechsel verlieren, aber es wird bey ihnen auch wol selzam (selten) seyn und über 3 bis 4 p. C. wollen wir nicht Aufgeld geben." — Es wird darauf schon unter dem 14. Dec. a. St. 1671 um 600 und dann wieder unter dem 20. Febr. n. St. 1672 um 400 Thlr. geschrieben, wobei es heißt: „Wir könnten wol mit Wenigerem außkommen, aber mein Herr Kamerade greift es gar zu hoch an, er hat sich wieder ein neu Kleid vor 100 und etliche Thaler machen lassen. Es wäre besser, daß wir solches jetzo sparten und es zu Hause künftig einmal anwendeten. Doch danke ich dem lieben Gott, daß er gesundt lebet und seine Zeit

noch ziemlich wohl employiret, auch das Spielen einmal hat fahren lassen, womit sich etliche andere von unsern Landsleuten ziemlich ruiniren."

In Rom trafen sie einen jungen sächsischen Edelmann, Monsieur Trützschler, mit dem sie gute Freundschaft pflogen. Hierbei zeigt sich der Führer nicht recht scharfsichtig und consequent. Denn während er (d. d. Rom, 20. Febr. n. St. 1672) dies billigend meldet und zugleich bemerkt, daß sie fest entschlossen seien, mit demselben im nächsten Sommer zu der französischen Armee zu gehen, wenn der Krieg mit Holland noch angehe, wobei er — ob im Ernst oder Scherz? — hinzusetzt, sie würden treffliche Soldaten abgeben, klagt er später, daß jener Herr von Trützschler und ein junger Herr von Arnhiemb (Arnim) seinen Pflegling gegen ihn aufgewiegelt hätten, um ihn besser benutzen zu können, und macht ihnen eben jenes Kriegsproject zum Vorwurf. Diese Geschichte bricht in Lyon aus, von wo (5. Juni n. St. 1672) der Führer, in einem eingelegten Postscript [1]), der Frau von Schleinitz folgende Mittheilung macht: „Ich kann Madame hierbei doch in geheimb nicht verhalten, wie daß ich durch einige gute Freunde vernommen, daß mein Herr Kamerade sich verlauten lassen, daß wenn er nach Paris käme und also seine Reise meist verricht hätte, er mich abdanken wollte, damit er recht frey nach seinem Kopf leben und die Unkosten ersparen könnte, denn er gedächte noch so balde nicht nach Hause zu kommen, und dürfte keines Hofmeisters mehr, er könnte das Geld wohl

1) In dieser Form schreibt er in der Regel, wenn er etwas mittheilen will, was sein „Kamerad" nicht wissen soll. Es scheint daher: die Briefe an die Frau von Schleinitz ließ er dem Letztern lesen, legte aber vor der Absendung zuweilen noch etwas ein.

ersparen und darvor lustig sein. Derowegen ich Madame unterthänig will gebeten haben, mir von meinen wenigen Mitteln 200 Thlr. à part durch Herrn Eger [1]), an welchen ich deswegen geschrieben, übermachen zu lassen, damit ich mich desselben auf bedürfenden Fall bedienen könne, oder doch zum wenigsten etwas darvor zu meinem Nutzen allhier einkaufen. Auch weil ich selber bey so gestalten Sachen gerne mit Manier losseín wollte, weil ich mein Intent albereit erreichet und bei fernerer weitläuftiger Reise mehr einbüße, als gewinne. Als wolle Madame Mir die Gnade thun und künftig mit nächster Gelegenheit, doch unvermerkt dieses alles, an meinen Kameraden schreiben, wie daß ihr schwer und fast unmöglich fiele, die Aufsicht seiner Güter ꝛc. ferner zu führen und soviel baar Geld immer nacheinander aufzubringen, derowegen Er erinnert sein wolle, seine Reise zu beschleunigen, und gegen künftigen Frühling aufs längste wiederzukommen, oder doch Jemand zu ordren, der solche Mühe bis zu seiner Wiederkunft über sich nähme, weil Ihr nicht möglich bey ihrer ohnedies großen Haushaltung solche Aufsicht ferner zu führen, und ohne fleißige und tägliche Aufsicht die Güter sehr ruiniret würden und andere Sachen verabsäumet lägen. Weil der Rittmeister mit seinen eigenen Sachen genug zu thun hätte, könnte er doch mich auf allen Fall solange hinausschicken, daß ich bis zu seiner Wiederkunft dies alles verrichtete, Er würde doch mit der Zeit wohl ohne Hofmeister leben können. In Summa, Madame wolle sehen, wie Sie ihm soviel an die Hand geben möge, daß er mich hinausschicke, alsdann komme ich mit guter Ma-

1) Ein Kaufmann in Leipzig, durch welchen die Remessen erfolgten.

nier los, denn ich des Dinges sehr satt bin. Ich will hernach schon wissen meine Sachen weiter anzustellen. Er fürchtet sich nur vor dem Herrn von Burckersrode, denn derselbe ihn expresse vermahnet, daß er ohne Hofmeister nicht reisen und mich durchaus nicht von sich lassen solte, sonsten wäre er längstens lieber ohne Hofmeister gereist, denn es wäre keine Lust mit einem Hofmeister zu reisen und koste viel mehr [1]) ꝛc. Also wollte ich durch die Autorität des Herrn von Burckersrode es schon erlangen, daß ich bis zu Ausgang der Reise bey ihm verbleiben könnte, aber ich bin es selber satt und überdrüssig und wollte lieber künftigen Frühling wieder zu Hause sein." — Nun er ist jedenfalls noch bis zum nächsten Frühling geblieben und es ist auch da noch keine Rede von einer Trennung. Schon in dem nächsten Briefe (d. d. Saumur, 26. Juli n. St. 1672) nimmt er den jungen Herrn wieder gegen ein böses Gerücht in Schutz. Er sagt: „Was uns betrifft, leben Wir Gottlob! gar gesund und wohl, haben das größeste und beschwerlichste unserer Reise fast abgelegt, indem Wir nicht allein gantz Italien und Savoyen [2]) nebenst dem schönen Hofe daselbst, sondern auch das größeste Theil von Frankreich durchzogen und gesehen. Anitzo haben wir uns an diesen kleinen Ort retiriret, woselbst die beste Art der Sprache ist und alle Exercitien anitzo in vollem Flore seyn. Unterdessen kann ich Madame bey meiner Treue und Redlichkeit versichern, daß an der erwähnten Zeitung von meinem Herrn Kameraden nicht das geringste wahr ist,

1) Das dürfte in vielen Fällen eine falsche Rechnung gewesen sein. Ein Hofmeister, der einen zur Verschwendung geneigten jungen Mann in Ordnung hielt, ersparte, statt zu kosten.

2) Das also damals nicht zu Italien gerechnet wurde.

auch nie an dergleichen gedacht worden, noch eintzige[1]) Gelegenheit gegeben, dergleichen auszusprengen. Man muß es bloß der boshaftigen, müssigen Welt zuschreiben. Solange ich bey ihm bleibe, sollen dergleichen Excesse so Gott will nimmer geschehen, ich würde bald mit Fäusten dareinschlagen und darvon gehen, denn mein ehrlicher Name und renommée ist mir lieber denn alles, und will also handeln, daß alle unsere Feinde darüber zu Schanden werden sollen, wird mir's gleich bisweilen sehr sauer und verdrießlich gemacht, überwinde ich doch alles mit Geduld, umb dasjenige, so ich mich unterfangen, mit ehren auszuführen. Denn wie Madame aus meinem Jüngsten von Lyon wird verstanden haben, sind wir daselbst etwas auffstützig worden, obzwar nicht wegen dergleichen Excesse, sondern aus Anstiftung anderer Jungen Leute und seines gleichen, welche gerne mit Ihm spielen und sonsten seiner genießen wollten, ohne mich aber nicht ihren Zweck erreichen konnten, derowegen Sie ihme vorgebildet, es wäre ihm nicht alleine nichts nutze, sondern fast verkleinerlich, länger einen Hofmeister zu halten, Er wäre ja erwachsen, Sein eigner Herr und hätte das gröseste seiner Reise gethan, derowegen er itzo solche Unkosten wohl ersparen und das Geld selbst verzehren könnte, überdies lernete man viel mehr, wenn Man selbst seinen Sachen vorstünde. Dieses alles verbarg er eine Zeit lang, stellete sich aber immer obstinat und widerwärtig, bis es endlich einmal herausbrach und er mir zu verstehen gab, ich wäre ihm nicht viel mehr nütze und ich könnte sonsten wohl bessere und vortheilhaftere Gelegenheit haben, derowegen ich ihm alsobald meine Be-

1) Wird hier, wie an andern Stellen, für „irgendeine" gebraucht.

stallung vorgelegt und ihme gezeigt, wie daß wir schuldig wären, es einer dem andern ein Vierteljahr vorher aufzukündigen, damit er nun sehen sollte, daß ich mich zu ihm nicht dränge und mir an seiner Gnade nicht so gar viel gelegen, als wollte ich ihm von dato an meine Bestallung aufgekündiget und wenn solche Zeit verflossen meine Zahlung und Abschied haben. Worbei es damals geblieben, und nachdem ich ihn von derselbigen Compagnie abgezogen, hat er sich bis dato höflicher erwiesen und mag ihm vielleicht gereuen. [1]) Weil aber dergleichen casus sich mehr zutragen könnten, als habe ich dazumal Madame gehorsambst gebeten, mir von meinem wenigen 200 Thlr. übermachen zu lassen, damit ich mich dessen auf allen Fall möchte bedienen können, worbey es nochmals verbleibet. Im übrigen wolle Sie sich deswegen keine Gedanken machen, ich will schon meine Sachen wissen zu richten, daß wir auf allen Seiten ehre darvon haben und unsern Feinden kein Frohlocken verursachen. Madame sei dessen gewiß versichert." — Weiter heißt es unter dem 14. Aug. 1672: „Was ich wegen 200 Thlr. vor mir à part geschrieben, wenn selbige nicht allbereit verordnet, wolle Madame belieben, es also zu machen, nämlich daß Sie anstatt der begehrten 600, 800 Thlr. vor Mr. Lüttichau verordnen, doch also daß 600 vor ihm und 200 vor mir sollten. Auf den Fall, da ich dessen bedürfen möchte, könnte ich michs bedienen, im Gegenfall und wo nicht, rechnete ich die ganze Summe Mr. Lüttichau ein und bliebe mein weniges, so auf In-

1) Das wird wahrscheinlich, da der Hofmeister noch weit über das Vierteljahr blieb, die Aufkündigung also zurückgenommen oder als nicht erfolgt betrachtet ward.

tereſſe ohne Zweifel [1]) außenſtehet, in ruhe, denn allem Anſehen nach werde ichs nicht bedürfen, weil ſich die Leute jetzo viel beſſer denn vorhin benehmen, wenn nicht böſe Geſellſchaft und falſche Rathgeber wieder dazwiſchenkommen." — So heißt es auch unter dem 18. Sept. n. St. 1672: „Ich werde wohl endlich itzigem Anſehen nach bei ihm bleiben, bis er wiederkombt, er wolte denn ſehr lange noch außenbleiben." — Endlich am 15. Dec. n. St. 1672 ſchreibt er von Paris: „Ich habe die 800 Thlr. alle Mr. Lüttichauen eingerechnet, weil ich Sie noch zur Zeit nicht bedarf, derowegen beliebe Madame ihme auch die gantze Summe alſo anzuſetzen, alsdann bleibet mein Weniges auf Intereſſe und zufrieden, wenn ich gleich nichts verdiene, werde ich doch auch hoffentlich nicht das meine darbey verzehren müſſen. Die Lieben Herren, nämlich Trützſchler und Arnhiemb, welche uns damals zu trennen ſuchten, vorgebend daß Sie zur armée gehen wollten und das Mr. Lüttichau mitgehen ſollte, haben wir jetzt allhier wieder angetroffen, es mangelte dazumal an nichts, als mich auf die Seite zu ſchaffen, ich will aber hoffen, daß Mr. Lüttichau itzo klüger ſeyn werde, indem er ihre ſchöne Anſtellungen ſiehet, Sie haben die armée nicht einmal geſehen und all ihr Geld verſpielt und liederlich verthan, derowegen Sie itzo wieder alle tage gelaufen kommen umb geld zu borgen, gleich wie zu Rom, und wenn es denn nicht angeht, alsdenn ſind Sie wider mich und ſuchen alle gelegenheit uns zu ſepariren, ob Sie ſich zwar äußerlich als die beſten Freunde ſtellen. Aber ich achte es nicht, und begegne Sie mit dergleichen Verſtellungen, es hat

1) Er wußte alſo gar nicht, wie ſein kleines Vermögen angelegt war.

hoffentlich nunmehr keine Noth, weil Mr. Lüttichau ihre Liſte erkennen lernet. Doch hat er dem einen geſtern 2 Piſtolen geliehen, die ſind verlohren."

Doch genug von dieſen Perſonalien, und nun noch einige Mittheilungen aus den Reiſeberichten und dem ſonſtigen mehr ſachlichen Inhalt der Briefe. Da iſt nun das erſte, was uns als charakteriſtiſch entgegentritt, rein negativer Natur. Dieſe Briefe ziehen ſich durch anderthalb Jahre hin. Sie ſind von dem Führer eines jungen Edelmanns, alſo vorausſetzlich von einem Manne, der wiſſenſchaftliche Bildung beſaß, an eine Dame von Stand geſchrieben. Es findet ſich keine Spur, daß er außer ihr, und abgeſehen von den Geſchäftsverhandlungen mit einem Handelsherrn und einem Haushofmeiſter, andere Correſpondenten im Vaterlande gehabt hätte. Nun in all dieſen Briefen kommt kein Wort vor über die Naturſchönheiten oder mindeſtens Naturmerkwürdigkeiten der durchreiſten Länder — nur über die Beſchwerlichkeit der italiſchen Reiſe wird geklagt —, kein Wort ferner von betrachteten Kunſtſchätzen, keine Hindeutung auf gemachte Bekanntſchaft mit diſtinguirten Perſonen [1]), Gelehrten u. ſ. w., nichts über Politik, faſt nichts über Stimmungen und Sitten der fremden Nationen, confeſſionelle Beziehungen, ſelbſt nichts über die Schauſpiele und Solennitäten, denen die Reiſenden ohne Zweifel beigewohnt. Alles, was außer den rein perſönlichen und geſchäftlichen Angelegenheiten in den Briefen vorkommt, bezieht ſich, ein paar ganz allgemeine Bemerkungen ausgenom-

1) Nur im Vorbeigehen wird erwähnt, daß ſie ſich in Rom zu der Reiſe nach Neapel an zwei Fürſten von Anhalt und den Markgrafen von Baden angeſchloſſen hätten und deshalb ſicher gereiſt ſeien.

men, auf Mode, Toilettengegenstände, bologneser Hündchen u. dgl., und die Briefe hätten aus jedem andern Lande der Welt ungefähr dasselbe bringen können, wie hier aus Italien und Frankreich. Wußte der Briefsteller, daß die Dame, an die er schrieb, und die doch sonst eine verständige, praktische und theilnehmende Frau gewesen zu sein scheint, für nichts anderes Sinn hatte, als für Geschäftsinteressen, Familienangelegenheiten, Putz und Mode? Oder lag die Schuld an ihm selbst. Das sieht man freilich, daß ihm die ganze Reise keine Lust, sondern Last und Beschwerde war, daß er sie wie ein verdrießliches Pensum abarbeitete und sehnlichst ihr Ende herbeiwünschte. Einmal (d. d. Rom, 18. Oct. a. St. 1671) sagt er auch ausdrücklich: „Das Vergnügen und die Freude ist sonst mäßig, die man auf der Reise empfindet, Mir gefällt ein Deutschland besser denn zehn Italien und andere frembde Oerther." Nun die vaterländische Gesinnung ist jedenfalls zu loben und Deutschland mag sich auch in Naturschönheiten, wenn sie auch anderer Art sind, mit Italien messen können, wie denn auch viel spätere Reisende sich nach dem frischen Grün, den kräftigen Waldungen, den hellen, starken Strömen der deutschen Heimat zurückgesehnt haben. Schwerlich aber war es das, woran unser Leo dachte. Bei ihm mag es wol zugetroffen haben, was Macaulay [1]) zur Erklärung der von ihm hervorgehobenen frühern Geringschätzung der später so gepriesenen schottischen Hochlande geltend macht: daß die Unsicherheit, die Fährlichkeiten und Beschwerden, der Mangel an dem gewohnten Comfort die frühern Reisenden gegen alle Reize der wildromantischen Natur verstimmt hätten. Im ganzen und großen genügt uns diese Erklärung

1) Geschichte Englands, Bd. 3, Kap. 13.

reilich nicht, und möchten wir die Erſcheinung vielmehr
us dem geſammten Charakter der Zeiten erklären. Denn
ir finden, daß auch die Naturſchönheiten ſolcher Ge-
enden, in denen man ſo ſicher und bequem, wie nur
mmer in dem ehedem ſo bewunderten Holland, reiſen
onnte, früherhin nicht beachtet wurden, und das heutige
Geſchlecht findet in den Abenteuern, Beſchwerden und
Gefahren der Reiſen eher eine Erhöhung des Reizes als
twas Abſchreckendes.

Von Venedig ſenden die Reiſenden (d. d. 18. Oct.
671) „8 paar Händſchen von unterſchiedenen Sorten,
ie auch 2 paar vor den Herrn Kammerrath [1]), nebenſt
twas von Pulver, welches man die Hände zu ſaubern
nd ſchön zu machen gebrauchet", wozu denn die An-
eiſung kommt: „Man nimbt deſſen ein wenig in die
and, gießt Waſſer darzu und reibt alſo die Hände
amit, gleichwie mit Seife. Hernach wäſchet man Sie
it kaltem Waſſer rein ab. Sie halten es hier (für)
iel beſſer, als die Seife." Ferner folgen: „2 Schäch-
lchen mit Zahnpulver, welches ſehr gut, die Zähne und
as Zahnfleiſch zu ſaubern und in gutem esse zu erhal-
n." Wegen bologneſer Seife und Frangipani-Hand-
hen wird auf Bologna vertröſtet, ebenſo wegen eines
ologneſer Hündchens, das ſich die gnädige Frau beſtellt
u haben ſcheint. [2]) Herr Leo hat eine „Haube von Pointe
e Veniſe geſehen, welche ein Kaufmann vor Madame
e Colonna, eine Princeſſin in Rom, beſtellet und etliche
O Thlr. koſtete". Man finde keine gemacht, ſondern

1) Der Herr von Schleinitz wurde erſt 1672 Kammerdirector.

2) Später erfährt man, daß mit den Handſchuhen u. ſ. w. auch
nige italieniſche Bücher „und Schartecken" geſchickt wurden, was
enn ziemlich die einzige Spur von Literatur in dieſen Briefen iſt.

müßten bestellt werden. Mit dem bologneser Hündchen wird es übrigens nichts. Es heißt (d. d. Rom, 18. Nov. a. St. 1671): „Wir sind auf Bologna zwar zugekommen, aber ich habe kein Hündchen vor dasmal gekauft, denn sie waren sehr theuer, was zart und sauber war, und sagten mir alle, es wäre itzo zu spät im Jahre, ich würde keinen lebendig hinausbringen, denn Sie keine Kälte vertragen können. Ich habe aber mit unserm Wirthe daselbst verlassen, daß, wenn ich künftigen Sommer noch einen begehre, er mir schon einen verschaffen will, aber umb 30 bis 40 Thlr., was ein wenig recht sein ist." Später (d. d. Rom, 23. März a. St. 1672) macht er Hoffnung, auf der Rückreise aus Bologna, oder im Nothfalle aus England, wohin sie also auch zu gehen beabsichtigten, einen mitzubringen. Es ist aber nichts daraus geworden. Ueberhaupt scheint Herr Leo mit den Commissionen für die gnädige Frau nicht sehr glücklich gewesen zu sein. Sie scheint ein Camisol und Aermel begehrt zu haben, und er bemerkt darüber zuvörderst (d. d. Rom, 23. März a. St. 1672): „Es ist mir leid daß ich den Brief vor unserer Reise nach Napoli nicht bekommen, alsdenn hätte ichs selber recht wohl bestellen wollen, denn schwerlich eines sonst anzutreffen, das Madame recht sein werde. Ich habe gestern alsobald unsern Kaufmann vermocht, daß er an seinen Correspondenten nach Napoli geschrieben, sowohl wegen des Camisols, als auch der begehrten Ermeln. Wenn dergleichen allda nicht zu finden, soll alles beides alsofort gemacht und mit allernächster Gelegenheit übersendet werden. Zu Napoli haben wir fast nichts gekauft, außer 1½ Pfd. Neapolitanischer Seife, welche vor die allerkostbarste, so man jemals hat, gehalten wird, und nächstkünftig soll überschickt werden, item vor uns einem jeden ein Camisol

und eine Binde umb den Leib zu tragen. Vor Madame haben wir uns nicht unterſtehen mögen, ein Camiſol zu kaufen, weilen es hier und in Frankreich ganz keine Mode iſt, auch nicht einmal vor Mannsvolk. Mein Kamerade kann ſich nicht genugſam verwundern, daß ſie bei ihnen Mode ſeyn und ſo hoch äſtimirt werden. Sonſten haben wir dieſe Tage etwas von den beſten Oelitäten wie auch von den beſten Händſchen gekauft, welche wir gleich an Madame haben fortſchicken wollen, werden aber jetzo warten, bis wir Antwort wegen des Camiſols ꝛc. haben, damit wir's zugleich übermachen können. Des heilenden Oeles will noch eingedenk ſein, wenn ichs anders finden kann. Sonſten ſind alhier in Italien wenig Galanterieen und andere dergleichen Sachen vor Frauenzimmer, muß alles aus Frankreich hierher gebracht und ſehr theuer bezahlt werden, denn die Italiener ſind nicht arbeitſamb und von Invention, wie die Franzoſen. Dorten hoffen wir mehr und beſſere Gelegenheit zu finden, Madame mit dergleichen etwas zu erfreuen, wollen uns aber nicht den böſen Comödianten gleich ſtellen, welche immer verſprechen: Morgen wollen wirs beſſer machen." Nun folgt die ſo ziemlich einzige Stelle, wo ſich Herr Leo zu einer allgemeinern Betrachtung erhebt: „Der größte Putz der Italiäniſchen Damen beſtehet in der Reinlichkeit des Leibes und in Anſtreichung allerhand wohlriechender Sachen von Oel, Wäſſern, Pomade, Seife u. dgl., alſo daß Sie bald eines Tags einen Geruch von lauter Cedern, den andern Tag von lauter Gielſamin, den 3ten von eitel Conchiglia von ſich geben [1]), welcher nicht unangenehm iſt. Hin-

1) Dieſes Anführen iſt gegen die gewöhnliche Angabe, daß wenigſtens die römiſchen Damen einen ungemeinen Widerwillen gegen alle Odeurs haben ſollen.

gegen die französischen Damen halten mehr auf schöne Kleider äußerlich und viele Galanterien, da doch die Hembden und der Leib öfters sehr unsauber sind. Wenn nun im Gegentheil alle beide Reinlichkeiten bey einer deutschen Dame zusammenkommen, alsdann ist das Vergnügen vollkommen, und halte ich noch ein Deutschland höher denn 100 Italien und Frankreiche. Aber hiervon auch nicht mehr. Madame vergebe mir meine Freiheit, so ich im Schreiben gebrauche, denn ich thue es den deutschen dames zu ehren."

Von dem Camisol ꝛc. heißt es weiter (d. d. Florenz, 7. Mai 1672): „Das Camisol und die Ermel haben nicht können fertig werden vor unserer Abreise von Rom, habe aber mit unserm Kaufmann verlassen, daß er solches auf der Post nach Venedig schicken solle, also daß ich verhoffe, daß es wohl zugleich mit oberwähntem Packet oder doch kurz darnach ankommen wird. Ich habe solches nemlich das Camisol mit den Ermeln nicht voraus bezahlen wollen, weil solches gefährlich ist und die Sache hernach schlecht bestellet wird, habe aber an Herrn Eger ordre ertheilt, solches zu bezahlen, welchem es von uns wieder soll gut gethan werden. Madame beliebe es keinesweges anders zu ordnen, wenn Sie uns anders nicht höchlich erzürnen will."

Doch auch mit dem Camisol wurde es nichts. In einem Briefe (d. d. Saumur, 26. Juli n. St. 1672) schreibt der gute Leo: „Mit den Camisolen ist mirs unglücklich gangen, indem Sie nebenst 10,000 Ducaten dem Postillion zwischen Napoli und Rom von den Banditen weggenommen worden, und welches noch ärger ist (sic), soll ich Sie darzu bezahlen, weil ich Sie auf meine Gefahr hätte kommen lassen, wie Madame aus der Inlage von denen Kaufleuten von Venedig, so ich erst

alhier empfangen, wird ersehen können. Ich weiß nicht, ob ichs meinem oder ihrem Unglück mehr zuschreiben soll; einmal kränket michs von Herzen, daß ich so unglücklich bin, derjenigen zu dienen [1]), der ich doch am liebsten unter allen Menschen dienen wolte und solte. Das Geld wolte ich gerne verlieren und doppelt bezahlen, wenn nur strak andere Camisole wieder dawären. Sie haben Sie 40 Thlr. berechnet, und meldet Hr. Eger, daß er sie albereit gutgethan, aber es ist ein Streich, den ein Kaufmann dem andern zu Gute [2]) thut; ich werde Sie schwerlich wieder bezahlen, denn Sie haben nichts von mir in Händen, daß ich Sie auf meine Gefahr habe kommen lassen, sondern Sie solten Sie nur überschicken, Sobald dieselben in Rom angelanget, wolte ich Sie daselbst bezahlen; ich will ihnen klug genug sein und mich schon losmachen; es schadet denen Neapolitanischen Kaufleuten nicht, wenn sie gleich den Werth derselben verlieren, denn warum bestellten Sie ihre Sachen nicht besser, und Sie sindt ohnedies leichtfertige Vögel. Aber wie bekombt Madame unterdessen Camisole? Wenn Sie noch Lust darzu hat, ob es zwar ganz nicht mode ist, so lasse Sie mirs wissen mit nächstem, ich will Sie durch Mr. Findekeller [3]) oder einen andern guten Freund wieder bestellen lassen, daß die Kaufleute nichts darumb wissen." — Auch das von Venedig abgeschickte Packet mit den Handschuhen ꝛc. will lange Zeit gar nicht eintreffen.

Dagegen schicken die Reisenden von Florenz ein

---

1) Er meint: bei dem Dienen.

2) Zu Gefallen.

3) Scheint der Führer des Herrn von Gallenberg gewesen zu sein.

Packet „mit Handſchuch, theils Frangipani, theils alla Nerula, welche eine römiſche Princeſſin vor etlichen Jahren erſt aufgebracht; item 3 Schachteln mit wohlriechendem Oel, unter welchen", ſagt Hr. Leo, „ich das in der ſchlechteſten Schachtel vor das beſte halte, ob es zwar alles vom beſten ſeyn ſoll und ein geld koſtet; it.: 2 Bouteillen mit Neapolitaniſcher Seife, welche auch gut iſt das Geſicht zu waſchen. Man nimbt gar wenig auf einmal und macht ein Schäumchen und alsdann wäſchet man ſich damit; it.: 2 Schachteln mit Seife di Bologna; it.: 3 paar ſeidene Strümpfe, ſo ich vor mich gekauft, nebſt etlichen alten Büchern und Schartecken, welche Madame unſchwer wolle aufheben laſſen; it. iſt darbei Schnubtoback und 5 paar Händſchen alla Nerula vor Mons. Lüttichau. Das Oel kann Madame ohne maaßgeben alſo gebrauchen: Sie gieße 2 oder 3 Tropfen in ein Schnupftuch, ſo Sie bey ſich trägt, oder wenn man ſich anzeugt, reibet man das unterhembd mit 2 oder 3 tropfen, denn es iſt nichts, das den Geruch ſo an ſich zeugt und länger behält, als weißzeuge, dahero man wohlriechende Händſchen oder Oel nicht zur weißen Wäſche ſetzen muß." Weiter iſt auch von einem Gläschen mit heilendem Oel die Rede, welches für alle Wunden und Schäden ſehr gut ſein ſollte, wenn man ſolche vorher mit Wein ſäuberte, dann wohl trocknete und darauf mit einem in dieſes Oel getauchten reinen Leinwandtuch verbände, das dann darauf liegen bliebe und alle 24 Stunden von außen mit dieſem Oele zu beſtreichen wäre.

In Italien hatten die Reiſenden die Frau von Schleinitz auf Frankreich vertröſtet, in Frankreich heißt es wieder (d. d. Saumur, 26. Juli n. St. 1672): „Ich finde zur Zeit ſonderlich nichts, das mir gefällt." Doch

macht Hr. Leo auf „die ſchönen bordirten und geſtickten Leiber in ihren Wämbſern oder Leibichen" aufmerkſam, wie auch auf die „ſo kurze und nett geſtickte Schuch nebenſt denen Schucherſen". Er ſagt dabei: „Die Leibchen oder Schnürmieder können auf weißen, braunen oder anderen Taffent mit ſchwarzen, braunen, oder auch mit anderen Farben und Blumen geſticket werden. Ganz ſchwarz auf weiß ſteht gar ſchön und ehrbar, wenn man einen weißen oder ſilberfarbenen Rock darzu trägt. Die Unterröcke werden über und über in der Länge oder Höhe mit Spitzen gebrämet."

Inzwiſchen ſcheint es, die Frau von Schleinitz hat von alle den ihr angekündigten oder beſchriebenen Herrlichkeiten nichts zu ſehen bekommen und iſt darüber ungeduldig geworden. Unter dem 18. Sept. n. St. 1672 ſchreibt Hr. Leo von Saumur: „Dero geehrtes vom 16. Auguſti habe ich geſtern allhier wohl erhalten, daraus aber faſt mehr betrübet als erfreuet worden, einen Theils in Erwägung ihrer ſchlechten Geſundheit und übeln Prophezeiungen des Medici, anderen Theils wegen des Vorwurfs ſo uns geſchehen, daß Ihr bis dato kein Zeichen unſer ſchuldigen Dankbarkeit zugekommen, als nur bloße Worte und Briefe. Wie wehe mir ſolches gethan und wie ſehr michs geſchmerzt, kann ich nicht ſagen, will es aber, weil es von ihr kombt, gerne erdulden, ob ich zwar ganz unſchuldig bin und mit gutem Gewiſſen bezeugen kann, daß ich alle dasjenige gethan, ſo mir immermehr möglich geweſen, umb Ihr das was Sie begehrt nebenſt etlichen andern wiewohl geringſchätzigen Dingen zu überſenden. Daß aber die Kaufleute, denen wir uns doch vertrauen müſſen, Schelme ſeindt und die erſten Sachen über 3 Viertel Jahr zu Venedig behalten, auch

die ersten sampt den letzten zu Leipzig itzo noch aufhalten [1]), darvor kann ich ja nicht, ich wolte es gerne auf meinem Rücken hinausgetragen haben, wenn mirs möglich gewesen wäre. Es gehe mir nimmer wohl, wenn ich in ihren Diensten oder Verrichtungen werde untreu oder saumselig erfunden werden! Ich bin ganz Rom, welches doch groß ist, durchgangen, umb ein Camisol, wie Sie es begehrt, zu finden, aber umbsonst, wie Mr. Findekeller wird bezeugen können, und wenn ich ihr eines dergleichen geschicket, wäre es ihr ganz nichts nütze gewesen, denn Sich die Neapolitanischen Camisole nicht erweitern und ziehen lassen, wie die Engelschen, insonderheit wenn Sie reich von Silber und Golde seyn." Es folgt nun wieder die Banditengeschichte, wobei sich jedoch die 10000 Dukaten auf „etliche 1000" reduciren, und die nochmalige Erklärung, daß er das Geld nicht zahlen werde. Zugleich läßt sich eine hierdurch entstandene Differenz mit dem zeitherigen Bankier der Reisenden spüren. Denn es heißt: „Würde Hr. Eger deswegen sich selbst bezahlt machen, will ichs schon künftig finden; auch habe ich ihm geschrieben, daß er deswegen die überschickten Sachen, welche Madame zukämen, nicht länger hinterhalten solte, oder es würde nicht gut werden. Wenn Madame ihme den künftigen Wechsel nicht albereit ausgezahlet, wolte ich lieber, daß Sie denselben durch Hrn. André Becker oder Hrn. Zacharias Cramer in Leipzig wolle bestellen lassen, nebenst meldung des Orts, wo wir itzo anzutreffen, und daß die Gelder uns

1) Der wahrscheinliche Grund hiervon kommt bald darauf zu Tage.

nach Paris gemacht und nicht weiter, und uns darvon an diesen Ort Nachricht ertheilet werde." [1]) — Zu weiterm Troste schreibt er: „Wir gedenken nach oder in 2 Monaten zu Paris zu seyn, derowegen ich Madame nochmals gehorsambst will ersuchet haben, ihren Vorsatz zu endern und mir einige Anleitung zu geben, womit ich Ihr dienen oder Sie möchte erfreuen können; vielleicht werden wir in Frankreich glücklicher in diesem Falle sein als in Italien." Doch auch hier kommt der hinkende Bote mit dem: „obzwar wenn der Krieg, wie er vor ist, in Lothringen angehet, wird man nichts sicher hinausbringen können". Doch fügt er bei: „Sie wolle erinnert seyn zum wenigsten wegen des maases zu den Schuchen und zu einem gestickten Leibgen, oder was ihr sonsten beifallen möchte."

Von Paris, 15. Dec. n. St. 1672, heißt es nun: „Wir sind erst vor 3 Tagen alhier angelanget, derohalben ich vor diesmal von der Mode und andern dergl. Dingen nicht viel berichten kann, Soll aber künftig geschehen. Soviel ich aber in der Eyl von andern erfahre auch Selber sehe, So tragen die Damen nichts als einfache schwarze Hauben oder Kappen, aber das Haar dargegen sehr stark und 3 oder 4 fache Locken über einander gekräuselt auf der Stirne, also daß Sie die Haare zu schonen wohl gar ohne Kappen gehen, tragen starke und warme unterröcke, als von Scharlach oder dergl. mit weißen Spitzen über und über verbrämet, obzwar die vornehmsten und was von Hofe ist itzo noch alles in trauer gehet wegen des Königs jüngsten Prin-

1) Aus spätern Briefen sieht man, daß sich die Differenz mit Eger wieder ausgeglichen haben muß, da sie sich fortwährend seiner bedienen.

zen [1]), überdas iſt der Hof anitzo nicht alhier, ſondern zu Verſailles."

In einem weitern Briefe vom 15. Dec. n. St. 1672 heißt es endlich: „Damit wir Madame bey jetziger guter occasion, da etliche unſer guten Freunde hinausreiſen, erfreuen möchten, ſind wir eins worden, eine Simarra à la china, welches die vornehmſten Dames anitzo tragen, nebenſt einer toilette von dergleichen gattung hierbei zu überſchicken, von Herzen wünſchend, daß es wohl überkommen und Ihr angenehm ſeyn möge. Es iſt eine Kleidung ſo man Winter und Sommer trägt, doch mehr im Winter, ob es zwar ſehr ſubtil iſt; es kann wegen der Falten enger und weiter gemacht werden, ob ichs zwar ziemlich weit nach dem Maaß Madame de Montespan machen laſſen. Die Dames auf dem Lande und andere ſo es nicht bezahlen können, weil es ziemlich theuer kombt, laſſen Leinwand auf dergl. Art alhier nachmalen und tragen dieſelbe. Man kann es zu allerhand unterröcke anziehen und das unterfutter darnach endern laſſen, auch die Ermel mit Bande oder mit diamantenen Knöpfen aufſchlagen. Ich trage nur Beyſorge [2]) daß er gar zu bunte ſey, man hat es aber nicht modeſter, was von dem guten und mode iſt, und Mr. Lüttichau vermeinet, es würde Ihr wohl anſtehen, oder endlich auf allen Fall kann Sie es einer guten Freundin ſchenken. Die Toilette iſt über einer kleinen Frauenzimmertafel, da man Bürſten, Kämme ꝛc. auflegt, zu decken. In etlichen Tagen geht die hieſige Meſſe

1) Ludwig Franz von Anjou war 24. Juni 1672 geboren, als das letzte legitime Kind Ludwig's XIV., ſtarb aber ſchon am 4. Nov. deſſelben Jahres.

2) Beſorgniß?

oder Jahrmarkt de Saint Germain an, da wir ſuchen wollen, ob etwas von kleinen galanterieen vor Sie anzutreffen." — Doch wird bemerkt: „Die Modes ſeyn bei itziger Winterszeit und bei währendem Kriege, da ſehr großer Geldmangel alhier iſt, gar ſchlecht, und wir haben nicht die Hälfte Pracht bey Hofe gefunden, die wir uns eingebildet und die ſonſten alhier mag geweſen ſeyn. Die alte Handlung iſt ſonſten über Holland und in Deutſchland gegangen, welche jetzund ganz darnieder lieget."

Zuletzt wird noch (d. d. 27. März 1673) ein pariſer Geſchenk angekündigt: eine Puppe, die Madame erwähnt gehabt und die Hr. Leo „expres nach itziger Mode machen laſſen, inſonderheit was den Kopf und die Haare anbelanget". Eine neue Mode ſei in einem halben Jahre nicht zu erwarten, da der Hof um die verſtorbene Kaiſerin [1]) Trauer trage. Frau von Schleinitz hat ſchwerlich die Puppe zu ſehen bekommen und hat auch die neue Mode nicht erlebt. — Der Condolenzbrief an ihren Gemahl iſt eben ein Condolenzbrief und ſchließt die Correſpondenz.

1) Kaiſer Leopold's I. erſte Gemahlin, Margarethe Thereſia von Spanien, ſtarb 23. März 1673 im dreiundzwanzigſten Jahre.

# X. Die von Allnpeck.

In der Geſchichte der Allnpeck (Allnbeck, Alnpeck), welche wir theils als Patricier (Geſchlechter) der Bergſtadt Freiberg im Königreich Sachſen, theils als Glieder des meißniſch-ſächſiſchen Landadels treffen, prägen ſich noch ziemlich ſpät mancherlei Züge aus, die überhaupt das Verhältniß des Stadtadels bezeichnen. Wir ſind nämlich der Ueberzeugung, daß die ſtädtiſchen Patricier und der niedere Landadel urſprünglich Einen Stand bildeten, deſſen allmähliche Trennung aber und der theilweiſe Uebergang des erſtern in den Bürgerſtand durch die verſchiedenartigen Verhältniſſe, Stellungen und Umgebungen beider begründet wurde. Der alte germaniſche Adel hat mit dem ſpätern niedern Adel, in welchem auch Grafen und Freiherren, ſobald ſie keine Landeshoheit beſaßen, begriffen ſind, nichts gemein; er hat ſeine Nachfolge nur in jenem hohen Adel des deutſchen Reichs gehabt, welchem Reichsunmittelbarkeit und Landeshoheit, oder doch die Eigenſchaft zuſtand, niemand unterthan zu ſein, als dem Kaiſer. Sein Reſte leben noch in den ſouveränen Fürſtengeſchlechtern und den mediatiſirten und ſubjicirten ehemaligen Reichsſtänden und freien Reichsrittern. [1]) Dagegen ging der niedere

1) Manche davon haben ſich übrigens auch erſt aus dem niedern

Adel zum größten Theile aus dem Stande der ehemaligen schöffenbaren Freien, zu einem kleinen Theile auch aus jener Klasse der Unfreien hervor, die als Ministeriale bezeichnet wurden. Seit dem 12. Jahrhundert ging, infolge des Aufkommens der Städte, des zunehmenden Glanzes der Höfe, der militärischen Organisation derjenigen deutschen Lande, die man den Slawen wieder abkämpfte und in denen man theils die unterworfene slawische Bevölkerung niederhalten, theils die Anfälle der Grenzslawen abwehren mußte, der immer weitern Ausbreitung der vielfach abgestuften Unfreiheit, der Befestigung und Ausbildung des Lehnswesens, der Einprägung seiner und der ritterthümlichen Anschauungen in das allgemeine Volksleben und ähnlicher Ursachen, eine sociale Revolution vor sich, deren Ergebniß zunächst der Uebergang des größten Theils der Freien in den Stand des Adels war. Die schöffenbaren Freien zogen nämlich entweder in die Städte, wo sie aber die ursprünglichen, angesehenen Vollbürger bildeten und sich nun bald von einer Masse hereinströmender Hörigen umgeben sahen, der gegenüber sie die Stellung der Patricier einnahmen, wie man ja jetzt auch annimmt, daß die römischen Patricier die alten Bürger von Rom, die Plebejer aber die dazugekommenen Fremden gewesen seien. Andere schöffenbare Freie besaßen auf dem Lande Güter, welche sie bei der Ausbreitung des Lehnswesens entweder als Lehen empfangen oder zu Lehen aufgetragen hatten, wofür sie aber immer nur zu rittermäßigen Diensten verpflichtet waren, sowie sie selbst auch als Vasallen Freie blieben.

---

Adel in diesen Stand aufgeschwungen, sowie andererseits Geschlechter des alten Adels in den landsässigen niedern Adel herabgedrückt wurden.

Da sie aber als einzige Freie unter zahlreichen Hörigen lebten, häufig auch selbst eine Gewalt über diese übten[1]), auch wol für die umgebenden kleinern freien Gutsbesitzer, die freien Bauern, wo es solche gab, den Reiterdienst übernahmen, so bildeten sie eine höhere Klasse, die allmählich den Charakter eines Adels annahm. Nun war es natürlich, daß, solange die frühere Gemeinsamkeit des Standes noch im Gedächtniß war, zwischen Stadtadel und Landadel kein Unterschied gemacht ward, und dies mochte es erleichtern und erklären, daß Städtebürger Lehngüter erwerben konnten. Es werden dies städtische Patricier, ursprünglich Freie, gewesen sein. Ebenso erklärlich war es aber auch, daß später der Landadel sich von dem Stadtadel abschloß. Denn der erstere trieb das angesehene, fast allein für ehrenhaft geltende Waffengewerbe, der letztere die mit Vorurtheil betrachteten industriellen Arbeiten, und der Stadtadel ward allmählich genöthigt, frühere Hörige zu immer größerer Gemeinschaft zuzulassen. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er mit Handwerkern zu Rathe sitze. Er könnte seinen Unterschied von den übrigen Bürgern nicht so streng wahren und nicht so scharf herausstellen, wie der Landadel den seinigen gegenüber den hörigen Bauern. Die Gewalt des letztern nahm zu, die des erstern ab, und so hob sich jener über diesen, bis der erstere, wo nicht besondere Privilegien die frühere Gewohnheit schützten, den letztern in manchen Ländern von der Erwerbung von Lehngütern und der sonstigen Theilnahme an vielen Rechten des Adels ausschloß.

1) Nicht jedoch die Gerichtsbarkeit, oder doch nur einzeln und zufällig. Die Patrimonialgerichtsbarkeit ist erst am Ausgange des Mittelalters entstanden und beruht fast durchgehends auf landesherrlicher Verleihung.

Uebrigens machte sich im Mittelalter diese ganze Adelsbildung, wie in England noch heute, lediglich factisch und erhielt sich in steter Abhängigkeit von den individuellen Verhältnissen. Von selbst stieg der Freie, zuweilen selbst der Hörige in den Stand des Adels hinauf, und ebenso verloren sich einzelne durch die Ungunst der Umstände wieder aus diesem. Der Stand war nicht abschließend und ist es eigentlich erst im 17. und 18. Jahrhundert geworden. Die immer gesteigerten Adelsproben — bei den kirchlichen Stiften eigentlich schon gegen klare Kirchengesetze verstoßend —, die zunehmende Ungunst der sogenannten Misheirathen, der unterscheidende Gebrauch des Wörtleins „von" gehört alles erst dieser spätern Zeit an. Daß die Turnierordnungen und Turnierbücher, namentlich Rixner's famoses Werk, der fabelhaftesten Natur, die letztern, wie viele andere Adelshistorien, von Anfang bis zu Ende rein erlogen sind, war eigentlich schon allbekannt, als Lafontaine seinen „Quinctius Heymeran von Flamming" schrieb, wird aber noch heute zuweilen ignorirt. In Sachsen machte erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Adel einen Versuch, einen neugeadelten Besitzer eines landtagsfähigen Ritterguts (einen von Döring) von den Landtagen auszuschließen, ward aber vom Landesherrn zu seiner Aufnahme genöthigt. Noch 1758 wagte man nicht, die bürgerlichen und neuadelichen Besitzer landtagsfähiger Rittergüter direct von den Landtagen auszuschließen, sondern begnügte sich, ihnen keine Auslösung zu bewilligen, worauf sie von selbst wegblieben und sich ein sie ausschließender Usus bildete, bei dem es bis zu den neuern Umgestaltungen geblieben ist. Im 17. Jahrhundert kommen noch zahlreiche Geschlechter vor, die das „von" nicht, oder nur zuweilen gebrauchten, und

doch unzweifelhaft zum Adel gehörten, und noch damals konnte man annehmen, daß eine Familie, die einige Generationen hindurch auf Rittergütern saß, eo ipso adelich ward. Noch heutzutage gibt es einige Geschlechter, die der alten Sitte treu geblieben sind und das „von" verschmähen, weil sie sich gewiß halten, daß ihre adeliche Abkunft auch ohne dieses Zeichen nicht werde bezweifelt werden. Durch seine exclusive Richtung, wie er sie nach dem Dreißigjährigen Kriege und in der Rococozeit annahm, und durch die eigennützigen Vorrechte, für die er seine frühere politische Macht an den Beamtenstaat verkaufte, hat der deutsche Adel sich eine Zeit lang namhafte Vortheile und eine recht behagliche Stellung gesichert gehabt. Aber diese Zeit konnte nicht dauern. Der höhere Bürgerstand, den er von sich abgestoßen hatte, mit seinem Reichthum an innern und äußern Mitteln, wurde der Führer im Kampfe des Bürgerthums gegen den Hof- und Grundadel, und jene Vorrechte konnten neben den Ordnungen und Richtungen des modernen Staats nicht bestehen. So wurde seine exclusive und privilegirte Stellung, neben dem Aufkommen des Briefadels, der Grund seines jetzigen Verfalls, wo seine besten Freunde nicht wissen, wie sie ihm einen festern, reellen politischen Grund und Halt schaffen sollen, ein großer Theil seiner Glieder selbst den Sinn und das Interesse für den Stand verloren hat, sein Werth für seine Theilnehmer höchstens in flüchtigen Erinnerungen, gelegentlichen Connexionen, einigen gesellschaftlichen Vortheilen, Hofämtern und einigem Genusse persönlicher Eitelkeit, wie sie bei manchen, ihrem sonstigen Standpunkte nach, auch noch nur als eine Inconsequenz zuweilen durchbricht, besteht, und diese Vortheile durch manche un-

egenſtehende Inconvenienzen häufig aufgewogen werden. Der engliſche Adel dagegen hat ſich die politiſche Macht nd Leitung bewahrt und ſich an der Spitze des Volks rhalten, wo er ſich, wenn nicht das Herüberſtrömen des ſtändiſchen Demokratismus ihn und Englands Größe nd Blüte auflöſt, vielleicht noch lange behaupten wird. r hat es bis hierher vermocht, weil er ſich zeitig aller orrechte entäußerte, welche für andere drückend oder nſt dem Gemeinwohl ſchädlich waren; weil er durch nere, zuſammenhaltende Inſtitutionen den Familien- nn wach hielt und dem Range ſeine materielle Grund- ge ſicherte, und weil er ſich in jener Elaſticität und aturwüchſigkeit erhielt, die im Mittelalter dem Adel berall eigen war, indem die engliſche Gentry alle um- ßt, welche einem Berufe oder einer Stellung angehören, ie für liberale Bildung und materielle Unabhängigkeit ürgen. Die engliſche Gentry begreift im weſentlichen ie deutſchen Honoratioren; es ſteigt jeder in ſie hinauf, r ſich in eine der Klaſſen aufſchwingt, aus denen ſie ch zuſammenſetzt, und es verliert ſich auch das Glied es älteſten Adelsgeſchlechts aus ihr, das einen, nach glichen Begriffen, gemeinen Lebensberuf ergreift. Schon as war früh für den Unterſchied zwiſchen dem engliſchen nd dem deutſchen Adel entſcheidend, daß man in Eng- nd nicht nach dem Stande der Mutter fragte. Nach n neueſten Annahmen war dies auch phyſiologiſch chtig.

In der Geſchichte der eingangs erwähnten Allnpeck nden wir manche Belege zu dem, was über das Fluc- iren zwiſchen Stadt- und Landadel und über die Gründe, e den Uebergang des erſtern in den Bürgerſtand be- irkten, geſagt worden. Die Allnpeck ſollen aus Ungarn kommen ſein; es iſt uns jedoch wahrſcheinlich, daß ſie

österreichischen Ursprungs waren und nur von da aus auch nach Ungarn übergingen. In Wien soll das Allnpeck'sche Wappen in einer Kirche befindlich gewesen sein. Zuerst wird Wenzel Allnpeck erwähnt, der 1396 bei Nikopolis gefallen sein soll. Ihm gibt man zwei Söhne: Hans, der zu Ofen 1431 gestorben, und Valentin, dessen Stamm mit seinen Enkeln erlosch. Ein Sohn des Hans, Namens Stephan, geb. 1428 oder 1431, zog nach Passau, von da nach Regensburg, und endlich, durch den Ruf der Bergwerke gelockt, nach Freiberg, wo er 1458 Rathsherr, 1473 Bürgermeister ward, 31 Jahre im Rathe saß und einmal regierender Bürgermeister war. Er starb am 6. März 1489 und wurde in einer von ihm gestifteten, jetzt durch Brand zerstörten Kapelle in der St.-Peterskirche begraben. Zu dem Glücke, das er in Freiberg machte, mag es beigetragen haben, daß er schon 1453 oder 1455 die Tochter des nicht blos durch seinen Reichthum ausgezeichneten Nikolaus Monhaupt, Magdalene, heimführte. Denn dieser Monhaupt, aus einem seit 1368 in Freiberg vorkommenden Geschlechte [1]), saß von 1436—51 im Rathe, war 1443 und 1447 regierender Bürgermeister, ward aber 1452 kursächsischer Münzmeister und Landhauptmann und galt seinerzeit für den reichsten Edelmann in Sachsen. [2]) Mit oder durch Stephan Allnpeck scheinen auch Vettern, die Söhne oder Enkel seines Oheims Valentin nach Freiberg gekommen zu sein. Zwar starb ein Sohn Valentin's, Paul, in bairischen Diensten erblos. Ein anderer Sohn, Hans der Kahle, hinterließ aber mehrere Kinder, von denen

1) Im Jahre 1368 war Lucill Monhaupt und 1385 Christoph Monhaupt im Rathe zu Freiberg.

2) Sein Bruder Hans war 1474 Bürgermeister, 1488 Landhauptmann. Die Monhaupt sind im 16. Jahrhundert erloschen.

Hans nach Norwegen ging und dort verschollen sein mag, Regine aber den freiberger Bürgermeister und Syndikus Laurentius Fleischer († 26. April 1584 im achtundsechzigsten Jahre) heirathete und nach vierundvierzigjähriger Ehe am 11. Juli 1582 starb, sowie auch Anton und Alexander († 1578 im zweiundsechzigsten Jahre) in Freiberg lebten. [1])

Drei Söhne Stephan's gründeten drei Linien, die sehr abweichende und zum Theil wechselvolle Schicksale hatten. (Seine beiden Töchter verheiratheten sich an Edelleute, jedoch nicht aus sonderlich angesehenen Geschlechtern.) I. In der ersten Linie, welche ein jüngerer Stephan (geb. 1456, † 29. Aug. 1521) stiftete, tritt ein Hinüberstreben zum Landadel hervor, dem doch in einzelnen Fällen die Natur der bürgerlichen Verhältnisse entgegenwirkte. Stephan war kurfürstlicher Berghauptmann und erwarb ansehnlichen Güterbesitz. Seine erste Gattin, Margarethe, die Tochter des reichen Hans Münzer († 1476) auf Lauenstein [2]), hatte ihm das einer Herrschaft gleichende Lauenstein zugebracht, das er jedoch, wie es heißt, zur Lösung eines Gefangenen, an Rudolf von Bünau überließ, worauf es bis in unser Jahrhundert bei den Bünau geblieben, dann aber an ein gleichfalls durch die bürgerlichen Berufszweige emporgekommenes Geschlecht, an die Hohenthal, übergegangen ist. Weiter besaß Stephan Rechenberg, das er an Kaspar von Schönberg auf Purschenstein, Lockwitz, das er an seinen Bru-

1) Hans der Kahle hatte noch eine Tochter und zwei Söhne: Hieronymus und Balthasar.

2) Eine zweite Tochter dieses Hans Münzer heirathete den herzoglich sächsischen Rath Dr. Johann Schwenck und eine dritte Hermann von Weißenbach, den Bruder des Bischofs Johann V. von Meißen. Drei Schwestern heiratheten also in drei verschiedene Standesklassen.

der Georg verkaufte, und das bedeutende Gut Groß-hartmannsdorf. Stephan's zweite Frau war Apollonia, eine Tochter des Bürgermeisters Georg Emerich in Görlitz, die als Witwe den Martin von Mannewitz heirathete und deren Töchter aus zweiter Ehe sich mit Edelleuten aus alten, angesehenen Geschlechtern verehelichten. (Sie selbst starb erst am 1. März 1556.) Aus erster Ehe war ihm ein Sohn, Wolf, der sich mit einer Anna von Zieren verehelicht haben soll, aber erblos verstorben ist, und eine Tochter Ottilie geboren, welche 1503 von Martin von Minckwitz entführt und geheirathet worden sein soll, was denn darauf hindeuten wird, daß schon damals der Adel in einzelnen Individuen durch so oder so bewirkte Verheirathung mit den Töchtern der Geldaristokratie seine Umstände zu verbessern suchte. Aus vier Söhnen der zweiten Ehe Stephan's [1]) ist von Christoph, der ledig blieb, und Kaspar nichts Näheres bekannt. Stephan besaß das jetzt schönbergische Dörnthal, war in erster Ehe mit einer Tochter des Hieronymus Walter von Molsdorf, in zweiter (1529) mit Clara, Tochter des Bürgermeisters zu Leipzig, Wolf Wiedemann, verheirathet. Er soll aber später verarmt und im Hospital zu Freiberg verstorben sein, wonach er also ein Beispiel der Unsicherheit des Geldreichthums gegeben hätte, und sein Stamm scheint mit seinen Kindern erster Ehe, Georg und Rosine, erloschen. Sein Bruder Sebastian dagegen, auf Großhartmannsdorf gesessen, dabei aber Rathsherr in Freiberg, pflanzte mit Elisabeth von Wahlsdorf das

1) In Eilers' „Beltziger Chronik", S. 505 fg., werden aus diesem Stephan zwei Personen, Vater und Sohn, gemacht und demgegen die Nachkommenschaft seines wirklichen Sohnes Stephan ganz ignorirt. Das Richtige hat, wie gewöhnlich, Klotzsch in der „Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte".

Geschlecht fort. In den nächsten Geschlechtsfolgen zeigt sich jedoch noch eine seltsame Mischung adelicher und bürgerlicher Verhältnisse. Sebastian hatte drei Söhne und drei Töchter. Von den Töchtern starben Katharina und Apollonia unvermählt und nur Rebekka verehelichte sich mit Ernst Schütz aus Erdmannsdorf. Von den Söhnen wird von Sebastian und Wenzel, wie so oft in den Stammbäumen des Adels, die kurze aber inhaltschwere Nachricht gegeben, daß der erste in Ungarn, der zweite in Böhmen „umgekommen" sei. Martin scheint sich bürgerlichen Verhältnissen zugewendet zu haben, lebte in Altenberg und war mit einer Jäckel († 1621) verheirathet, die ihm nur eine Tochter Elisabeth gebar, die an Ernst Allnpeck auf Oberlockwitz vermählt war. Auch der älteste Sohn, Joseph, erlas sich seine Frau aus der eigenen Familie: Brigitte, Wenzel Allnpeck's auf Niederlockwitz Tochter, die als Witwe Melchior Klinge auf Erdmannsdorf heirathete. Sie gebar ihm sechs Töchter [1]) und zwei Söhne. Letzterer, Georg Rudolf, der erblos blieb, und Joseph saßen auf Großhartmannsdorf, und mit dem Letztern ging die Familie völlig in den Landadel über. Er war mit Barbara Margarethe, Tochter Georg Heinrich's von Strecknitz auf Lugnoth und der Anna von Harda aus Kallenstein, verehelicht, die als Witwe einen Mardeisen heirathete. Von seinen Söhnen [2]) ward Christian Joseph mit Sibylla Katharina von Hartitzsch, aus einem gleichfalls durch den Bergbau reich gewor-

1) Brigitte, Anna, Anna Sabine, die unvermählt starb, Justine, vermählt mit Hans Georg Gribel zum Kandelar, Regine (al. Salome), vermählt mit Wolf Engelbrecht von Allnpeck, Elisabeth, vermählt mit Hans Kaspar Bose, aus dem alten Adelsgeschlecht, auf Merane.

2) Er hatte auch eine Tochter: Brigitte Salome (al. Sophie), die wol unvermählt blieb.

denen und völlig in den Landadel übergegangenen, ursprünglich freibergischen Patriciergeschlechte, der Vater des kursächsischen Rittmeisters August Christian, der das Rittergut Sandberg bei Beltzig besaß, und mit Sophie Elisabeth, Tochter Friedrich August's von Lochow auf Lübenitz und der Magdalene Brand von Lindau aus Wiesenburg, vermählt war, noch 1743 auf Sandberg lebte, aber erblos gestorben zu sein scheint. Hans Friedrich verkaufte 1677 Großhartmannsdorf an die Schönberg auf Pfaffroda, von denen es an die Carlowitz übergegangen ist, die es noch als ein Majorat besitzen, und kaufte dafür Gepülzig, wo er 1689 starb, und Klein-Mölkau. Er vermählte sich mit Christine Margarethe, Tochter Kaspar's von Ponickau auf Groitzsch [1]) und Barbara Elisabeth von Hartitzsch, die ihm fünf Töchter und zwei Söhne gebar, hinsichtlich deren uns, außer den Geburtsjahren, nur bekannt ist, daß Anna Elisabeth ihren Vetter Wolf Adolf von Allnpeck heirathete, und Johann Friedrich (geb. 1667) kursächsischer Oberst war. Die Linie scheint in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erloschen.

II. Hans, des ersten Stephan zweiter Sohn (geb. 1458, † 1519), war Rathsherr in Freiberg und stiftete eine in mehrere Zweige getheilte Linie, in welcher die bürgerlichen Verhältnisse unbedingt vorherrschend blieben. Er hatte von den Gebrüdern Lukas und Georg Lobetanz das bei dem freiberger Rath zu Lehen gehende Ober-Leßnitz und von Kaspar Auerbach die Langenrinne gekauft und war mit Margarethe Funcke aus Schneeberg

1) Es war das nicht das Städtchen Groitzsch bei Pegau, der Sitz des berühmten Wiprecht, sondern Groitzsch bei Eilenburg, ehemals zu den Besitzungen des Klosters auf dem Lauterberg gehörig.

verheirathet, die ihm 18 Kinder und darunter 11 Söhne gebar. Die Töchter vermählten sich meist an Personen des höhern Bürgerstandes: Margarethe (geb. 1485) an Hieronymus Schütz, Bürgermeister zu Chemnitz, Elisabeth (geb. 1487) an Dr. Nikel Krutziger, Anna (geb. 1493) an Martin Richter zu Leipzig, Magdalene (geb. 1495) an Dr. Wolf Stehlin, den Kanzler des Herzogs Heinrich von Sachsen, Katharine (geb. 1509) an einen Kilian Starschedel, der vielleicht der Adelsfamilie dieses Namens zugehört hat. Unter den Söhnen hatten Hans (geb. 1484), Andreas (geb. 1489, † 24. Juni 1563), Bürgermeister zu Freiberg und kurfürstlicher Münzmeister, Leonhard (geb. 1500), Valentin (geb. 1501, † 4. Sept. 1579) und Jakob (geb. 1506), sämmtlich mit bürgerlichen Frauen verheirathet, Nachkommen; doch nur die des Andreas und des Valentin für längere Folgen. Die Nachkommen des Andreas besaßen Ober-Leßnitz, bis es sein Enkel Sigmund (geb. 17. März 1566, † 22. Jan. 1629 unvermählt und verarmt) 1609 verkaufte, schlossen fast sämmtlich nur bürgerliche Verbindungen und bekleideten mehrfach kleine Aemter beim Bergwesen. Nur von einem Enkel des Andreas, Moritz (geb. 1562), wird gesagt, daß er Kriegsmann geworden und 1602 in Ungarn durch einen Pfeilschuß gefallen sei. Ein anderer Enkel desselben Andreas, Sohn eines Andreas und selbst so geheißen, hinterließ einen Sohn Sigmund, der mit einer Tochter Heinrich Schönleben's [1]) verheirathet war und

1) Diese Familie soll mit den Allnpecks aus Ungarn gekommen sein, gehört übrigens dem Briefadel an, sofern sie 1494 von Kaiser Maximilian I. geadelt worden sein soll, welcher Adel ihr 1643 von Kaiser Ferdinand III., infolge der Verdienste, die sich der Bürgermeister Jonas Schönleben um die Vertheidigung Freibergs gegen Torstenson erworben, erneuert ward. Sie besaß die Rittergüter

von seinem Schwiegervater ein Bauergut in Berthelsdorf kaufte. Sein Sohn gleiches Namens verscholl aber im Auslande und seine unverehelichte Tochter Marie, sowie die Kinder ihrer mit dem Lieutenant Gallus Christoph von Hagen verheiratheten Schwester Dorothea verkauften 1702 auch dieses letzte Besitzthum dieses Zweigs der Allnpeck. — Nicht anders ging es mit dem von Valentin gegründeten Zweige dieser Linie, der noch eine Generation früher erloschen ist, oder sich in gänzliches Dunkel verloren hat. Wir heben daraus nur seine Tochter Dorothea hervor, die sich an einen Prediger Basilius Cammerhifer in Freiberg verheirathete und mit diesem 1566 nach Steiermark zog. Nach seinem Tode heirathete sie 1590 einen andern dortigen Prediger, Wolf Lempel, ward aber mit ihm vertrieben, worauf er in der Heimat seiner Frau, in Freiberg, wieder eine Versorgung als Prediger fand. Die Letzten, die vom Mannesstamme dieses Valentin'schen Zweigs bekannt sind, waren zwei Brüder, Valentin (geb. 28. Sept. 1607) und Hans (geb. 4. Mai 1610), von denen der Erste als Fourier bei Oberst Unger's Reitern bei Berlin gefallen, der zweite aber, seit 1641 mit Marie Neubauer verheirathet, am 29. Mai 1672 als — Almosenkastendiener in Freiberg verstorben ist.

III. In der dritten, von Georg gestifteten Linie ist wieder das landadeliche Element vorherrschend, wiewol besonders in dem einen Zweige derselben immerhin gemischt und mit einiger Zweideutigkeit gehalten. Georg (geb. 1462, † 1523) war Bürgermeister zu Freiberg und später fürstlicher Rath und Zehendner und besaß die Ritter-

---

Kullendorf, Langenrinne, Wegefarth, Freibergsdorf, ist aber im 18. Jahrhundert erloschen.

güter Lockwitz und Nöckern bei Dresden. Er war in erster Ehe (um 1492) mit Dorothea von Blasebalg († 1493) aus einer wenig bekannten und 1704 erloschenen Familie, die eine Zeit lang auf dem Rittergute Lößnig bei Leipzig saß [1]), in zweiter mit Anna († 1510), der Tochter des Martin Mannewitz, in dritter mit einer von Maltitz aus Wendischbohra verheirathet. Die erste Ehe war kurz und kinderlos. Aus der zweiten kamen sechs Söhne und vier Töchter, aus der dritten eine Tochter, Kunigunde, die in erster Ehe mit Anton von Schleinitz, in zweiter mit einem von Clurtz, in dritter mit dem Dr. J. Melchior Klinge vermählt war. Von den Töchtern zweiter Ehe ward Anne (1510) an einen Edelmann aus alter Familie, Kunz von Güntherode, Magdalene († 1552) dagegen an den freiberger Stadtrichter und Kämmerer Paul Trainer [2]), Elisabeth an Hans Sebeck, angeblich einen polnischen Edelmann, und Martha an den kursächsischen Kanzler Dr. Simon Pistoris vermählt. — Unter den Söhnen war 1) Peter († 20. Oct. 1563) Bürgermeister zu Freiberg und mit der Tochter

---

1) Es folgten sich darauf, nach Vater und Sohn, Wolf von Blasebalg, verheirathet mit Regine Wiedemann, Balthasar, verheirathet mit Christine Goldhahn, Baldasar, der auch Wachau besaß, verheirathet mit Dorothea Gorlitz, Paul Christoph († 1658), verheirathet mit Gertrud Müller, Johann Heinrich, geb. 1626, der 1704 als der letzte seines Stammes starb.

2) Die Trainer sollen aus Tirol stammen, waren jahrhundertelang freiberger Rathsverwandte, und das kurfürstliche Silberkammeramt vererbte sich bei ihnen durch mindestens fünf Geschlechtsfolgen. Sie sind in Sachsen zu Ende des 17. Jahrhunderts erloschen. Ein Sohn eben jenes Paul Trainer, dessen dritte Frau die Magdalene Allnpeck war, aus seiner ersten Ehe mit einer Güntherode († 1511), Valentin, soll aber als Kriegsmann in Siebenbürgen Güter erheirathet haben und der Stammvater der Grafen von Trainer geworden sein. Paul starb 1552 im vierundachtzigsten Jahre.

des Bürgermeisters Ulrich Große und der Clara von Güntherode, Walburgis, vermählt, besaß aber die Rittergüter Tanneberg, Steinbach, Oberschaar, Waltersdorf, von denen wenigstens Tanneberg durch Kauf an seinen Neffen Abraham gekommen ist. Seine zwei Söhne starben erblos. Von seinen zwei Töchtern war Anne mit dem Bürgermeister und kurfürstlichen Zehendner Wolf Prager [1]), Regine mit dem Hospitalmeister Hans Parkisch verehelicht. — 2) Wenzel auf Nieder-Lockwitz, kurfürstlicher Zehendner († 1. Oct. 1551), war in erster Ehe (1530) mit einer Tochter des Bartholomäus Buchführer genannt Bock und in zweiter mit Brigitte am Steige, aus einem gleichfalls halbadelichen, durch den Bergbau gestiegenen Geschlechte, verehelicht. Von seinen Kindern erster Ehe besaß Joachim Berreuth bei Dippoldiswalde und hatte einen Sohn gleiches Namens, mit dem sein Stamm erlosch. Alexander († 1606 im siebenundsiebzigsten Jahre) saß auf Klein-Opitz und hinterließ vier Söhne, von denen Alexander in Ungarn fiel, Hans Heinrich am kurbrandenburgischen Hofe starb, von Eustach nur der Name, von Eobald nur bekannt ist, daß er mit einer von Schütz vermählt gewesen. Ueber Abraham weiterhin. Elisabeth heirathete Christoph von Zeutzsch auf Burg. Aus Wenzel's zweiter Ehe stammten Wenzel auf Nieder-Lockwitz († 1609), der mit einer Frankenstein einen Sohn gleiches Namens erzeugte, welcher Nieder-Lockwitz und Kreyscha besaß und eine Tochter Wilhelm's von Carlowitz heirathete, aber keine Kinder

1) Dieses Geschlecht kommt seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts bis zum Schlusse des 17. unter den freiberger Rathsverwandten vor und erhielt 1510 vom Kaiser ein Wappen verliehen. Wolf starb als Bürgermeister am 11. Juli 1579. Sohn und Enkel desselben waren auch kurfürstliche Zehendner.

hinterließ. Auch Georg und Hans starben kinderlos. Jener Abraham kaufte von seinem Oheim Peter Tanneberg und war mit einer von Schönfeld vermählt, die ihm fünf Söhne und neun Töchter gebar. Von den Töchtern war Eva mit Ernst von Dohn-Rothfels auf Helfenberg, Sibylle 1) mit Christoph von Hartitzsch auf Dorfchemnitz und 2) mit Balthasar von Loschwitz, Sabine mit Sigmund Reuchinger, Benigna mit Joachim von Carlowitz, Rebekka mit Christoph von Kreuschau verheirathet. Unter den Söhnen hinterließ nur Wolf Friedrich, vermählt mit Anna von Meckbach, Nachkommenschaft. Von ihm wird berichtet, daß er 1646 in Meißen verstorben, aber auf einem Schubkarren nach Tanneberg gefahren und ohne Sang und Klang begraben worden sei, und wir haben nicht ermitteln können, ob dieses Verfahren in etwas anderm als der Kriegsnoth seinen Grund gehabt. Er hatte drei Söhne und acht Töchter [1]); aber nur von Wolf Rudolf (geb. 10. Febr. 1602) weiß man, daß er Kinder gehabt. Als solche werden drei Söhne aufgeführt: Otto Heinrich, Abraham († 1650) und Hans Heinrich. Der Letztere war mit Veronica von Gaudelitz verheirathet, die am 30. April 1677 starb, nachdem sie erlebt hatte, daß ihr Mann 1661 Tanneberg an die Miltitz verkaufte und sich dafür ein Bauergut in Groß-Dorfhain erwarb, wo er 22. Juli 1666 gestorben ist. [2]) Von seinen Kindern war Heinrich Wilhelm Kapitänlieutenant der kursächsischen Cadetten.

---

1) Wir möchten vermuthen, daß er zweimal verheirathet gewesen, denn zwischen der Geburt seines neunten Kindes (5. Aug. 1612) und seines zehnten (7. Dec. 1634) liegt ein Zeitraum von 22 Jahren.

2) Daß er damals im zweiundsechzigsten Jahre gestanden, wie angegeben wird, ist nicht möglich, da sein Vater erst am 10. Febr. 1602 geboren ward.

Anna Dorothea heirathete den Bauer Franke in Groß-dorfhain und lebte noch 1707 als Witwe in dürftigen Verhältniſſen. Anna Katharine lebte noch 1712 zu Pirna unvermählt. Von Marie Eliſabeth iſt nur bekannt, daß ſie zu Tanneberg am 19. Febr. 1658 geboren ward. Johann Heinrich, ebendaſelbſt am 4. Aug. 1659 geboren, ſtarb 1720 als ehrenvoll verabſchiedeter kurſächſiſcher Lieutenant, verheirathet mit Suſanne Regine Nitzſch, der Witwe eines Wachtmeiſters Andreas Bernhardt, mit der er längere Jahre in beſchränkten Verhältniſſen zu Ernſtthal gelebt hatte. So ging auch dieſer, ganz in die Reihen des Landadels übergetretene Zweig, der ſich auch regelmäßig des „von" bediente, zuletzt in Verfall und Dürftigkeit aus.

Beſſer ging es 3) mit Hieronymus auf Ober-Lockwitz und Nöckern, welcher unter Markgraf Albrecht von Brandenburg Fähnrich geweſen war, eine Tochter des Bürgermeiſters und kurfürſtlichen Münzmeiſters zu Freiberg, Hans Haußmann auf Konradsdorf, geheirathet hatte und 1576 im ſechsundſechzigſten Jahre ſtarb.

Hans hatte in erſter Ehe ſieben Söhne und zwei Töchter, in zweiter zehn Söhne und auch zwei Töchter, zuſammen alſo 21 Kinder erzeugt, davon ſechs Söhne jung ſtarben, und von drei Töchtern nur die Namen bekannt ſind. Drei Söhne kamen im Türkenkriege ums Leben, am härteſten Hans Georg, der von den Türken gefangen worden war, hier, dem Beiſpiel ſeines Großvaters folgend, mit andern Unglücksgenoſſen den Kerkermeiſter getödtet und die Flucht ergriffen hatte, aber eingeholt und zu Tode geprügelt wurde. Nikolaus fiel vor Hatvan in Ungarn, Nikolaus Wilhelm (aus zweiter Ehe) gleichfalls im Türkenkriege. Hieronymus Wolf (aus erſter Ehe) iſt in Frankreich geſtorben. Ernſt auf

Ober-Lockwitz und Wolf Engelbrecht, beide aus zweiter Ehe, waren mit Fräuleins von Allnpeck vermählt, haben aber keine Kinder hinterlassen. Dasselbe gilt von dem Sohne erster Ehe, Heinrich auf Nöckern, der sich 1596 mit einer Tochter Joachim Köhler's, Karsigk auf Priorau und Wildenstein verehelichte. Ihre Schwester Regine Salome heirathete Hans Pistoris auf Zeritzsch. Den Stamm pflanzte der älteste Sohn erster Ehe, Melchior, fort, den wir auf Nieder-Biberstein gesessen finden, und der sich 1599 mit einer Tochter Hans Christoph's von Nitzschwitz auf Sornitz vermählte. Vielleicht war jene Elisabeth, welche Johann Georg von Kiesenwetter auf Rossendorf ꝛc. heirathete, seine Tochter. Mit Gewißheit kennt man als seinen Sohn Johann Balthasar, welcher am 10. Febr. 1630 Nieder-Liebenstein an Moritz von Schönberg verkaufte und mit Anne, einer verwitweten von Hagen, vermählt war, die ihm zwei Söhne: Hans Heinrich, der erblos starb, und Melchior gebar, der mit einer von Hartitzsch der Vater Wolf Adolf's wurde. Der Letztere besaß Jeßnitz, und fiel als kursächsischer Kapitän 1689 vor Mainz. Er war mit Anne Elisabeth von Allnpeck, einer Tochter Hans Friedrich's auf Gepülzig ꝛc. und der Christine Margarethe von Ponickau und Groitzsch, vermählt, welche 1665 geboren war und 1729 noch gelebt hat. Von ihr kamen ihm Sophie Ludomilla, welche mit Christian Friedrich von Plötz auf Dörschnitz und Jahnishausen, kursächsischen Obersten, vermählt war, am 19. Febr. 1756 zur Witwe wurde und am 21. April 1760 im dreiundsiebzigsten oder vierundsiebzigsten Jahre starb; dann Johann Adolf, der 1716 kursächsischer Major, 1728 Oberstlieutenant, 1739 Oberst, 1745 Generalmajor, bei Kesselsdorf verwundet und gefangen, 1754 General-

lieutenant wurde, doch ſchon in demſelben Jahre (9. zu Torgau im einundſiebzigſten Jahre ſtarb un ſeiner Gemahlin keine Kinder hinterließ. Immerhir dieſer letzte Zweig der Allnpeck einen glänzendern gang als die andern.

# Miscellen.

## 1. Halleſche Pönfälle.

Am 21. Sept. 1462 wurde zu Halle ein Jude Abraham wegen Diebſtahls zum Galgen verurtheilt und, da er ſich nicht taufen laſſen wollte, mit einer Kette an den Füßen aufgehängt, wobei man ihm zu jeder Seite einen Hund hängte und ſomit auch dieſe unſchuldigen Thiere nicht minder marterte, wie den Menſchen, der wenigſtens eine ſolche Qual nicht verdient hatte. Wie ſtandhaft er nun auch vorher und anfangs aushielt, ſo wurde ſein Zuſtand doch ſo unerträglich, daß er ſich endlich, am folgenden Tage, auf Zureden der Geiſtlichen, die ihn unabläſſig beſtürmten, zur Taufe entſchloß, welche der Pfarrer Hermann Rieſe mittels einer Leiter an dem noch immer an den Füßen Hängenden vornahm und wobei er den Namen Mathias erhielt. Nun gingen die Geiſtlichen vor den Rath und baten für ihn, worauf er abgenommen und in das Spital gebracht wurde. Zu retten war er nicht mehr, ſiechte aber noch einige Wochen, bis er am 9. Oct. verſchied.

Greulicher noch, wie man am 3. Sept. 1514 mit dem getauften Juden Johann Pfefferkorn verfuhr. Derſelbe ſollte allerdings nach ſeinem eigenen, jedenfalls durch die Folter erzwungenen Bekenntniß folgende Verbrechen begangen haben: an zwanzig Jahre geiſtliches Amt verſehen zu haben, ohne geweiht oder ordinirt zu ſein; drei geweihte Hoſtien geſtohlen zu haben, deren er die eine behalten, gemartert und geſto-

chen, die andern aber an die Juden verkauft; den Juden, gegen 100 Gulden, eidlich versprochen zu haben, daß er den Cardinal Albrecht und den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, sammt ihrem ganzen Hofgesinde, vergiften wolle, wozu er auch bereits Veranstaltung getroffen habe, als er zur Haft gebracht worden; ebenso versprochen zu haben, alle Unterthanen des Erzstifts Magdeburg und des Bisthums Halberstadt mit Gift und Brand verfolgen zu wollen; zwei Christenkinder gestohlen zu haben, davon er das eine den Juden verkauft und es selbst habe martern und strafen helfen, bis sie so viel Blut davongezogen, als sie bedurft hätten, während das andere wieder losgelassen worden sei, weil es — rothe Haare gehabt [1]); sich für einen Arzt ausgegeben, den Leuten, wenn er ihnen helfen sollen, Gift beigebracht und 13 Menschen getödtet zu haben; einem Priester in Franken einen verbannten Teufel gestohlen, damit viel Zauberei getrieben und endlich diesen um 5 Gulden wieder verkauft zu haben; die Brunnen vergiftet zu haben. Für all diesen Unsinn des crassesten Aberglaubens wurde der Mensch vor der Moritzburg, auf dem ehemaligen Judenkirchhof, erst mit glühenden Zangen gerissen, dann mit einer Kette um den Leib an eine Säule dergestalt befestigt, daß er umhergehen konnte, hierauf mit einem Kohlenfeuer umgeben, das nur allmählich näher geschoben wurde, sodaß er langsam verbratete, bis er endlich gänzlich verbrannt ward!

Die Strafe des Augenausstechens wurde 1475 bei dem Stockmeister Balthasar Lindwurm angewendet, weil er einen Gefangenen für Geld losgelassen und mit einer Gefangenen Unzucht getrieben. Ferner 1481 an einem Menschen, der ein junges Mädchen genothzüchtigt.

Im Jahre 1487 wurde eine Wehmutter, welche der Zauberei sowie der Vergiftung und Tödtung mehrerer Personen beschuldigt war, wobei denn die erstere Anklage die weitern verdächtig macht, mit dem Feuertode belegt. — So ward auch 1510 eine angebliche Zauberin, die Kappenhöckerin geheißen, verbrannt. — Dasselbe widerfuhr am 26. Jan.

1) Dergleichen schrieb man bekanntlich dem Judas Ischariot zu.

1604 zwei vermeinten Zauberinnen, der dicken Christine und der Thor-Ursel, während eine dritte, die Bockin, diesem Schicksale dadurch entging, daß sie nach erlittener Tortur und wol infolge dieser im Gefängnisse starb. — Am 6. März desselben Jahres wurde zu Lauchstädt eine Zauberin, die Haferkastin, nebst einer andern verbrannt, welche bekannt haben soll, daß der Teufel sie auf die Spitze des Rothen Thurms zu Halle geführt, wo er ihr gedroht habe, sie herunterzustürzen, wenn sie ihm nicht halten würde, was sie ihm zugesagt, und darauf fünfmal auf der Spitze mit ihr Unzucht getrieben habe. — Am 31. Dec. 1619 ward Gabriel von Lüderitz wegen grober Excesse und angeblichen Bundes mit dem Teufel hingerichtet, jedoch nicht verbrannt, sondern enthauptet. Dies vielleicht seines Adels, vielleicht aber auch seines Geschlechts halber. Denn auch ein bloßer Stadtknecht, Heinrich, ein alter Mann von 70 Jahren, der auch mit dem Teufel ein Bündniß gemacht und sogar mit demselben Unzucht getrieben haben sollte, wurde (24. Juni 1624) enthauptet und blos der Leichnam verbrannt. Dagegen wurde (8. April 1601) der Schleifer im Steinthor, ein steinalter Mann, der auch ein Hexenmeister sein und mit dem Teufel gebuhlt haben sollte, verbrannt. Ebenso am 18. Juni 1628 eine angebliche Hexe, die Bader-Lene. Ferner am 11. Mai 1655 Katharine Blume, und zu Giebichenstein am 15. Juli 1664 Margarethe Kulb, eine Bauersfrau aus Dölau. Diese hatte, jedenfalls unter der Folter, auch auf die Frau eines wohlhabenden Fleischers, Namens Lincke, zu Glauche ausgesagt, die darauf auch zur Untersuchung gezogen wurde und gegen die gerade ebenso viel oder ebenso wenig sprach, als gegen die Kulbin. Der Unterschied zwischen beiden Fällen lag aber darin, daß die Familie der Lincke die Mittel besaß, sie vertheidigen zu lassen, daß ihr Mann und ihre erwachsenen Kinder diese Mittel anzuwenden bereit waren und auch die Mühe nicht scheuten, ihr die Vergünstigung, sich vertheidigen zu lassen, die ihr von seiten des Amtes und der Stiftsregierung sehr schwer gemacht wurde (!), durch wiederholtes Suppliciren bei dem Landesfürsten zu erwirken. Ein Notar aus Merseburg, der vor-

her das juramentum calumniae speciale ſchwören mußte, war ihr Vertheidiger, und der Schöppenſtuhl zu Leipzig erwarb ſich die Ehre, ſie vollſtändig freizuſprechen. Dieſer Vorgang ſcheint auch noch die weitere heilſame Frucht getragen zu haben, daß von da an die Hexenproceſſe zu Halle aufhörten, worauf ſich auch die Hexen verloren haben. — Außer bei Zauberern und Hexen wurde die Feuerſtrafe namentlich bei Brandſtiftern angewendet [1]), wovon in jener Zeit verſchiedene Fälle auch in Halle vorkommen, bis im 18. Jahrhundert die Enthauptung an die Stelle tritt. Daſſelbe erfolgt um dieſe Zeit hinſichtlich der Kindesmörderinnen, die bis dahin erſäuft wurden. Fälle der letztern Art kamen jedoch noch am 10. Dec. 1723 und am 8. Mai 1739 vor. — Einmal, jedoch ſchon 1497, ward übrigens der Feuertod auch wegen einer Handlung angewendet, die heutzutage wol nur zu einem Civilproceß oder höchſtens zu einer Disciplinarſtrafe Anlaß geben dürfte. Damals ward nämlich ein Braumeiſter verbrannt, weil er zwei Gebräude halliſches Bier verdorben haben ſollte. Dagegen begnügte man ſich 1548 hinſichtlich dreier Fleiſcher, die „gar zu geringes" Fleiſch feil geſtellt, ſtatt ſie ſelbſt verbrennen zu laſſen, billigerweiſe damit, dies hinſichtlich dreier Kälber, deren Fleiſch ebenſo wenig preiswürdig geweſen, durch den Scharfrichter vornehmen zu laſſen.

Im Jahre 1549 wurde ein Pflugräuber geköpft und dann aufs Rad gelegt, ein Kelchdieb aber gleichfalls gerädert, welche letztere Strafe ſehr häufig, gemeiniglich aber nur bei ſchweren Mordthaten vorkommt.

Im Jahre 1554 ließ der Hauptmann zu Giebichenſtein, Hieronymus von Dieskau, vier Soldaten zu Maſchwitz an die Weiden hängen, weil ſie den daſigen Bauern zwei Bratwürſte und ein Huhn mit Gewalt genommen. Dergleichen Beiſpiele von ſtrenger Militärdisciplin finden ſich noch mehrere, ſelbſt in den ſchlimmſten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. So wurden am 13. Febr. 1636 vier Reiter wegen Straßenraubes enthauptet und ihre Leichname auf das Rad

1) Auch Falſchmünzer wurden, bald lebend, bald todt verbrannt.

geflochten, während der fünfte, ein Katholik, durch Vermittelung eines Mönches nach der Enthauptung begraben wurde. Ebenso wurden am 29. Juli 1640 vier Reiter wegen desselben Verbrechens enthauptet und aufs Rad geflochten, und schon vorher, am 15. Febr. 1639, ließ Baner zwei Soldaten viertheilen, die einem Bauer zu Scherben einen Schwedentrunk eingegossen. Am 9. April 1644 ward ein schwedischer Reiter, der ein neunjähriges Mädchen durch Nothzucht verwundet hatte, enthauptet und geviertheilt und die Stücke an den Straßen aufgehängt. Am 22. April 1641 ward einem schwedischen Soldaten wegen Gotteslästerung die Zunge abgeschnitten und er darauf gehängt. Freilich zeigt die Zeitgeschichte, daß dergleichen Exempel, wie man sie zuweilen zu statuiren für gut fand, während man anderwärts und zu andern Zeiten den Soldaten die Zügel schießen ließ, wenig oder nichts fruchteten. Nur eine stetige Festhaltung derselben Grundsätze strenger Ahndung jeden Gewaltmisbrauchs konnte annähernd zum Ziele führen, und wirksamer als alle Strenge der Strafen hat sich auch hier die allgemeine Milderung der Sitten und der im ganzen Staatsleben befestigte Geist der Ordnung erwiesen.

Ehebruch, Bigamie und Blutschande wurden meist mit Enthauptung, Diebstahl mit dem Galgen bestraft. Von den sehr zahlreichen letztern Fällen erwähnen wir nur solche, an die sich irgendetwas Absonderliches knüpft. — Am 5. Oct. 1577 war eine Frauensperson gehängt worden, der aber am 12. darauf böse Leute den Rock ausgezogen hatten, weshalb ihr der Scharfrichter einen andern anziehen mußte. Am 12. Jan. 1582 ward zu Giebichenstein ein neuer Galgen gesetzt, und am 26. mit der ersten Execution inaugurirt. Diese sollte eigentlich nur einen Delinquenten, Augustin Abendroth, betreffen, während sein Kamerad, Nikel Wintergrün, Gnade erlangen und nur des Landes verwiesen werden sollte. Dieser aber wollte, ein gewiß seltener Fall, lieber zur Gesellschaft mithängen, und so geschah ihm sein Wille und er wurde auch mit aufgeknüpft. — Am 19. Juli 1587 ward Hans Rothe gehängt, der insgemein der Schellenkönig aus dem Joachimsthale oder auch der reiche Dieb hieß, weil

er nur reiche Leute bestohlen. Er war seines Handwerks ein Buchbinder, aber weder diesem rechtlichen, noch seinem unehrlichen Gewerbe hatte er einen vorhaltenden Wohlstand abgewonnen, denn seine Garderobe war so übel beschaffen, daß man ihn vor dem Aufknüpfen erst mußte kleiden lassen. — Am 1. Oct. 1624 ist Kaspar Franke, der sein Eheweib mit sieben Kindern böslich verlassen, den Weinkeller erbrochen, gestohlen und, als er darüber ertappt worden, sich in die Kehle gestochen, worauf er, und da er gestand, auch in der Schmerstraße eingebrochen zu sein und gestohlen zu haben, am Tage darauf gehängt worden. (Schnell war die Justiz überhaupt. So ward unter anderm ein Holzlader, der am 12. Juni 1594 seinen Kameraden erstochen, den dritten Tag darauf enthauptet, und sein Leichnam mit dem des Getödteten in Ein Grab gelegt.)

Rücksichten auf Standesverhältnisse bleiben wenigstens in den Formalien nicht ganz aus. Am 5. Aug. 1607 war Heinrich Müller, des Amtsschöffen zu Rothenburg Sohn, wegen Straßenraubes allerdings zu Giebichenstein gerädert und der Körper aufs Rad gelegt worden. Doch schon am Abend ward derselbe abgenommen und auch das Rad entfernt. Am 16. Febr. 1610 wurden ein Adelicher Joachim von Knipping, sammt Andreas Blum und Jakob Klincke, auch wegen Straßenraubes zu Giebichenstein enthauptet, aber nur der Leichnam des Letztern aufs Rad geflochten, die beiden andern dagegen begraben.

Noch erwähnen wir folgende Fälle. Im Jahre 1613 erstach Anna Nitzsche beim Pfingstbier einen Hallknecht. — Am 7. Sept. 1615 erschoß Meister Peter Becker, der einige sechzig Jahre alt war, aus Eifersucht seine Frau, worauf er sofort aufs Rathhaus ging, sich anzeigte und sein Recht begehrte, auch bereits am 20. enthauptet wurde. Der Leichnam ward in sein Haus getragen und von da aus, mit Geläute und öffentlicher Procession, auf dem Gottesacker begraben. — Als dagegen nicht zwei Jahre später (26. Febr. 1617) Andreas Lising sein Eheweib im Bette mit neun Stichen ermordet, sich aber dann durch Selbstmord der menschlichen Justiz entzogen hatte, wurde sein Körper durch den

Scharfrichter aus der Kammer auf die Gasse gestürzt, auf eine Horde gebunden, an den Roland geschleift, wo das Halsgericht über ihn gehalten wurde, dann zum Thore hinausgeschleift und auf das Rad geflochten. — Am 1. Juli 1625 war der magdeburgische Hofrath Dr. Arnold Praun von einem einbrechenden Diebe, Johann Meißner aus Stargard, mit acht Stichen tödlich verwundet worden und den nächsten Tag an seinen Wunden gestorben. Der Thäter erbot sich: wenn ihm das Leben geschenkt würde, den Rothen Thurm von außen ersteigen zu wollen, ohne etwas bei sich zu führen, als einen spitzen Hammer. Es wäre nicht so beispiellos gewesen, wenn man auf ein solches Erbieten eingegangen wäre. Indeß geschah es diesmal doch nicht, und der Mörder wurde vielmehr mit glühenden Zangen gerissen, gerädert, aufs Rad gelegt und dann noch gehängt. — Am 27. Sept. 1642 wurde der Domküster Stephan Fischer, weil er die Domkirche am Kupferdache und sonst bestohlen, zu Giebichenstein enthauptet. — Am 15. Mai 1651 wurde Kaspar Fritzsche zu Giebichenstein gehängt, weil er 125 Thlr., die er für Abgebrannte gesammelt, veruntreut und durchgebracht hatte. — Ein falscher Brandbettler ward am 31. Oct. 1690 mit Staupenschlägen des Landes verwiesen.

Ein Jäger aus Freiberg hatte sich lange Zeit zu einem Frauenzimmer gehalten, der er die Ehe versprochen, machte aber keine Anstalt zu Erfüllung dieses Versprechens. Als sie ihn nun mit gerichtlicher Klage drohte, beredete er sie, mit ihm in den Wald zu gehen und erschlug sie daselbst. Auf der Flucht aber wurde er zu Deutschenthal ergriffen und nach Urtel und Recht gerädert (1668). Bei seiner letzten Vernehmung hatte er freiwillig mehrere frühere Mordthaten gestanden und dabei einen andern Jäger, den er genau beschrieben, dessen Aufenthalt aber unbekannt war, als Genossen bezeichnet. Er ist keine Stunde todt gewesen, als eben dieser Jäger sich bei dem Gerichtsherrn von Deutschenthal, Wolf Tilo von Trotha [1]) († 23. Jan. 1683), meldete

1) Mit Anne von Hartekorn aus Staßfurt († 1716, im sieben-

und Dienst suchte. Der Gerichtsherr schöpft Verdacht, läßt die Acten bringen, ihm das betreffende Protokoll verlesen, redet ihm eindringlich zu und bringt ihn zum Geständniß, worauf er das Schicksal seines Genossen theilte. — Im Jahre 1711 wurde ein Formschneider, Matthäus Müller aus Dreißdorf, wegen Falschmünzerei, zu Giebichenstein enthauptet und dann der Leichnam verbrannt. Er war schon früher einmal, zu Magdeburg, wegen desselben Verbrechens zum Feuertode verurtheilt und das Holz zu seiner Execution bereits angefahren gewesen. Damals hatte ihm aber die Niederkunft der Kronprinzessin Pardon verschafft. Eine Erneuerung seines Verbrechens zog ihm jetzt den Tod zu.

Am 10. Mai 1716 wurde ein Jude gehängt, der sich lange Zeit für einen Christen ausgegeben, mit einer Christin gelebt und Kinder gezeugt, auch lange Jahre, unter dem Namen Johann Christian Brautsch, als Gerichtsdiener bei einem Patrimonialgericht gedient und während dieser Zeit an Kirche und Abendmahl theilgenommen hatte. Zweihundert Jahre früher dürfte ihm schon dies das Leben gekostet haben. Jetzt aber kam es nur nebenbei zur Sprache, als er wegen Entleibung eines Gerichtsdieners und Beihülfe zu einem Einbruch in Untersuchung kam. Vor seinem Ende ging er zur reformirten Confession, ward mit dem Namen Christian Gottlieb getauft und soll anscheinend „rechten Ernst mit seiner Bekehrung" gezeigt haben.

Katharine Elisabeth Uhle, eines Bergmanns aus Hettstädt Tochter, war 1735 wegen eines ihr beigemessenen, damals in Preußen für ganz besonders strafbaren und doch gerade damals in Preußen sehr zu entschuldigenden Verbrechens,

---

undsiebzigsten Jahre) vermählt, hat er eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen. Der von Trotha auf Deutschenthal, der von zwei Straßenräubern erschossen wurde, die dafür im Februar 1647 enthauptet und aufs Rad geflochten worden sind, wird wol sein Vater Wolf Friedrich (vermählt mit Martha von Hanfstengel aus Krickstädt) gewesen sein. Der Großvater unsers Wolf Tilo, Friedrich, hatte fast alle Güter der Trotha in seiner Hand vereinigt, und ist, mit Anne Marie von Breitenbach aus St.-Ulrich, der Stammvater aller heutigen Trotha geworden.

nämlich wegen angeblicher Verleitung eines Soldaten zur Desertion [1]), an den Esel geschlossen, mit Spießruthen ausgehauen und ins Zuchthaus gebracht. Sie selbst hielt sich für unschuldig, sei es nun, daß sie wirklich nichts zur „Verleitung" des Soldaten gethan hatte oder daß sie dies nicht für schuldvoll zu erkennen vermochte. Als sie nun über ein Jahr im Zuchthaus gesessen und keine Aussicht zur Befreiung sah, gerieth sie in Verzweiflung und schnitt am 31. Mai 1736 dem achtjährigen Töchterchen einer andern Züchtlingin mit einem stumpfen Messer die Kehle ab, wofür sie am 31. August enthauptet wurde. Die ursprüngliche, wegen der „Verleitung" zur Desertion verhängte Strafe war vergleichsweise noch mild, ungeachtet sie unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. vorgekommen. Im Jahre 1749, also unter der Regierung des Philosophenkönigs Friedrich II., wurde ein Mann, der früher Klempner und Bürger zu Halle gewesen, im Kriege als Spion gedient hatte und jetzt kursächsischer Salzlicenteinnehmer zu Zwochau war, sowie sein Schwager, ein preußischer Unteroffizier Vogel, gehängt, weil sie sich mit Geld bestechen lassen, einen Soldaten des anhaltischen Regiments fortbringen zu wollen. Die Frau des Unteroffiziers, die auch mit betheiligt war, erhielt den Staupbesen und kam ins Zuchthaus, und der Schreiber des Einnehmers, ein junger Mensch von 15 Jahren, wurde trotz seiner Jugend zum Festungsbau verurtheilt!

Am 1. März 1653 hatte ein Goldschmiedegeselle, Christian Becker, ein wohlhabender Mensch, der an 4000 Thlr. Vermögen besaß, gleichwol, um seinen Meister zu bestehlen, den Lehrjungen ermordet und an 2000 Thlr. Werth gestohlen, was aber folgenden Tags entdeckt worden war und wofür er schon am 11. März von oben herab gerädert, der Rumpf aufs Rad gelegt und der Kopf an den Galgen geknüpft, auch das Ringeisen, mit dem er die That verübt, danebengenagelt wurde. Als der erschlagene Knabe am

---

1) Sollte es damals dazu einer Verleitung bedurft haben? Es wird wol Beihülfe gewesen sein. Oder war der Soldat ihr Geliebter?

3. März feierlich beerdigt wurde, ließ man die Leiche in der Nähe des Gefängnisses halten und ein Sterbelied singen, damit der Verbrecher es höre, was denn jedenfalls eine christlichere Zuthat seiner Strafe war als die übrigen. Er selbst machte vor seinem Tode sein Testament, ließ sich ganz neu schwarz kleiden, und ward in diesem Anzuge, mit einem großen grünen Rosmarinkranze auf dem Kopfe, zum Gericht geführt. Da er zudem ein sehr schöner Mensch war, so soll er bei den Frauenzimmern viel Mitleid erregt haben. Auch bewirkte das Bitten seiner Verwandten und eine erlegte Geldsumme, daß sein Körper bald von dem Rade abgenommen und beerdigt wurde.

Am 22. Juni 1677 wurde eine Magd aus Zerbst, die ein zwölfjähriges Mädchen nach Halberstadt entführt und es dort hatte für 20 Thlr. verkaufen wollen, ausgestäupt und des Landes verwiesen. — Am 17. März 1694 hatte ein Hirte, Hans Betzel aus Eisenberg, einen zwölfjährigen Knaben entführt und nach Halle gebracht, um ihn an die Juden zum Schlachten zu verkaufen. Er hatte ihn in der That dem Juden Jakob Levi für 100 Thlr. angeboten, der aber natürlich sogleich Anzeige gemacht hatte, worauf der Verbrecher mit dem Staupenschlag immer noch äußerst billig wegkam. — Am 28. Nov. 1688 wurde ein Bornknecht, Hans Albrecht, „wegen greulichen Fluchs" an den Pranger gestellt und auf drei Jahre des Landes verwiesen. Die Strafe hatte nicht zur Abschreckung gereicht. Denn schon am 25. Jan. 1689 brachte dieselbe üble Angewohnheit den Hallknecht Zacharias Grieser vor Gericht. Als nun derselbe zur Haft gebracht werden sollte, sprang er zum Fenster herunter und brach ein Bein.

Nun noch einige Fälle, die man allenfalls politische nennen könnte. Ein Advocat, Hans Rode, hatte sich den albernen Spaß gemacht, gebratene Aepfel mit Nießwurz zuzurichten und so in der Rathsstube in die Ofenröhre zu legen, damit, wenn sie warm würden, die ganze Rathsversammlung vom Nießen befallen würde. Man muß sich immerhin wundern, daß er mit Ausweisung aus der Stadt davonkam (25. April 1581). — Auch Christoph Kuner, der den Rath

und einige Bürger fälschlich beschuldigt haben sollte, wurde aus Stadt und Amt verwiesen, bekam aber noch Staupenschläge dazu, während welcher Execution sechs geharnischte Männer nebenhergingen. — Ebenso ward am 20. Mai 1585 ein Procurator Johann Rothe von Sangerhausen [1]), wegen seiner Schmähschriften mit Ruthen ausgestrichen. — Am 6. ? ? 1587 ward Anton Fischer, ein Bürger, der wegen Verlästerung des Raths und der Gerichte 12 Jahre und 13 Wochen gefangen gesessen, in Freiheit gesetzt, worauf er, sich wahrscheinlich für ungerecht behandelt haltend, bei dem Reichs-Kammergericht zu Speier klagte. Er ist aber daselbst, sagt der Chronikant, sammt der Sache gestorben. — Am 8. Mai 1593 mußte der Sohn des Dr. Machold einem Edelmanne, den er injuriirt, einen öffentlichen Widerruf vor dem Rolande thun und die Stadt einige Jahre räumen.

## 2. Mirabeau's Großmutter.

Mirabeau's Großvater, gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. Hauptmann bei der königlichen Garde, muß etwas von dem Freisinn seines Enkels gehabt haben, denn als er einst an der Spitze seiner Truppen über den Pont-neuf marschirte, machte er vor der Bildsäule Heinrich's IV. halt und sagte zu seinen Soldaten: „Meine Kinder, salutiren wir ihn, ein zweiter wäre sehr gut.“ Ludwig XIV. ließ ihm dies ebenso hingehen, wie daß er sich erlaubte, einen Gardisten, der sich gegen ihn vergangen, im Vorzimmer des Königs zu schlagen.

Dieser alte Haudegen nun hatte, schon bejahrt, eine junge Frau geheirathet, die ihn um lange Jahre überlebte und in ihrem Witwenstande sich gegen die Versuchungen ihres lebhaften Temperaments durch die Religion zu schützen ge-

1) Es wird doch nicht derselbe Hans Rode gewesen sein, der 1581 wegen der Nießwurz ausgewiesen ward.

ſucht hatte, darüber aber in ein Uebermaß von Bigoterie verfallen war. In ihrem dreiundachtzigſten Jahre nun erkrankte dieſe Frau an einer zurückgefallenen Gicht, das Uebel ward nicht erkannt und falſch behandelt, und der Gichtſtoff warf ſich aufs Gehirn. Die alte Frau ward wahnſinnig bis zur Raſerei, zerriß ihre Kleider und Betten und mußte endlich in eine nur mit einem Strohlager verſehene Kammer geſperrt werden, wo man ſie der Obhut eines alten ſiebzigjährigen Bedienten vertraute, der allein mit ihr zurecht kommen konnte — weil ſie ſich in ihn verliebt hatte. Denn zweierlei Merkwürdigkeiten zeigten ſich bei ihrer Krankheit. Sie war vorher zum Skelet abgemagert geweſen und hatte kaum noch Leben in ſich gehabt, blühte aber, ſeit ſie der Wahnſinn ergriff, auf das ſtaunenswertheſte auf, wurde voll und ſtark, friſch wie ein junges Mädchen und zu allen Zeichen der weiblichen Jugend hergeſtellt. Ihre Reden aber bewegten ſich gerade im Gegenſatz zu ihrem Charakter. Dieſe ſo tugendhafte, ſo keuſche Frau, die an dem Schatten eines zweideutigen Ausdrucks Anſtoß nahm, ſtieß jetzt Worte aus, die das Ohr eines Grenadiers beleidigt haben würden und von denen man hätte glauben können, daß ſie ihr gänzlich unbekannt ſein müßten, und überhäufte ihren ſiebzigjährigen Wächter unabläſſig mit Liebkoſungen. Ebenſo ergoß ſich die ſo bigote Frau jetzt in den ſchrecklichſten Blasphemien, und ſo oft jemand zu ihr kam, rief ſie ihm zu: er ſolle Gott verleugnen, wenn er nicht von ihr erwürgt ſein wolle. In dieſem Zuſtande lebte ſie noch vier Jahre, um erſt dann durch den Tod ihrem wahren Weſen zurückgegeben zu werden.

---

## 3. Die Theilung der ſächſiſchen Truppen.

In Betreff der Maßregeln, die nach den lütticher Ereigniſſen vom 2. Mai 1815 gegen die ſächſiſchen Truppen getroffen wurden, und der endlichen Theilung des ſächſiſchen Heeres iſt uns von einem hochgeehrten Veteran zur Berichtigung und Ergänzung abweichender Berichte Folgendes

mitgetheilt worden: „Nicht die sämmtlichen sächsischen Truppen wurden entwaffnet und als Gefangene nach Magdeburg geführt, sondern nur das Gardebataillon und die beiden Grenadierbataillone, letztere mit Ausnahme der Compagnie des Hauptmann Geibler, welche am 2. Mai in Lüttich die Wache bei Marschall Blücher gehabt und dessen Quartier bewacht hatte. Diese Compagnie wurde von Blücher zu seiner Leibwache ernannt und mußte ihm bis Namur folgen, wo er sie, nach eingetroffenem Befehl des Königs von Sachsen, zur Theilung der Armee entließ. Diese Compagnie, sowie zwei unterdessen von den Russen abgegebene Compagnien der russisch-deutschen Legion, aus sächsischen Soldaten bestehend, die 1813 bei Lüneburg gefangen worden waren, marschirte von Namur nach Osnabrück in das sächsische Hauptquartier, wo inzwischen General von Lecoq als königlicher Commissar eingetroffen war, um legal die Armee zu theilen. Der für uns so traurige und tief ergreifende Act der Theilung selbst erfolgte am 13. Juni 1815 auf der sogenannten Bremer Heide bei Waldeck. Hier floß manche Thräne der schon in dem russischen Feldzuge erprobten Männer, die in den letzten drei so verhängnißvollen Jahren allen Ereignissen, Gefahren und Beschwerden mit Gleichmuth entgegengeblickt hatten."

# Register.


Abendroth, Auguſtin, 427.
Abraham, Matthias, 423.
Aiguillon, Herzogin von, 130.
Albrecht, Cardinal, 32 fg.
Alemann, Ebeling, 35.
Allnpeck, die von, 404 fg.
Alviano, Bartolomeo, 47.
André, Rentamtmann, 332.
Anhalt, die Fürſten von, 1 fg.; Johann I., 2; Siegmund I., Albrecht IV., 2 fg.; Waldemar, 5 fg.; Bernhard V., 4 fg.; Fürſten v. Anhalt-Köthen, Albert, Fürſt von, 5 fg.; Georg I., 15 fg., Adolf, 16 fg., Fürſten von; Auguſt, Prinz von, 22 fg.
Anjou, Ludwig Franz von, 402.
Ansbach, Kaſimir, Prinz von, 43.
Arnhiemb, Herr von, 385, 390.
Avaugour, Miniſter, 86.
d'Avaux, 96, 103, 134.

Baden, Chriſtoph, Markgraf von, 41.
Baiern, Max Emanuel, Kurfürſt von, 235.
——-Landshut, Georg, Herzog von, 40.
Baner, Johann, 160, 166, 427.
Banner, Oberſt, 268.
Bar, Grafen von, 302, 303.
Barby, Agnes von, 21.
——, Chriſtine Eliſabeth, Gräfin von, 208.
Bauer, Oberſt, 278.
Bautin, Generaleinnehmer, 321.
Becker, André, 400.
——, Peter, 428.
Beichling, die von, 356 fg.
——, Gottfried Hermann von, 357, 366 fg., 378 fg.; Friedrich von, 359, 360; Hans Dietrich von, 360, 363; Friedrich Wilhelm, 360, 364, 371; Sophie Juliane von, 361 fg.; Martha Sophie von, 361 fg.
Beichlingen, Grafen von, 354 fg.
Benzenauer, Hans, 41, 44.
Bernſtorff, Geheimerath von, 239, 246, 297.
Betzel, Hans, 432.
Bilderbeck, Hermann, 274 fg.
Blaſebalg, Dorothea von, 417.
Blücher, 436.
Bluhme, Katharina, 425.
Blum, Andreas 428.

Boroski, 186 fg.
Bornum, Hans, 10.
Bouthillier, 84 fg.
Brandenburg, Friedrich, Kurfürst von, 12 fg.; Friedrich III. von, 214.
——, Stephan, Bischof von, 17 fg.
——-Ansbach, Karoline von, 313.
——-Ansbach-Kulmbach, Friedrich von, 41, 45.
Braunschweig, Erich, Herzog von, 43.
——-Lüneburg, Fürsten von: Christian Ludwig, 201, 202; Johann Friedrich, 201, 203; Georg Wilhelm, s. Celle; Ernst August, s. Hannover.
——-Wolfenbüttel, Herzoge von: Anton Ulrich, 201 fg., 295; Rudolf August, 201; Ferdinand Albert, 201; August Friedrich, Erbprinz von, 207; August Wilhelm, 204.
Brause, Friedrich August Wilhelm von, 333, 334.
Brett, Anna, 307.
Brulon, Graf, 100, 132.
Buchbach, M. Johann, 36.
Bülow, Ernst August, Graf von, 312.
——, Joachim Heinrich von, 297.
Busch, Katharine Marie Henriette von dem, 215 fg., 312.
Buschmann, Johann Heinrich, 269.

Callenberg, Kurt Reinicke, 383 fg.
Cavendish, Lord, 193.
Celle, Georg Wilhelm Herzog zu, 202 fg.
——, Sophie Dorothea, Prinzessin von, 204 fg.
Chavigny, 84 fg.
Chesterfield, Philipp Dormer Stanhope, Earl von, 308.
Cinq-Mars, Marquis de, 129.
Clerk, General, 319.
Condé, Prinz von, 126, 132.
Colloredo, Graf, 163.
Cramer, Zacharias, 400.

Darlington, Gräfin, 307.
Dieskau, Hieronymus von, 426.
Dillon, Fräulein, 254.
Dupuy, 71, 146.

Eberstein, Generalfeldmarschall von, 359.
Eger, Kaufmann, 386.
Enghien, Herzog von, 161.
England, Jakob I., König von, 72.

Fabrice, die von, 305; Friedrich Ernst von, 305.
Fenquières, Marquis von, 85 fg.
Findekeller, Mr., 397 fg.
Fischer, Anton, 433.
Fleischer, Laurentius, 411.
Flemming, Graf, 281; Premierlieutenant, 333.
Franke, Kaspar, 428.
Frankreich, Franz I., König von, 49; Ludwig XIII., König von, 69 fg.; Ludwig XIV., König von, 433 fg.; Ludwig XV., König von, 314 fg.
Frantz, Hauptmann, 186 fg.
Friesen, Ursula Regina von, 383.
Fritzsche, Kaspar, 429.
Fröse, Ludwig, 164.
Frundsberg, Georg von, 38 fg.; Ulrich von, 38; Kaspar von, 51.

Galitzin, Fürst Demetrius 322 fg.
Gardie, die de la, 289, 290; Pontus Friedrich, 168; Magnus Gabriel, 172.
Gayement, Alexander Prevoſt de, 304.
Geoffrin, de, 314.
——, Marie Thereſe Rodet de, 314 fg.
Gersdorf, General von, 335, 344.
Grave, Eberhard, 168; Gerhard, 168.
Großbritannien, Georg II., König von, 299.
Groot, Hugo de, 61 fg.; Marie de, 64; Peter de, 147.

Hannover, Ernſt Auguſt, Herzog von, 202 fg.; Sophie, Herzogin von, 210 fg.; Georg Ludwig, Erbprinz von, 211 fg.; Friedrich Auguſt, 214; Max Wilhelm, 215; Karl Philipp, 214; Chriſtian, 214; Ernſt Auguſt, 214; Georg Auguſt, 216, Prinzen von; Charlotte Sophie, Prinzeſſin von, 214; Sophie Dorothea, Prinzeſſin von, 216.
Hartmann, Anna, 31.
Hartitzſch, Heinrich von, 419; Katharina von, 413.
Heſſen, Philipp, Landgraf von, 41; Amalie Eliſabeth, Landgräfin von, 93.
——-Darmſtadt, Georg I. von, 21.
——-Homburg, Friedrich, Landgraf von, 164.
Hildebrandt, Sekretär, 265.
Holtzendorf, Generallieutenant Graf von, 335.
Horn, Marſchall, 95.
Howe, Graf Richard, 252.
Hugo, Vicekanzler, 278.
Hurſchedel, Perpetua von, 378.

Imbeault, Frau de la Ferté, 327 fg.
Joſeph, Kapuziner, 84 fg.

Katzenberg, Hauptmann, 269.
Kaunitz, Fürſt von, 322 fg.
Kieſenwetter, Johann Georg von, 421.
Kinski, Fürſtin, 322 fg.
Klinger, Dr. jur. Melchior, 417.
Klincke, Jakob, 428.
Kneſebeck, 200 fg.
Kniphauſen, Dodo von, 159.
Knipping, Joachim von, 428.
Königsmark, Johann, 156; Chriſtian, 156; Albert, 157; Johann 157.
——, die Grafen von, 155 fg.; Karl Johann, Graf von, 175 fg.; Philipp Chriſtoph, 175, 186, 197 fg.; Johann Chriſtoph, 157 fg.; Aurora, Gräfin von, 222 fg., 285 fg.
Kotzebue, 337.
Kutuſow, General, 341.

Landau, Hans Jakob, 48.
Langenau, von, 336 fg.
Laſtrey, Gebrüder, 288.
Lauinger, Frau, 45 fg.
Lauriſton, Offizier, 335.
Lawareck, Thomas, 267.
Lecoq, Ferd. Chriſt. Erdmann, von 349, 435.
Lehſt, Agathe v., 163, 168, 173.
Leo, A., 376 fg.
Lewenhaupt, die Grafen von, 292.
——, Karl Guſtav, Graf von, 175, 233 fg., 273 fg.; Gräfin, 229, 292.

Levi, Jakob, 432.
Leyva, 49.
Lindwurm, Balthasar, 424.
Lindenau, Wolf von, 361 fg.
Lincke, Frau, 425.
Lippe, Graf, 271.
Lising, Andreas, 428.
Lochmann, Fourier, 261 fg.
Löffler, 83.
Loredano, Andreas, 48.
Ludwig, Rath, 300.
Lüdemann, Amtmann, 300.
Lüderitz, Gebrüder, 425.
Lüttichau, Herr von, 377 fg.; Wolfgang Siegfried von, 377; August von, 377, 382; Perpetua Margarethe von, 378.
Lützelborf, Hans, 6.

Maitsch, 266.
Malzahn, Joachim Andreas, Graf von, 312.
Mansfeld, Grafen von, 15.
Manteuffel, Commissar, 345.
Marsan, Frau von, 329.
Maximilian I., Kaiser, 41 fg.
Mazarin, Cardinal, 111, 122.
Meisenbugk, Heinrich Leo, 366.
——, C. G. von, 371.
Meißner, Johann, 429.
Merbaunt, Lord, 185.
Mesmes, de, 71.
Meusel, Kaufmann, 333.
Mey, 248.
Militz v. Siebeneichen, 341 fg.; Dietrich von, 342.
Mirabeau, 433.
Molanus, Gustav, 297.
Moltke, Otto Friedrich, Graf von, 215.
——, Fräulein von, 217.
Monhaupt, die von, 410.
Monmouth, Herzog von, 182 fg.
Montegu, Ralph, 180, 189.
Montesquieu, Präsident de, 329.
Müffling, Friedr. Ferd. Karl, Freiherr von, 351.
Müller, Heinrich, 428; Matthäus, 430.
Münzer, Hans, 411.

Nassau-Dietz, Heinrich Kasimir, Fürst von, 209.
——-Dillenburg, Grafen von, 160.
——-Siegen, Grafen von, 174; Johann II., Graf von, 174.
Natzmer, Major, 338.
Neubauer, Marie, 416.
Nivernois, Herzog von, 330.
Northumberland, Joscelyne Percy Earl von, 180.

Odowalski, 162.
Oesterreich, Marie Theresia, Kaiserin von, 317; Joseph II., Kaiser von, 317.
Offeln, Jobst Moritz von, 312; Sophie Karoline Eva Antoinette von, 312.
Ogle, Heinrich Cavendish, Carl von, 181.
Olbreuse, Marquis Alexander d', 203.
——, Eleonore d', 204 fg.
Oldenbarneveldt, 64, 71, 75.
Orenstjerna, 77 fg.

Peiresc, 71.
Pemberton, 189, 190.
Pfalz, Karl Ludwig, Kurprinz von der, 93; Ruprecht von der, 40 fg.; Philipp, Kurfürst von der, 42 fg.
——-Sulzbach, Johann August, Graf von, 174.
Pfefferkorn, Johann, 423.
Pflugk, Hauptmann, 374.

Pistoris, Simon, 417.
Platen, Clara Elisabeth, Gräfin von, 213 fg.; Graf von, 224, 239; Ernst August, Graf von, 312; Sophie Charlotte, Gräfin von, 252; Emilie Erneſtine, Gräfin von, 312; Friederike Luiſe, Gräfin von, 312.
Podewils, Heinrich von, 236, 242.
Polen, Kaſimir, König von, 126; Stanislaus, König von, 317.
Poniatowski, Stanislaus, 317, 320.
Pont-Chartrain, Marquis von, 330.
Prager, Wolf, 418.
Prellwitz, Cordula, 31; Margarethe, 32.
Preußen, Friedrich Wilhelm I., König von, 299, 431; Friedrich II., König von, 304; Friedrich Wilhelm III., König von, 345; Ferdinand, Prinz von, 304; Ludwig, Prinz von, 304; August, Prinz von, 304; Heinrich, Prinz von, 329.
Puffendorf, Eſaias, 169.

Querfurt, Brigitta, 6.
Queſtenberg, Johann Adam, Graf von, 323; Marie Antonie, Gräfin von, 323.
Quitzow, die von, 12; Hans von 9.

Radzivill, Luiſe, Fürſtin von, 304.
Rau, Hauptmann von, 336.
Reckowitz, Oberſt, 160.
Reigersberg, 84.
Renesby, Sir Johann, 184 fg.
Richelieu, Cardinal, 70 fg.
Rochefoucauld, Herzog von, 330.
Rode, Hans, 432.
Robet, Kammerdiener, 314.
Röder, Hauptmann von, 337 fg.
Rößler, Unteroffizier, 333.
Rothe, Hans, 427; Johann, 433.
Rovallin, 216.
Rovero, Felicia, 51 fg.
Rudolf II., Kaiſer, 28.
Rüdiger, Auditeur, 266.
Ruperto, 53.
Rußland, Katharina II., Kaiſerin von, 317; Paul I., Kaiſer von, 320; Peter III., Kaiſer von, 329.

Sachſen, Friedrich der Streitbare, Kurfürſt von, 17; Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von, 19; Johann Georg IV., Kurfürſt von, 357; Friedrich Auguſt I., König von, 345, 350; Friedrich Auguſt, Prinz von, 199, 235; Georg, Herzog von, 41; Moritz, Marſchall v., 239.
—— -Hildburghauſen, Ernſt, Herzog von, 366.
Salm, Niklas, Graf zu, 49.
Salvius, Adler, 96 fg.
Sandi, Robert von, 52.
Sayn-Wittgenſtein, Charlotte, Gräfin von, 303.
Scharnhorſt, 338.
Schinitz, Hans von, 32 fg.; Gregor von, 31; Johann von, 31; Anton von, 33; Albrecht von, 34; Victor von, 34.
Schleinitz, Hans Georg von, 378, 393; Martha Eliſabeth, 378 fg.
Schmalz, Geheimſchreiber, 92.
Schönberg, Moritz von, 421.
Schönleben, die, 415.
Schulenburg, Rittmeiſter Graf, 336; Armgard Meluſine von der, 218, 306; Pe-

tronelle Melusine von der, 308; Anna Sophie von der, 308.
Schwalinger, Mainhard, 37 fg.
Schwarz, Hauptmann, 268.
Schwarzburg, Günther, Erzbischof von, 4; Günther, Graf von, 14; Margarethe von, 20.
Schweden, Christine, Königin von, 70 fg., 165; Gustav Adolf, König von, 77, 118; Karl Gustav, König von, 165; Karl XII., König von, 305.
Schwegler, Kaspar, 57.
Schweinitz, Rittmeister, Graf von, 334.
Seydensticker, Niklas, 51.
Senfft, Hauptmann von, 332 fg.; Frau von, 336.
Shelburne, Lord, 319.
Siegmund, Kaiser, 15.
Soissons, Graf von, 126.
Somerset, Karl, Herzog von, 195, 196; Algernon, Seymour, Herzog von, 196.
Sommelsdyk, Aarsen von, 106.
Southampton, Thomas Wriethesley, Earl von, 180.
Spanien, Margarethe Therese von, 403.
Stein, Minister von, 343 fg.
Stepney, Mr., 234.
Stern, Lieutenant, 186 fg.
Sternberg, 43.
Streif, 83.
Sture, Edmund, 156; Marie, 156.

Tarent, Emilie, Fürstin von, 129.
Taube, Reinhard Dietrich, Freiherr von, 379.
Thielmann, General, 331 fg.
Thiers, Rudolf, 297.
Thou, Friedrich August de, 129.
Thynne, Sir Thomas, 182 fg.
Torstenson, 160, 166.
Trainer, Paul, 417.
Trotha, Wolf Tilo von, 429.
Trützschler, Mr., 385, 390.
Turenne, Marschall, 161.

Uitenbogaard, 64.
Uhle, Katharine Elisabeth, 430.
Urban VIII., Papst, 89.
Urbino, Herzog von, 53.

Veldenz, Alexander, Pfalzgraf von, 41.
Vollrath, Meister, 42.
Voß, G., 71.

Waldeck, Gräfin von, 366.
Wallenstein, 76.
Wallwitz, die von, 12.
Walmoden, Adam Gottlob v., 313.
——-Gimbern, Johann Ludwig von, 313.
Walther, Hieronymus, 34; Magdalene, 34.
Wartensleben, Graf, 350.
Wasa, Anna, 157.
Weimar, Bernhard, Herzog von, 89 fg.
Wendt, General von, 312; Amalie Sophie Mariane von, 312.
Wensin, holsteinischer Beamter, 268.
Werth, Johann von, 95.
Weyer, Oberst, 233.
Wind, Christoph, 34.
Wintergrün, Nickel, 427.
Wrangel, die, 173, 174.
Würtemberg, Ulrich von, 41,

45; Eberhard Ludwig, Herzog von, 302.

Zach, Secretär, 266.
Zedlitz, 43.
Zeyer, Bernhard, 261 fg.
Zezschwitz, Joh. Adam v., 349.
Ziegler, 273.
—— und Kliphausen, Anshelm Heinrich von, 368.
Zweibrücken, Marie Euphrosine von, 172.

## Berichtigung.

S. 41, Z. 11 von unten, und S. 44, Z. 9 von oben ist statt: „Ringenauer“ zu lesen: „Benzenauer“.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.